Deutsche

National-Litteratur

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter. Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

75. Band

Herders Werke II

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Herders Werke

Zweiter Teil

Cid. Paramythien. Blätter der Vorzeit und Jüdische Parabeln. Legenden. Admetus Haus. Gedichte

Herausgegeben

von

Hans Lambel

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Der Cid.

Einleitung.

Am Eingange der Geschichte der spanischen Dichtung steht die Heldengestalt des Cid. Jahrhunderte lang verkünden Chroniken, Heldenlieder und Romanzen in der Heimat seinen Ruhm und noch in unseren Tagen singen und verkaufen die „Blinden“ (ciegos) in den Straßen Andalusiens Romanzen (Pasillos) vom Cid Campeador. Nachdem aber im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts auch die spanische Bühnendichtung seine Jugendthaten mit neuem Zauber und Glanz umgeben, überschritt sein Name die Grenzen der heimischen Poesie und fand in Frankreich und schließlich auch in Deutschland eine Aufnahme „viel zu günstig“, um mit Corneille zu reden, „als daß er es bereuen sollte, seine Heimat verlassen und eine andere Sprache als die seinige sprechen gelernt zu haben.“

Wer ist dieser außerordentliche Mann? Wie viel von dem, was uns seit unserer Jugend über ihn geläufig ist, darf als geschichtlich verbürgt gelten, wie viel gehört der ausschmückenden Sage und Dichtung an? Wenn wir auf diese Fragen heute eine befriedigendere Antwort geben können als vor 80 Jahren, wo Johannes von Müller in der historischen Einleitung zu Herders Cid noch das spanische Heldengedicht als historische

Quelle benützen zu dürfen, andrerseits im selben Jahre der freilich schon Jahrhunderte früher erwachende Zweifel bei dem Jesuiten Masdeu glaubte alles in Frage stellen zu dürfen, selbst die Existenz des Helden, so verdanken wir dies, abgesehen von den achtenswerten Bemühungen eines deutschen Forschers, V. A. Huber (Geschichte des Cid 1829 und Einleitung zu seiner Ausgabe der Cronica 1853) namentlich den bahnbrechenden Entdeckungen und kritischen Untersuchungen des Leydener Professors R. Dozy (Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne pendant le moyen âge)*), auf die ich jeden verweisen muß, der sich gründlicher über die Sache unterrichten will.

Rodrigo (Ruy) Diaz (der Sohn des Diego), aus einem alten edlen Geschlecht stammend (man führt es zurück auf Lain Calvo, den einen der beiden Schiedsrichter, welche die Kastilianer unter Fruela II. [924—925] wählten, da ihnen der Gerichtshof zu Leon zu entfernt war), erscheint zuerst in einer Urkunde Ferdinands I. vom Jahre 1064. Als dann dieser große Fürst, der den Mauren gewaltigen Abbruch gethan, seine Erfolge selbst wieder in Frage stellte durch die Teilung seines Reiches (Sancho, der älteste Sohn, erhielt Kastilien, Najera und Pampeluna, Alfonso Leon und Asturien, Garcia Galicien und den den Mauren entrissenen Teil Portugals; Urraca, die ältere Tochter, erhielt Zamora, die jüngere Elvira Toro), finden wir Rodrigo im Dienste König Sanchos von Kastilien, welcher seine Geschwister der Reihe nach (erst Alfonso, dann Garcia, endlich Elvira) aus ihrem Erbe vertrieb, bis ihm Zamora verhängnisvoll wurde. Seinen entscheidenden Erfolg über Alfonso bei Golpejares (1071; ein drei Jahre früher erfochtener Sieg scheint nicht entscheidend gewesen zu sein) verdankte Sancho dem Rodrigo, der sich schon früher in dem übrigens nicht eben glücklichen Kriege mit Sancho von Navarra durch einen Einzelkampf mit einem navarrischen Ritter derart ausgezeichnet hatte, daß ihm sein König den Oberbefehl über sein Heer übertrug, und daß er von da an den Beinamen Campeador (bei den arabischen Schriftstellern seit 1109 Cambeyator, in den lateinischen Quellen campiator, campidator, campidoctor, campidoctus: von campear, das Feld halten, wobei man daran erinnern darf, daß campus im Mittellateinischen nicht bloß „Schlachtfeld", sondern auch „Zweikampf" bedeutet, also etwa „der Kämpe"**) soll erhalten haben. Der Sieg bei Golpejares aber war ein Erfolg nicht bloß der Tapferkeit, sondern mehr noch eines bei unserm Helden auch sonst wohl hervortretenden Zuges von rücksichtsloser, in Bezug auf die Mittel wenig wählerischer, dafür die Gunst des

*) Ich benütze die 2. Ausgabe (1860) II, 1—253; die seither erschienene 3. ist auf der hiesigen Universitätsbibliothek nicht vorhanden.

**) Vgl. Diez, Etymol. Wörterbuch der rom. Sprachen I, 106. Wenn Dozy (a. a. O. 63—70) die Rücksicht auf den Zweikampf betont, so hat er also vielleicht nicht ganz unrecht, wiewohl diese Beschränkung in dem Worte nicht notwendig liegt; seine Herleitung vom deutschen champf ist falsch und die von ihm mit Heranziehung des arab. barâz urgierte Bedeutung des Herausforderns liegt nicht in dem Worte.

Augenblicks rasch ergreifender und wo es gilt auch über ein gegebenes Wort sich kühn hinwegsetzender Arglist. Es war zwischen den Brüdern die Verabredung getroffen worden, daß dem Sieger in der vorher bestimmten, an der Grenze ihrer Länder stattfindenden Schlacht das Land des Besiegten zufallen solle. Alfonso war bereits Sieger; allzu vertrauensvoll verbot er seinen Kriegern die Verfolgung der weichenden Kastilianer. Als aber Rodrigo sah, wie die Feinde im Bewußtsein des Sieges sorglos sich der Ruhe überließen, riet er seinem König die Schlafenden beim Morgengrauen zu überfallen und den Kampf zu erneuern. So wurde Alfonso der bereits gewonnene Sieg wieder entrissen, er selbst gefangen; auf Bitten seiner Schwester Urraca und des Leonesen Pedro Ansurez freigelassen, auf daß er sich in ein Kloster zurückziehe, entfloh er bald aus demselben zu König Mamun von Toledo.

Als Sancho vor Zamora, wo Rodrigo nach einer Quelle Wunder der Tapferkeit soll vollbracht haben, nach längerer Belagerung am 7. Oktober 1072 durch den Verrat des Zamoraners Bellido Dolfos fiel (nur seine Schnelligkeit soll den Mörder vor dem verfolgenden Rodrigo gerettet haben), wurde Alfonso auf den Thron berufen. Er mußte aber schwören, keinen Anteil an der Ermordung seines Bruders gehabt zu haben, und Rodrigo nahm ihm den Eid ab. Der König war dadurch tief verletzt; er verstand es aber vorläufig noch seine Abneigung zu verbergen und war klug genug, den stolzen einflußreichen Kastilianer enger an sein Haus zu fesseln, indem er ihm seine Base Ximena (Scemena), die Tochter des mächtigen asturischen Grafen Diego von Oviedo und der Ximena, der Tochter Alfonsos V., zur Frau gab. Die uns noch erhaltene Urkunde darüber ist vom 19. Juli 1074. Auch in der nächsten Zeit finden wir Rodrigo in ehrenvoller Stellung in der Umgebung Alfonsos; wir hören von einer Sendung desselben nach Sevilla zu Motamid, von dem er den Tribut in Empfang nehmen soll, von einem siegreichen Kampfe zum Schutze des letztern bei Cabra gegen Abdallah von Granada, in dessen Heere sich auch angesehene christliche Ritter befanden, wie jener Garcia Ordoñez, den Rodrigo mit mehreren andern gefangen nahm, aber nach drei Tagen wieder frei ließ, fortan ein Hauptgegner Rodrigos. Zurückgekehrt, wurde er von seinen Feinden bei Alfonso verschwärzt (er soll sich einen Teil des Tributes angeeignet haben), und als Rodrigo zu einer Zeit, wo Alfonso selbst gegen die Mauren im Felde stand, diese für den verräterischen Überfall auf die Burg Gormaz auf eigene Faust züchtigte und weit ins Toledanische Verwüstung und Schrecken trug, verbannte ihn Alfonso, von seinen Feinden aufgestachelt, aus seinen Reichen.

Spätestens 1083, wenn nicht noch 1081, ging also Rodrigo nach Zaragoza, dessen maurisches Herrschergeschlecht der Beni-Houd den kühnen Heerführer, der nun auf eigene Faust durch Kriegs- und Beutezüge sein Glück machen mußte, gerne und freundlich aufnahm, um sich

seines Armes für ihre Absichten zu bedienen, während er durch ebenso kluge als rücksichtslos energische Benützung der Umstände sich zu einer beispiellosen Macht emporzuschwingen verstand. Zunächst kämpfte er unter Mutamin, dem Sohne des 1081 verstorbenen Moctadir, siegreich gegen dessen Bruder Mondhir, den Herrscher von Denia, und dessen christliche Verbündete, den König Sancho von Aragon und den Grafen Berengar von Barcelona, der sogar vorübergehend in seine Gefangenschaft geriet. Und nach Mutamins Tode (1085) gab ihm dessen Sohn Mostain, der den Hilferuf des Herrschers von Valencia, Al-Cadir, gegen Mondhir zu benützen gedachte, um sich selbst in den Besitz desselben zu setzen, die willkommene Gelegenheit, sich in die Wirren von Valencia einzumischen und daselbst festen Fuß zu fassen. Er verschmähte es nicht, während er sich von Al-Cadir bestechen ließ, Mostain sowohl als Mondhir mit Ausflüchten und Versprechungen hinzuhalten und gleichzeitig mit König Alfonso wieder anzuknüpfen, der zugleich mit Mostain von Al-Cadir zu Hilfe gerufen wurde. Er hatte einen ähnlichen Versuch schon 1084 gemacht; jetzt ließ er den König versichern, er betrachte ihn immer als seinen Lehensherrn und als solcher wolle er ihn in den Besitz des Landes setzen, die Mauren dagegen, auf deren Kosten er sein kastilisches Heer erhalte, suche er zu schwächen. Alfonso, dadurch getäuscht, erlaubte ihm nicht nur, dies Heer zu behalten, das er sofort zu Beutezügen benützte, sondern schenkte ihm, als er (1089) selbst nach Kastilien kam, mehrere Schlösser und verbriefte ihm alle Eroberungen, die er in der Folge auf maurischem Gebiete machen würde, als sein und seiner Nachkommen Eigentum. Allerdings gelang es seinen Feinden bald wieder, als er den König, der ihn gegen den Almoraviden Jusof zu Hilfe gerufen (1090), auf dem Marsche verfehlte, dies als verräterische Absicht Rodrigos darzustellen und so Alfonso dahin zu bringen, daß er ihm, alle angebotenen Beweise seiner Unschuld verwerfend, alle seine Besitzungen wegnahm und ihm nur sein Weib und seine Kinder, die bereits gefangen genommen waren, zurückgab. Noch einmal ließ sich Rodrigo 1092 durch Briefe der Königin und seiner Freunde bewegen, um Alfonsos Gunst wiederzugewinnen, diesem gegen den Almoraviden zu Hilfe zu eilen; aber hatte es dem Könige schon Hochmut und Anmaßung geschienen, daß Rodrigo sein Lager vor ihm aufschlug, die verlorene Schlacht bei Jaën, welche die spanischen Quellen verschweigen oder beschönigen, die arabischen als einen der glorreichsten Siege ihrer Fahnen darstellen, scheint den Bruch zwischen Alfonso und Rodrigo endgültig besiegelt zu haben.

Mittlerweile nahmen die Dinge in Valencia einen für diesen immer günstigeren Verlauf. Al-Cadir hatte ihn, als er nach der erfolgreichen Anknüpfung mit Alfonso im Jahre 1089 aus Kastilien kam und durch sein bloßes Erscheinen den von Mostain herbeigerufenen Berengar nach Barcelona zurückscheuchte, bereitwillig aufgenommen und seinen Schutz

erkauft. Rodrigo zwang nun die abgefallenen Nachbarfesten in die alte Tributpflicht gegen Valencia zurück, machte Beutezüge, und als Graf Berengar sich durch Mondhir abermals gegen ihn aufreizen ließ, schlug er ihn (1091) bei Calamocha, gab aber den Gefangenen gegen Lösegeld frei, und dieser suchte alsbald Rodrigos Freundschaft und Schutz. Diesem Beispiel folgten nach Mondhirs Tode auch dessen Nachfolger, und da Rodrigo auch von Valencia und andern maurischen Städten und Fürsten Tribut bezog, verfügte er über ein sehr ansehnliches Einkommen. In Valencia aber mochte er sich als den thatsächlichen Herrn betrachten. Eben deshalb suchte Alfonso nach dem endgültigen Bruche es ihm mit Hilfe der Genuesen und Pisaner zu entreißen und ihn so zu züchtigen, während Rodrigo von Mostain gegen Sancho von Aragon zu Hilfe gerufen in Zaragoza weilte. Aber ein furchtbarer Verwüstungszug in die Grafschaft von Najera und Calahorra, dem Alfonsos Statthalter Garcia Ordoñez nur mit Worten, nicht mit der That zu begegnen wagte, genügte um den König zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen: statt zu züchtigen war er selbst empfindlich gezüchtigt.

In Valencia vollzog sich aber bald darauf eine Umwälzung, die Rodrigo zu thatkräftigem Eingreifen veranlaßte. Ibn-Dschahaf, der Kadi von Valencia, rief die Almoraviden herbei und spielte ihnen im Spätjahre 1092 die Stadt in die Hände. Al-Cadir wurde getötet, Rodrigos Statthalter gefangen genommen. Da zog Rodrigo heran und unter täglich zwei- bis dreimal wiederholten Streifzügen schloß er die Stadt ein und bedrängte sie immer härter, bis er endlich die Entfernung der Almoraviden durchsetzte. Erst dann gewährte er Waffenruhe. Als aber ein almoravidisches Hilfsheer, das unter Abu-Becr heranrückte, durch Rodrigos Maßregeln, Regen und Mangel wieder zum Rückzug genötigt war, die Not in Valencia aufs äußerste stieg und Rodrigo, um sie noch zu steigern, die Gefangenen in die Stadt zurücktrieb und die, welche aus derselben flohen, angesichts der Bewohner lebendig verbrennen ließ, als endlich auch ein von ihm gewährter Waffenstillstand abgelaufen war, ohne daß die sehnlich erwartete Hilfe kam, mußte sich Valencia ihm ergeben (15. Juni 1094). Er stand auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Macht und er übte sie rücksichtslos. Wie sehr auch aus den arabischen Berichten der Haß spreche, man wird das Verhalten des Siegers kaum von dem Vorwurfe der Grausamkeit und des Wortbruches freisprechen, wahre Großmut jedenfalls nicht darin entdecken können. Er ließ Ibn-Dschahaf lebendig verbrennen und stellte unter dem Scheine edler Mäßigung die Bewohner Valencias vor die Wahl sich willkürliche Beschränkungen der vor der Übergabe ihnen vertragsmäßig zugesicherten Gerechtsame gefallen zu lassen, oder, was doch viele vorzogen, mit sicherem Geleite, aber als Bettler in die Fremde zu ziehn. Im einen wie im andern Falle kam es darauf hinaus, die maurische Bevölkerung zu entfernen und Christen an ihre Stelle zu setzen.

Aber nicht unangefochten durfte sich der Sieger seiner Eroberung freuen. Den ersten Ansturm der Almoraviden schlug er nach zehn Tagen ab, und als sie ihn zum zweitenmal und diesmal gefährlicher bedrohten, erfocht er im Verein mit Pedro von Aragon, der dem mächtigen, von allen gefürchteten, eben darum aber auch gesuchten Helden ein Bündnis angeboten hatte, durch seine unwiderstehliche Tapferkeit einen glänzenden beutereichen Sieg bei Beiren (in der Nähe von Gandia an der Küste). Immer auf Erweiterung seiner Macht sinnend, wandte er sich nun gegen Murviedo, das vergeblich nach Hilfe gegen den Unüberwindlichen aussehend am 24. Juni 1098 fiel. Auch hier handelte er nicht anders als in Valencia (und hier brauchen wir nicht zu fürchten, daß maurischer Haß sein Charakterbild schwärzte, wir können einem christlichen, ihn bewundernden Gewährsmann folgen): scheinbar großmütig und human, solange und soweit es die Klugheit gebietet, rücksichtslos hart, ja wortbrüchig, sobald er am Ziele und im Besitz der Macht ist. Aber auch dem Unüberwindlichen nahte sein Schicksal: schon krank wollte er den Almoraviden noch Xativa entreißen; aber Ajischah, der soeben Alvar Fañez, den Feldherrn Alfonsos geschlagen, vernichtete auch die Scharen Rodrigos. Die Nachricht davon gab ihm den Tod (im Juli 1099).

Zwei Jahre lang hielt Ximena noch Valencia gegen die Angriffe der Almoraviden. Endlich aber mußte sie den Erzbischof Hieronymus an Alfonso um Hilfe senden. Dieser kam und zog in die Stadt ein. Aber um sie zu halten, lag sie seinen Reichen zu fern. Auf seinen Rat verließen daher die Christen sämtlich die Stadt, nachdem sie dieselbe in Brand gesteckt. Die rauchenden Trümmer nahm der almoravidische Feldherr Mazdali am 5. Mai 1102 in Besitz.

Ximena bestattete die Leiche ihres großen Gatten im Kloster San Pedro de Cardeña bei Burgos; 1104 folgte sie ihm selbst im Tode nach.

Dies nach den Zeugnissen der Geschichte das Leben und die Thaten des Helden, den man einer alten Quelle zufolge kurzweg immer den Cid (d. i. Herrn) zu nennen pflegte (mio Cid semper vocatus), ein Ehrentitel, der ihm offenbar von seinen maurischen Verbündeten und Unterthanen gegeben wurde. Sein Bild ist, wie wir sehen, nicht frei von Flecken; aber diese Flecken werden überstrahlt von einer Größe, welche selbst seine maurischen Feinde zu hassender Bewunderung hinriß. In demselben Atem verflucht ihn einer der Ihrigen als „eine Geißel seiner Zeit" und rühmt ihn „als eins der Wunder des Herrn durch seine Liebe zum Ruhme, durch die kluge Festigkeit seines Charakters und durch seinen heroischen Mut": „Der Sieg folgte stets der Fahne Rodrigos (daß Gott ihn verfluche!)." Wie mußten diese Eigenschaften dem Spanier erscheinen! Mochte er unter maurischer Fahne gekämpft haben gegen christliche Fürsten, das hatten auch andere Fürsten und Könige seiner Zeit gethan. Seine Härte, Grausamkeit, ja Wortbruch, die uns am meisten in seinem Bilde beleidigen, trafen sie nicht gerade

jene Mauren, die Erbfeinde des spanischen Volkes? Und gegen diese hatte keiner vor und neben ihm, nicht einmal sein König so viel vermocht als er, der Verbannte, der allein auf sich und seine eigene Kraft Angewiesene. Solche Männer haben von jeher auf den spanischen Nationalcharakter einen besondern Eindruck gemacht. Zwei Punkte aber sind es namentlich, an welche Sage und Dichtung beim Cid anknüpfte: sein nationales Pathos und sein Verhältnis zum König. „Unter einem Rodrigo wurde diese Halbinsel erobert, aber ein andrer Rodrigo wird sie befreien," soll er auf der Höhe seiner Macht gesagt haben, und dieses Wort, fügt der arabische Gewährsmann hinzu, der es aufbewahrte (derselbe, den ich oben citierte), erfüllte die Herzen mit Furcht und ließ die Menschen denken, daß das, was sie fürchteten, bald geschehen würde. Das Königtum aber rang damals noch um seine Machtstellung, und die fremden Einflüsse, die sich namentlich von Frankreich her, unter Mitwirkung des Papsttums, auf kirchlichem und staatlichem Gebiete unter Alfonso VI. geltend machten, konnten es bei einem auf seine hergebrachten Rechte eifersüchtigen Volke und namentlich einem mächtigen trotzigen Adel nicht beliebter machen. Ihm gegenüber erschien der selbstbewußte Mann, den die Fürsten mehr brauchten als er sie, der seine Macht nicht seinem Könige, der sie nach seinem Tode nicht einmal zu halten vermochte, sondern sich selbst verdankte, der es wagte diesem zu trotzen und selbst mit den Waffen in der Hand, als der Repräsentant und Vorkämpfer seiner Unabhängigkeit, seiner Rechte und Freiheiten. Und auch das unerläßliche Maß von Frömmigkeit fehlt in dem historischen Charakter des Cid nicht. Mag er immerhin, wovon selbst die Dichtung eine Spur bewahrte, dem Aberglauben seiner Zeit und seiner Umgebung gehuldigt haben, mag er im Ungestüm rücksichtsloser Tapferkeit so manche Kirche verbrannt und zerstört haben, er hat dafür Moscheen in christliche Kirchen umgewandelt, neue namentlich gegen das Ende seines Lebens gegründet und sie reich beschenkt. So fand sich auch der Punkt, an den die Legende anknüpfen konnte, um das Bild des heldenmütigen Verteidigers alles dessen, was seinem Volke teuer war: Vaterland, Recht und Glaube, zu vollenden.

Früh, fast noch bei Lebzeiten des Cid, muß die Sagendichtung sich seiner bemächtigt haben. Ein Gedicht in lateinischen Hexametern, das der Biograph Alfonsos VII. seinem um 1157 entstandenen Werke einfügte, weiß bereits von Liedern, die den Unüberwindlichen feierten (de quo cantatur quod ab hostibus non superatur). Und aus demselben Jahrhundert stammen wohl die beiden ältesten uns erhaltenen Dichtungen vom Cid in spanischer Sprache: Die Cronica rimada (Reimchronik)*)

*) Herausg. von Fr. Michel, Wiener Jahrbücher der Litteratur. Bd. 116 [1846] Anzeige-Blatt S. 1—27, auch bei Duran, Romancero general II 651—664, der auf den Cid bezügliche Teil auch bei Damas Hinard Poème du Cid LXXXI—CXXX mit französischer Übersetzung; eine neue Ausgabe erwarten wir von Vollmöller.

und das Poema del Cid.*) Man hat darüber gestritten, welchem der beiden Werke der Vorrang des Alters gebühre. Auf diese Frage, in der ich mir keine Autorität anmaßen darf, brauche ich hier glücklicherweise nicht einzugehn. Denn mag auch, gegen die von Dozy und Amador de los Rios vertretene Ansicht, die Cronica als Ganzes jünger sein als das Poema, ich darf sie hier nichtsdestoweniger voranstellen, weil sie die Jugendthaten des Helden behandelt und weil uns in ihr offenbar der ältere Typus in der Auffassung des Charakters entgegentritt.

Die Cronica ist uns in der einzigen sehr schlechten Handschrift nicht vollständig erhalten: mitten in einem Verse bricht diese ab und es folgen vier leere Blätter. An der Spitze, etwa ein Viertel des Erhaltenen ausmachend, steht die Geschichte Kastiliens von Pelayo bis auf Fernando I; die übrigen drei Viertel enthalten die Jugendthaten des Cid: (I) den ersten Kampf des zwölfjährigen Helden mit dem Grafen Gormaz, hier von diesem veranlaßt durch einen räuberischen Überfall der Herden des Diego Lainez, dann die Freilassung der beiden gefangenen Söhne des getöteten Grafen auf Bitten ihrer drei Schwestern, die Klage der jüngsten, Ximena, vor dem König und ihre Vermählung mit dem Cid; (II) den Sieg über den Maurenkönig Burgos de Aillon, der in Kastilien eingefallen und plündernd bis Bilforado (Bellorado) vorgedrungen, aber gefangen genommen und freigelassen sich als tributpflichtiger Vasall des Cid bekennt; (III) die Ausforderung des von Martin Gonzalez wegen Calahorra und Tudela aufgereizten Aragonierkönigs, welche Rodrigo annimmt und nach Beendigung seiner Wallfahrt nach Santiago siegreich ausficht; (IV) den Einfall des Maurenkönigs Jessias (Jusephs des Almoraviden), den Rodrigo, durch Burgos de Aillon gewarnt, in einer furchtbaren Schlacht, in der Rodrigos Vater und Oheime und zwei maurische Fürsten fallen, zwei andre Maurenkönige gefangen werden, vernichtet, um dann die beiden Grafen Garci Fernandez und seinen Bruder Ximeno Sanchez gefangen zu nehmen, die als Verräter zum Feuertode verurteilt, aber wie es scheint**) auf Rodrigos Rat angesichts einer neuen Gefahr begnadigt werden; endlich nach einem jedenfalls nicht in den Zusammenhang passenden Stücke, das die Verbannung des Helden vorauszusetzen scheint, (V) den großen Kampf gegen den König von Frankreich, den deutschen Kaiser und den Papst, die von Spanien Tribut verlangen, die aber, nachdem der geschlagene und gefangene Graf von Savoyen nur um den Preis seiner Tochter, die Rodrigo dem König als Kebse zuführt, die Freiheit wieder erlangt, und der Sieger bis vor Paris vorgedrungen, zufrieden sein müssen um eines von der Savoyerin geborenen Sohnes willen

*) Herausg. von A. Sanchez [1779] und Fl. Janer [1864] Poetas castellanos anteriores al siglo XV, (Madrid) 1—38, Damas Hinard Paris 1858 mit französischer Übersetzung, zuletzt von K. Vollmöller, Halle 1879.

**) Ich folge hier der ansprechenden Auffassung von Amador de los Rios Historia critica de la literatura española III 97 (vgl. 72 Anm.).

Waffenstillstand auf mehrere Jahre zu erlangen. Hier bricht die Überlieferung ab.

Die Cronica ist kein einheitliches Werk. Wie viel auch die schlechte Überlieferung entstellt haben mag, es bleiben immer noch Störungen des Zusammenhanges, selbst Widersprüche, die daraus allein nicht erklärlich vielmehr darauf führen, daß ursprünglich selbständige Stücke darin vereinigt wurden. Selbst der Charakter Rodrigos*) ist nicht so streng festgehalten, wie es in einer einheitlicheren Komposition der Fall sein müßte. Die Hauptgrundzüge desselben sind eine wilde ungestüme Tapferkeit und ein hitziger unbeugsamer Unabhängigkeitssinn.

Dem zwölfjährigen Knaben will schon das Herz brechen, daß er noch in keinem Kampfe war, und als die hundert Streiter seines Vaters gegen Gormaz ausziehen, muß er mit, mag es seinem Vater lieb oder leid sein. Als dann die Nachricht von dem Einfall des Burgos kommt, duldet er nicht, daß man erst den eben schlafenden Vater wecke, sondern stürmt mit 100 Rittern hinaus gegen den Feind. Und so fort bis zu dem Kampfe mit dem Grafen von Savoyen, dessen 1900 Mann er mit 300 schlägt und der, als er seinen wahren Namen hört (Rodrigo hat sich früher ironisch für einen Tuchhändlerssohn ausgegeben), entsetzt ausruft: Ich glaubte mit einem Menschen zu kämpfen, ich habe mit einem Teufel gekämpft. Er ist der Unwiderstehliche, Unüberwindliche, der denn auch vor Paris in stolzer Zuversicht den König selbst mit seinen zwölf Pairs herausfordert. Sein Ungestüm macht auch vor dem Heiligen nicht Halt. Als nach der Niederlage des Jessias Ximeno Sanchez sich in einer Kirche einschließt, bricht er diese mit Gewalt und zieht den Grafen beim Barte hinter dem Altar hervor. Das hindert allerdings nicht, daß er wallfahrt und daß bereits die Legende das Haupt des frommen Helden mit ihrer Aureole umgiebt. Schon der Held der Cronica verkehrt mit einem Heiligen: auf der Heimkehr von Santiago naht ihm S. Lazaro als Aussätziger, wird von ihm liebreich aufgenommen und lohnt ihm, sich zu erkennen gebend, mit dem siegverkündenden Fieberschauer.

Der trotzige Unabhängigkeitssinn des Helden aber zeigt sich zunächst in seinem Verhältnis zum König. Die Macht des Königtums erscheint in der ganzen Dichtung als eine sehr beschränkte und unsichere. Ximenen, die klagend vor seinem Throne erscheint, verweist Fernando kurzweg auf die Gefahr, die Kastilianer könnten sich erheben und ihm viel Übles thun. Und mit welch gehässigem Mißtrauen steht man diesem schwachen Königtum gegenüber. Ximena bittet den König, damit sein Reich ruhig bleibe, ihr Rodrigo zum Gemahl geben. Fernando berät sich und sendet nach Rodrigo und seinem Vater. Sofort aber schöpft dieser Verdacht und warnt seinen Sohn, denn die Könige haben schlechte Gewohnheiten. „Dem

*) So heißt der Held durchaus, niemals wie im Poema gewöhnlich Cid, bis nach dem Siege über den Savoyer, nach dem er, was ausdrücklich hervorgehoben wird, Ruy Diaz, daneben aber auch noch einigemale Rodrigo genannt wird.

König, dem du dienst, dien ihm ohne Arglist, aber hüte dich vor ihm wie vor einem Todfeind." Und Rodrigo faßt diese Lehre nur zu gut. Er besteht trotz seinem Vater darauf mit an den Hof zu gehen. Beim Eintritt in die Residenzstadt Zamora waffnet er aber sich und ihre dreihundert Begleiter und empfiehlt seinen Vater ihrem Schutz: „Wenn ihr sehn solltet, daß der Alguazil ihn greifen will, tötet ihn nur gleich. . . . Man kann euch nicht Verräter nennen, wenn ihr den König tötet, denn wir sind nicht seine Vasallen und Gott bewahre uns auch davor. Verräter wäre vielmehr der König, wenn er meinen Vater tötete." Nur widerwillig beugt er dann am Hofe seine Kniee, um nach dem Beispiele seines Vaters dem König die Hand zu küssen. Als dieser aber (es ist Fernando der Große!) entsetzt über seinen langen Degen ausruft: „Fort mit dem Teufel," erklärt ihm Rodrigo trotzig, er wolle ihn nicht zum Herrn und nicht sein Vasall sein, daß sein Vater ihm die Hand geküßt, achte er als einen argen Schimpf. Nach dem Siege über Burgos aber ruft er dem König zu: „Schau guter König, was ich dir bringe, wiewohl ich nicht dein Vasall bin," und als dieser das Fünftel der Beute in Anspruch nimmt und den gefangenen Maurenkönig haben will, weigert er ihm beides mit dürren Worten: daran wolle er gar nicht denken und schenkt augenblicklich dem Gefangenen die Freiheit. Freilich festgehalten ist dies Verhältnis nicht durch das ganze Gedicht; wir erkennen den eben geschilderten Rodrigo allenfalls noch in jenem, der angesichts der von Jessias drohenden Gefahr dem König zwar noch Handkuß und Anerkennung versagt, aber sie ihm verspricht, wenn er zum Denkstein Santiagos (Padron de Santiago) wallfahren und daselbst als dessen Ritter sich das Schwert umgürten würde, und ihn auf dieser Fahrt eine Strecke begleitet, bevor er die Feinde schlägt. Wir erkennen ihn vollends nicht mehr in dem Rodrigo, der seinen durch die Ausforderung des Aragoniers und die Gleichgültigkeit seiner Großen betrübten Herrn nicht nur teilnehmend fragt, wer ihm etwas zu leide gethan, nicht lebend noch tot solle der seinem Arm entrinnen, sondern dessen Wunsch, er möge als sein Verwandter und Vasall dem Überbringer der Forderung Martin Gonsalez antworten, „von Herzen gern" erfüllt. Nur eines bleibt sich stets gleich, jene königliche Null Fernando, der in keiner Lage einen selbständigen Entschluß zu fassen weiß, der keinen Schritt zu thun wagt ohne oder gar gegen den Willen Rodrigos, der im Gefühle seiner Schwäche seinen Vasallen gesteht, er wisse, daß er nur ihnen seine Würde verdanke, er sei nur ein einzelner Mann wie einer von ihnen und vermöge nicht mehr als jeder andere, und angesichts der Gefahr jammert, er sei noch ein unverständiges Kind, darum behandelten ihn seine Feinde so übermütig. An der Seite dieses schwachen Fürsten, ja für ihn denkend und handelnd, wächst Rodrigo mit der Größe der sich steigernden Gefahren immer mehr zum Hort und Verteidiger der Ehre Spaniens heran und kehrt die ganze Wucht seines Unabhängigkeitssinnes schließlich gegen den Papst und seine Verbündeten

in jenem fabelhaften Zuge gegen Paris, den man als den poetischen Ausdruck des tiefwurzelnden Widerwillens ja Hasses des spanischen Volkes gegen den politischen und religiösen Einfluß Frankreichs und die Ansprüche des Papsttums betrachten darf. Als der Papst sich erbietet, Fernando zum Kaiser von Spanien zu krönen*), erwidert Rodrigo stolz: „Dafür gebe Euch Gott schlechten Dank, Römischer Papst; wir sind gekommen um das, was wir erst noch zu gewinnen haben, nicht um das schon Gewonnene. Die fünf Königreiche Spaniens küssen ihm auch ohne Euch die Hand." Am weitesten aber geht dieser Haß doch, wenn Rodrigo die Tochter des Grafen von Savoyen, die er für sich als zu vornehm (Ximena ist vom Verfasser längst vergessen) ausgeschlagen, dem König als Kebse zuführt und auf die Weigerung desselben, er sei ja hierher gekommen Königreiche zu erobern, nicht edle Fräulein, die hätten sie in Spanien genug, erwidert: „Nehmt eine Kebse in Frankreich, Gott zu gefallen; ihrer wird die Schande sein, wir werden ihnen Schmach anthun." Der König folgt auch hier, und die Feinde müssen froh sein um des Kindes willen, das aus dieser zu ihrer Beschimpfung geschlossenen Verbindung hervorgeht, das der Papst tauft und dem die Fürsten Paten werden, Waffenruhe zu erlangen.

Bei aller Wildheit ist dieser Rodrigo Regungen der Großmut nicht unzugänglich. Die Freilassung des Burgos mag man freilich als Trotz gegen den König fassen, aber er begründet seine Handlungsweise doch damit, daß ein Edelmann den andern, wenn er ihn gefangen nimmt, nicht entehren soll. Seinem Vater aber untersagt er es, daß er die drei schutzlosen trauernden Töchter des Grafen Gormaz, die um ihre gefangenen Brüder baten, erst an ihn verwies: „nicht schuldig sind die Töchter für das, was der Vater that; gebt ihnen ihre Brüder, sie bedürfen ihrer, gegen diese Fräulein sollt Ihr Höflichkeit (mesura) beobachten." Nur freilich, daß man nicht glaube, daß dieser junge Held etwas von Liebe wissen wolle. Als der König auf Ximenas Bitte ihn ihr vermählt hat, erklärt er wütend, sie nicht sehn zu wollen, bis er fünf Siege im Felde erfochten. Das gilt freilich auch dem Könige mit. Indes auch Ximena schiebt man ein fremdes Motiv unter, wenn man Liebe, entzündet durch Rodrigos ritterliches Betragen, bei ihr voraussetzt. Der Dichter sagt davon kein Wort, und sie selbst begründet ihre Bitte mit der Sorge für die Ruhe Kastiliens, wie sie früher schon ihre Brüder von gewaltthätiger Rache zurückgehalten, entschlossen an den Stufen des Thrones Recht zu suchen.

Berichtet uns die Cronica sagenhafte Jugendthaten des Helden, so führt uns das Poema dagegen in die letzte und größte Epoche seines Lebens und zeigt uns, was aus dieser unter den Händen der Sage und

*) Nach der eben so leichten als sinngemäßen Besserung von Damas Hinard rey de España statt des überlieferten Ruy Dias de E. (1064). Daß der Papst Rodrigo selbst die Kaiserkrone von Spanien anbietet, was die Überlieferung besagen würde, paßt nicht in den Zusammenhang und zur Antwort Rodrigos.

Dichtung ward. Das Gedicht beginnt (ein Verlust zu Beginn der einzigen Handschrift hat uns vom Inhalt nichts Wesentliches geraubt) mit der Verbannung des Helden; es schildert uns den Auszug aus dem verödeten Schloß Bivar, die bekannte Geschichte mit den Juden in Burgos, den Abschied von den Seinen in S. Pedro de Cardeña; dann geht es ins Maurenland. Castejon und Alcocer werden durch Tapferkeit und List genommen, der Cid kämpft siegreich gegen Tamin von Valencia und Berengar von Barcelona, dessen Schwert Colada er erbeutet, und erobert endlich Valencia, das ihm der König von Sevilla vergeblich zu entreißen versucht. Hierauf feierlicher Einzug Ximenas und ihrer Töchter Doña Sol und Doña Elvira, die der endlich versöhnte König dem Helden nachsendet mit der Versicherung seiner Huld. Unter ihren Augen erficht der Cid einen glänzenden Sieg über den König Yucef von Marocco, der mit 50 000 Mann übers Meer gekommen. Die wachsende Macht des Helden lockt die Infanten von Carrion und auf ihre Bitte wirbt der König bei einer die Versöhnung auch äußerlich besiegelnden Zusammenkunft mit dem Cid für sie um seine Töchter und verlobt sie, nachdem dieser, nicht eben gern, seine Zustimmung gegeben. Mit der Hochzeitsfeier in Valencia schließt nach der herkömmlichen Abteilung der erste Gesang. Der zweite beginnt mit der Flucht der Infanten vor dem losgerissenen Löwen und ihrer Beschämung. Auch bei dem großen Kampfe mit Bucar, der auf der Flucht von des Cids eigener Hand fällt und ihm den Tizon, tausend Mark Goldes wert, lassen muß, läßt sich die Feigheit der Infanten trotz aller Schonung nicht ganz verbergen und es fallen Spottreden. Die Infanten rächen sich durch die schmähliche Mißhandlung ihrer Gattinnen im Eichenforst von Corpes; diese werden aber durch die Vorsicht ihres Vaters, der ihnen Felez Nuñoz, seinen Neffen nachsendet, gerettet. Es folgt die Klage des Cid beim König und die Versammlung der Cortes in Toledo, wo der Cid alles, was er den Infanten gegeben, voran die Waffen, Colada und Tizon, zurückfordert und gerichtlichen Zweikampf verlangt. Dieser, auf Bitten der Grafen nach Carrion verlegt, endet mit der Vollendung ihrer Schande durch den glänzenden Sieg der Streiter Cids, die sie vergebens durch Verrat beseitigen wollten. Schon während der Cortes zu Toledo waren Abgesandte der Infanten von Navarra und Aragon erschienen und hatten um Cids Töchter geworben. Mit großer Freude vermählt der Cid nun nach dem Siege über die Grafen von Carrion seine Töchter wieder „zu größerer Ehre als das erstemal". Mit einer kurzen Notiz über den Todestag des Cid (am Pfingsttag) schließt das Poema, diese liebevolle und für die Feststellung des Cid-Ideals so wichtige Verherrlichung des „guten Campeador" der „in guter Stunde geboren ward", „in guter Stunde das Schwert umgürtete", dieses „trefflichen Bartes", wie es ihn umschreibend wie oft nennt, am liebsten und öftesten aber doch, selbst im Munde seiner Feinde, „Mein Cid" (Mio Cid).

Es ist interessant, den Cid des Poema mit dem Rodrigo der Cronica rimada zu vergleichen. Man wird gewisse Grundzüge wieder finden und doch welche Verschiedenheit! Dort eine verschwenderisch überschäumende Kraft, die kaum noch recht weiß, wie sie sich austoben soll, und erst allmählich mit den „höhern Zwecken“ zu größerer Bedeutung emporwächst, hier eine gehaltene, im Bewußtsein ihres Wertes sicher und unerschütterlich in sich ruhende Heldengestalt, dort eine elementare Tapferkeit, die uns abstößt, indem wir sie bewundern, hier ein Held, dem sich kein Gegner ungestraft entgegen stellt, aber zugleich voll Milde und menschlich ansprechender Züge: dort der erst werdende Jüngling, für den das Leben nur Ruhmeskränze zu haben scheint, hier der reife Mann auf der Höhe seines Wirkens, dem Verfolgung, Unglück und Leid genaht, der sie aber durch die Kraft seines Armes und seiner Seele zwang sich ins Gegenteil zu verkehren; alles was an dem Bilde Rodrigos groß und schön ist, erscheint hier gehoben und vergeistigt, das Rohe und Harte gebändigt oder beseitigt. Keine Frage, welches Bild der Wirklichkeit näher steht, aber auch keine, welches verdiente in der Dichtung festgehalten zu werden.

Von der Tapferkeit des Helden, dessen liebevoll gepflegten langen Bart keine Schere eines Haars beraubte, aber auch „kein von einem Weibe Geborner“, „nicht eines Mauren noch eines Christen Sohn je gerauft“, Proben geben zu wollen hieße das ganze Gedicht ausschreiben. Es genügt darauf hinzuweisen, wie der Cid jedesmal den bedeutendsten Gegner aufsucht, wie kein feindlicher Feldherr entrinnt von Fariz bis Bucar, ohne wenigstens die formelhaften drei Schläge von seiner Hand empfangen zu haben, und wie er den letzten, nachdem er ihn vergeblich angerufen standzuhalten, drei Ellen vom Meere erreicht und bis auf den Gürtel spaltet, zu erinnern wie er Alvar Fañez, dem das Pferd getötet ist, alsbald ein andres schafft, indem er einen gut berittenen Mauren tötet, und wie er dem ins Gedränge geratenen Bischof zu Hilfe eilt. Das Gedicht ist mit solchen Einzelheiten sparsam und begnügt sich wohl statt alles weitern mit der kurzen Bemerkung: „So viel tötet er der Mauren, daß sie nicht zu zählen waren.“ So fröhlich aber diese Tapferkeit in den Kampf gegen die Mauren zieht, so friedfertig läßt sie sich denselben gegen den Grafen von Barcelona erst aufdrängen, freilich um ihn dann so zu führen, daß „Remont Berengar sehn soll, wen er verfolgt“. Diese Tapferkeit verschmäht aber auch die List nicht, wie die Einwohner von Castejon und Alcocer zu ihrem Schaden erfahren. List in der Not ist dem Cid überhaupt nicht fremd: davon könnten die beiden Juden Rachel und Vidas erzählen, denen er durch Martin Antolinez seine sandgefüllten Kasten verpfändet, allerdings mit dem Stoßseufzer: „Das sehe der Schöpfer mit allen seinen Heiligen, ich kann nicht mehr und thue es ungern.“ Daß er die Kasten aber wieder ausgelöst hätte, davon ist keine Rede, auch nachdem die beiden Juden seinen Abgesandten Alvar Fañez, der eben im Begriffe ist Ximena und ihre Töchter nach Valencia abzuholen, fußfällig gebeten

haben ihnen wenigstens zu ihrem Kapital zu verhelfen, auf die Zinsen wollen sie verzichten.

So furchtbar er aber im Kampfe ist und wie sehr er immer darauf bedacht ist, die Seinigen zu befriedigen und reich zu machen — denn „wer einem guten Herrn dient, lebt immer in Freude" — als Sieger weiß er teils aus Klugheit teils aus innerm Triebe Großmut zu üben und sich damit auch die Herzen der Besiegten zu gewinnen. Beim Auszug aus Castejon und Alcocer begleiten ihn Segenswünsche und Thränen der maurischen Bewohner: dort hat er hundert Mauren und Maurinnen vor seinem Abzug die Freiheit geschenkt, daß „sie nicht Übles von ihm reden", hier hat er nach der Einnahme der Stadt die wenigen überlebenden Mauren in ihre Häuser zurückgeführt, da sie dieselben nicht verkaufen könnten und sie zu enthaupten keinen Gewinn bringen würde. Mit einem gewissen humoristischen Behagen übt er aber an dem gefangenen Grafen von Barcelona Großmut, der sich weigert Speise anzunehmen. Der Cid verspricht ihm und zweien seiner Edelleute die Freiheit, wenn der Graf esse; bis an den dritten Tag widersteht dieser; dann ißt er, daß der Cid seine Freude dran hat, seit er Graf ist, hat er nicht mit solcher Lust gegessen. Der Cid giebt den Seinen Kleider und Pferde und geleitet sie. Beim Abschied dankt er dem Grafen für die Beute, die er ihm lassen mußte; sollte es ihm in den Sinn kommen Rache nehmen und ihn suchen zu wollen, würde er ihn finden können. „Wenn Ihr's aber nicht thut und mich lasset, von dem Eurigen oder dem Meinigen sollt Ihr etwas bekommen." Remond heißt ihn ruhig sein, ihn zu suchen falle ihm nicht ein. „Da gab der Graf die Sporen und gedachte zu gehn, er wendet das Haupt und sieht sich um: Furcht hatte er, daß es meinen Cid gereue; nein das thäte der Treffliche nicht um alles in der Welt, eine Treulosigkeit, die beging er niemals."

Der Cid des Poema ist aber nicht bloß ein edler Held, er ist Mensch im vollen Sinn des Wortes und zeigt sich am schönsten in seinem Verhältnis zu Weib und Kind. Freilich von romantischem Zauber ist sein Verhältnis zu Ximena nicht umgeben (und das Poema erzählt uns ja auch nicht, wie die Gatten sich fanden), aber während in der Geschichte und eigentlich auch in der Cronica ihre Ehe lediglich aus Staatsrücksichten geschlossen wird, hier hören wir zum erstenmale von der Liebe des Cid und Ximenas. Er liebt sie, „sein so vollkommenes Weib, so sehr wie seine Seele" und unter Thränen (Thränen versagen sich die Helden des Poema überhaupt nicht; gleich der erste erhaltene Vers führt den Cid beim Scheiden von dem verödeten Schlosse Bivar „heftig weinend" ein) scheidet er von den Seinen „wie der Nagel vom Fleische". Auf der Höhe seines Ruhmes fühlt er das Bedürfnis sie wieder bei sich zu haben und er ist froh wie nie als ihm „von dem, was er am meisten liebt, die Botschaft kommt"; wie feierlich holt er sie vor Valencia ein, und nachdem er sie unter Thränen umarmt, führt er sie, sein „geliebtes und geehrtes Weib und seine beiden

Töchter, sein Herz und seine Seele" auf den höchsten Punkt des Schlosses und zeigt ihnen von da aus die schöne Stadt, „dies Erbe, das er ihnen gewonnen", wie sie da liegt, und von der andern Seite haben sie das Meer vor Augen; sie schauen die Gartenlandschaft, dicht und groß, und sie erheben die Hände um zu Gott zu beten. Und als gleich darauf Yucef von Marocco vor Valencia lagert, da klingt es fast schon an ritterliche Galanterie an, wie er sich freut, daß seine Töchter und sein Weib ihn sollen kämpfen sehen, sie versichert, es „wachse ihm der Mut, weil sie vor ihm stünden", und wie er nach der Schlacht vor ihnen haltend und den Zügel des Pferdes anziehend von diesem herab zu ihnen spricht: „Ehrfurchtsvollen Gruß, Dueñas; ich hab' euch großen Preis gewonnen; indes ihr Valencia hieltet, hab' ich im Felde gesiegt." Seinen Töchtern gegenüber beschäftigt seine Liebe vorwiegend der eine Gedanke sie gut zu verheiraten. „Gott und der heiligen Maria gefalle es, daß ich diese meine Töchter noch mit meiner Hand verheirate": mit diesem Wunsche zieht der Verbannte hinaus einer ungewissen Zukunft entgegen. Yucef ist nur gekommen, so tröstet er die erschreckten Frauen auf dem Alcazar, um ihnen sofort nach ihrer Ankunft in Valencia „ein Geschenk darzubringen" und das Heiratsgut seiner Töchter zu mehren, und die erste Unterhaltung mit Ximena nach dem Siege dreht sich wieder um deren Verheiratung und die Höhe ihrer Mitgift. Der erste Gedanke aber, den er bei der Nachricht von der Schandthat der Infanten von Carrion ausspricht, ist, daß er seine Töchter besser verheiraten werde; dann aber tritt der beleidigte Vater in seine Rechte als furchtbarer Rächer seiner geliebten Töchter und der Ehre seines Hauses. Auf Seite der Frauen freilich, der Gattin wie der Töchter, kleidet sich die Liebe zum Gatten und Vater in die gebundenen Formen ehrfürchtiger Verehrung: sie küssen ihm die Hand, ja sie werfen sich beim Scheiden und Wiedersehn ihm zu Füßen.

„Und sie erheben die Hände um zu Gott zu beten": dieses Familienleben ist durchtränkt von Religiosität. Man höre nur, wie vor dem Auszuge in die Verbannung Cid und Ximena zur Frühmesse in die Kirche zu S. Pedro de Cardeña gehn, wie Ximena sich auf die Stufen vor dem Altar hinwirft und in einem langen Gebete „so gut sie es weiß", zu Gott fleht, daß er „Meinen Cid" vor Leid bewahre. Dieser selbst aber geht allen, seiner Familie wie seinen Kriegern, mit dem eigenen Beispiele voran. Ein gewisses Maß altvererbten Aberglaubens (namentlich Befragen des Augurium) ist zwar dem Cid des Poema so wenig fremd wie dem historischen Helden, wie dem Dichter selbst und der ganzen damaligen Gesellschaft, aber das ändert nichts an dem spezifisch christlichen Charakter des Helden. Von dem Auszug aus Bivar an thut er keinen wichtigen Schritt ohne im Gebet sich an Gott oder die heilige Jungfrau zu wenden; im Namen Gottes und Santiagos geht es zum Angriff auf die Valencianer, und Messehören und priesterliche Absolution bereitet die Krieger zum Kampf mit Yucef vor. Im Siege denkt der Held des Herrn, läßt

reichlich Messen lesen, empfiehlt den Seinigen für ihn zu beten, beschenkt das Kloster und gründet das Bistum Valencia. Dafür aber erfreut er sich auch unmittelbar des himmlischen Schutzes, und wie schon dem jungen Rodrigo in der Cronica S. Lazaro, so erscheint dem Verbannten, da er den Fuß in die Fremde setzen will, tröstend und Glück verheißend der Engel Gabriel im Traume: und der erwachende Cid „bekreuzte sich das Gesicht, empfahl sich Gott und war sehr erfreut über den Traum, den er geträumt".

Neben der Frömmigkeit steht die Loyalität. Ist Gott dem Cid sein „geistlicher Vater" (padre spiritual), so ist ihm Alfonso sein „angestammter Herr" (señor natural): damit ist seinerseits sein ganzes von der Auffassung der Cronica zum größten Teil so verschiedenes Verhalten zum König bezeichnet. Der Grund der Verbannung ist nur unklar angedeutet. Wir hören von einer Tributeinhebung (von wem ist nicht gesagt) und dürfen uns an Ähnliches aus den geschichtlichen Berichten erinnern, wir hören von Feinden, von „bösen Schwätzern" (malos mestureros), welche dazu Anlaß gaben. Der König behandelt ihn mit gehässiger Härte. Er hat den Burgalesen bei dem Verluste von Habe, Augen und Leben verboten den Verbannten gastlich aufzunehmen (selbst sein eigenes Haus findet dieser verschlossen, und nur ein neunjähriges Mädchen wagt ihm den Grund zu sagen), nicht einmal Lebensmittel ihm zu verkaufen ist ihnen gestattet. Aber wenn sie sich auch mit Ausnahme des einzigen Martin Antolinez fügen, ihre Wünsche sind mit dem Bedrückten, und da er in Burgos mit seinen sechzig Fähnlein einreitet, stehen sie, Männer und Frauen, weinend an den Fenstern und rufen einstimmig: „Gott, welch ein guter Vasall, wenn er einen guten Herrn hätte." Das klingt noch immer wie ein Nachhall jener uns von der Cronica her bekannten gehässigen Stimmung gegen das Königtum, dessen Autorität aber schon nicht wenig gefestigt erscheint. Im Cid selbst aber keine Spur von Bitterkeit oder Haß, nur unverbrüchliche Treue. Gleich nach der Einnahme von Castejon weicht er einem Zusammenstoß mit Alfonso, der ihm seine Eroberung entreißen will, aus und verläßt lieber die Feste, denn „mit seinem Herrn möchte er nicht kämpfen". Von dem Siege über König Tamin an sendet Cid von jeglicher Beute, die er den Mauren abnimmt, seinem Herrn immer reichlichere Geschenke. Wir erinnern uns der wiederholten Anknüpfungen, die der historische Cid versucht, und der Versicherung, die er dem König entbietet. Das Endergebnis ist dort gleichwohl der endgültige Bruch. Anders im Poema. Schritt für Schritt siegt hier die Treue des Cid über den Groll des Königs, der zwar erst nur die Geschenke annimmt, weil sie von den Mauren kommen, und es zu früh findet, den Verbannten schon nach einigen Wochen wieder zu Gnaden aufzunehmen, aber den Seinen gestattet zu den Fahnen des Cid zu stoßen, dann ihm Weib und Töchter mit Beweisen seiner Gnade sendet, seine Gesandten Alvar Fañez und Pero Bermudez durch Ge-

schenke ehrt, die Mißgünstigen, an der Spitze Garcia Ordoñez zur Ruhe verweist, da der Cid ihm in jeder Weise besser diene als sie, und endlich die Werbung der Infanten zum Anlaß nimmt, eingedenk dessen, daß er dem Cid Übles that, dieser ihm Gutes, ihm Verzeihung zuzusichern und zu einer Zusammenkunft einzuladen. Bei dieser wetteifern König und Unterthan in Beweisen der Gnade und Ergebenheit. Der König geht ihm zu ehrenvollem Empfang entgegen, auf Knieen und Händen die Kräuter des Feldes mit den Zähnen berührend, in den Augen Thränen der Freude, huldigt der Cid seinem Herrn, der ihn vergebens auffordert sich zu erheben, bis er ihm vor allen Zeugen seine Gnade wiedergeschenkt und die Verbannung aufgehoben; sie bewirten sich um die Wette, und der König gerät fast in Verlegenheit wegen der neuen Geschenke des Cid. Als der König dann für die Infanten um dessen Töchter wirbt, da fügt sich wiewohl nicht ohne Bedenken der Cid dem königlichen Wunsche. Schon jetzt aber betont er, daß nicht er, sondern der König sie verlobe, und dieser muß in Alvar Fañez einen Vertreter bestellen, der die Mädchen ihren Verlobten übergeben soll, da der Cid selbst es nicht thun will. Und denselben Standpunkt betont nun Cid wieder bei der Klage über die Infanten, und der König erkennt ihn an. Der Tag zu Toledo gestaltet sich unter Mitwirkung des Königs, der ihm sogar seinen eigenen Ehrensitz abtreten will, zu einem Triumphe des Helden über seine Feinde. So hat der „gute Vasall“ zuletzt doch auch den „guten Herrn“ gefunden oder vielmehr sich seinen Herrn zu einem guten gemacht, der allmählich gelernt hat den ganzen Wert seines Cid zu würdigen und der zuletzt einsehend, daß dieser besser ist als sie alle, den Neidern sein früher allzu offenes Ohr verschließt und das Unrecht edelmütig sühnt. So ist die Versöhnung im Poema doch erst recht die Verherrlichung des Helden, so ehrerbietig auch dieser sich und die Seinen in des Königs Hand legt, nicht etwa in knechtischer Unterwerfung, sondern in freier Unterordnung des freien Mannes, der die eigene Kraft bewährt und ihr die gebührende Anerkennung zu erzwingen verstanden hat.

So hat das Poema bereits im wesentlichen das Cid-Ideal festgestellt. Aber nicht das allein. Um ihn gruppieren sich noch eine ganze Reihe mehr oder weniger ausgeführter Gestalten. Da ist Martin Antolinez, der treffliche Burgalese, ebenso hingebend und opferfreudig als schlau und gewandt in Geschäften; der ungestüme, in seiner wilden Tapferkeit selbst dem Cid nicht immer gehorchende, dabei großmütige Pero Bermudez mit der etwas schweren Zunge, der sich auch in der Cronica vermißt die Fahne dahin zu pflanzen, wo noch nie eine Mauren- oder Christenfahne geweht; Felez Muñoz, der treue Retter und Beschützer der mißhandelten Töchter des Cid; der ebenso sittenstrenge als tapfere Muño Gustios; vor allem aber des Cid „rechter Arm“, Alvar Fañez, den freilich nicht die Geschichte wohl aber die Sage als den unzertrennlichen Begleiter des Helden kennt, ein leuchtendes Vorbild der Tapferkeit und dadurch

den Cid selbst mehr als einmal zu kühnen Entschlüssen entflammend, mehr als einmal entscheidend eingreifend zu glücklichem Erfolg, ganz Hingebung für den großen Helden, dem er selbstlos dient, zugleich ein kluger Ratgeber, der geschickte Vollstrecker seiner Aufträge, sei es eine Botschaft an den König oder das ehrenvolle ritterliche Geleite Ximenas und der Töchter, die er seinem Cid zuführt; endlich neben diesen dem Cid durch Freundestreue und Bande des Blutes verbundenen Helden der Bischof Jeronymo, der Geschichte nach aus Perigueux, hier vom Orient herbeigelockt durch den Ruf des Cid, den er sucht, um unter ihm sich satt zu kämpfen mit den Mauren und so seinen Orden und seine Hände zu Ehren zu bringen, der, ein anderer Turpin, den Kriegern vor der Schlacht die Messe liest und die Absolution erteilt, aber sich selbst zugleich ausbittet die ersten Schwertstreiche im Kampfe thun zu dürfen, entschlossen den Cid zu verlassen, wenn er es ihm weigere; und damit auch die maurischen Vasallen des Cid nicht fehlen, der treue, gastfreundliche Abengalvon, der seines Herrn Angehörige ehrenvoll aufnimmt und um seinetwillen selbst den Anschlag seiner Schwiegersöhne auf sein Leben edelmütig verzeiht. Auf der andern Seite der stets mißgünstige jeden Erfolg des Cid scheel ansehende Garci Ordoñez und die eben so hochmütigen und eigensüchtigen als feigen und hinterlistigen Infanten von Carrion mit ihrem Oheim Asur Gonsalez, der nach Muño Gustios lieber schmaust als betet und falsch gegen jedermann ist, zumal gegen Gott, der weingerötet in die Cortes zu Toledo tritt um über die Herkunft des Cid zu witzeln, im Kampfe aber so schmählich unterliegt wie seine Neffen.

Das Poema wurde in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eine der Quellen für die Cronica general Alfonsos des Gelehrten und dadurch mittelbar auch für die Cronica del Cid,*) die, wenigstens nach Dozy, nichts anders zu sein scheint als eine höchstens bis in das Ende des vierzehnten Jahrhunderts hinaufreichende willkürliche Überarbeitung der entsprechenden Partie der general, vielleicht durch einen Mönch von S. Pedro de Cardeña, die durch den ersten Herausgeber noch einmal überarbeitet worden wäre.**) Nicht dasselbe gilt für die Cronica rimada; denn trotz mehrfacher sachlicher Berührung scheint höchstens an wenigen Stellen eine Spur eines Zusammenhanges zwischen ihr und den Prosachroniken durchzuschimmern. Aber wie die beiden großen Dichtungen selbst auf ältere Lieder (cantares) zurückweisen, so werden ähnliche andere Teile der Sage behandelnde Lieder von den Prosachroniken mehr oder weniger ausdrücklich bezeugt. Und so selbstbewußt sie auch gelegentlich

*) Herausgegeben zuerst von Juan de Velorado, Abt von S. Pedro de Cardeña, Burgos, 1512, zuletzt von V. A. Huber, Stuttgart 1853; ein Auszug daraus, zuerst 1498(?), ist zum Volksbuch geworden.

**) Um das Verhältnis der beiden unzweifelhaft in engstem Zusammenhang stehenden Chroniken genau kennen zu lernen, müßten wir freilich erst eine auf den ältesten Handschriften ruhende Ausgabe der Cronica del Cid haben.

einen tadelnden Seitenblick auf die werfen, „welche die Geschichte nicht wissen", wie bei der Erzählung von Cids angeblich unechter Herkunft von einer Bäuerin, und das, was solche „in den Liedern sagen", als unmöglich ablehnen, wie bei der Belagerung Zamoras; sie müssen mehr davon benützt haben als sie zugeben wollen. Denn wie die Verse des Poema (und vielleicht gelegentlich doch auch einmal eines in der Cronica rimada benutzten Liedes), so hört ein aufmerksames Ohr noch an verschiedenen andern Stellen (wie z. B. bei der Ausforderung der Zamoraner durch Diego Ordoñez, bei dem Schwur Alfonsos in Santa Gadea de Burgos) die alten Assonanzen durch die Prosa der Erzählung hindurch.

Leider bieten uns für den Verlust dieser alten Lieder die zahlreichen Romanzen, wie sie seit dem sechzehnten Jahrhundert in fliegenden Blättern und größeren Sammlungen gedruckt wurden (der jüngste und vollständigste Romancero del Cid von Carolina Michaelis, Leipzig 1871, enthält 205 Romanzen), nur einen schlechten Ersatz. Nur wenige durch die ältesten fliegenden Blätter und die ältesten Sammlungen wie der selbstgeständig teils aus solchen Drucken teils aus mündlicher Überlieferung schöpfende Cancionero de Romances (Envers s. a., vor 1550), die damit zusammenhängende Silva (Zaragoza 1550) zum Teile auch noch J. de Timonedas Rosa (Valencia 1572—73) uns erhaltenen Romanzen sind wirklich alte Volkslieder und volkstümliche Juglarromanzen. So erinnert z. B. die Romanze Cavalga Diego Lainez (C. M. X.; sie liegt N. 5 bei Herder zu Grunde) bis an wörtliche Anklänge an die entsprechende Erzählung in der Cronica rimada. Andere enthalten wenigstens einen alten volkstümlichen Kern unter jüngerer Umhüllung. Denn daß in der Gestalt, in der sie uns überliefert sind, auch die ältesten wenig über die Zeit ihrer ersten Aufzeichnung hinaufreichen, wäre nach der Natur der Sache selbst klar, auch wenn uns z. B. der Herausgeber des alten Cancionero nicht ausdrücklich der Mühe versichert hätte, die er daran wendete die verderbte und lückenhafte Überlieferung zu verbessern und zu ergänzen. Die Mehrzahl der Romanzen ist überhaupt erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und noch später bis ins siebzehnte entstanden. Es sind teils wie die von Lorenzo de Sepulveda (1551) trockene Produkte der Gelehrsamkeit, Umreimungen verschiedener Kapitel der Cronica general, also nicht nur nicht volksmäßig, sondern zu dem ausgesprochenen Zwecke gemacht, die alten „gar lügenhaften und unnützen" Romanzen, deren Ton allerdings nachgeahmt wird, durch „wahrhafte Geschichte" zu verdrängen, teils sind es zierliche, manchmal wirklich poesievolle, noch öfter manierierte Modeprodukte der Kunstpoesie, darunter auch namhafter Dichter, welche sich zur volkstümlichen Form nur herablassen um deren naive Kunstlosigkeit zur gesucht vornehmen Einfachheit fein berechnender, ja nicht selten raffinierter Technik um- und durchzubilden. Die Hauptsammlung dieser ist der Romancero general (Madrid 1600), vorbereitet durch die seit Ende der

Achtzigerjahre von Valencia ausgehenden fliegenden Blätter und Cuadernos und die ebenda um dieselbe Zeit erschienenen schließlich in ihm vereinigten 9 Teile der Flor de varios romances. In ihnen ist der epische Gehalt der Erzählung meist verflüchtigt zur bloßen Grundlage einer Situationsmalerei, welche nicht sowohl die Thaten als die Empfindungen und Gedanken ihrer Helden und Heldinnen lyrisch-sentimental, rhetorisch darstellt. Gleich in den ältesten Sammlungen, welche den Namen des Cid an der Stirne tragen, überwiegen die beiden Gattungen durchaus. Die oft wiederholte Historia des Juan de Escobar (zuerst Alcala 1612) enthält nur wenige altvolkstümliche schon aus den ältesten Quellen bekannte Stücke, die Mehrzahl ist zur einen Hälfte so ziemlich zu gleichen Teilen aus Sepulveda und dem Romancero general geschöpft, zur andern, soweit sie Escobar eigentümlich ist, wenigstens im Geiste des letzteren gehalten, und der seltene Tesoro des Fr. Metge*) (Barcelona 1626) enthält fast ausschließlich dem Romancero general eigentümliche zum Teil auch bei Escobar begegnende Nummern. Schon bei diesem, noch mehr aber in den neuern Sammlungen, und zwar um so mehr je vollständiger sie sind, ist die Gesellschaft, die sich da zusammengefunden hat, eine ziemlich bunte. Es läßt sich zwar eine leidliche chronologische Reihenfolge und damit eine gewisse äußerliche biographische Einheit herstellen, von einer inneren Einheit des Geistes und Charakters, von Gleichheit des Wertes kann keine Rede sein. Nicht nur ältere und jüngere Fassungen derselben Romanze, etwa mit einer neuen Einleitung, sondern selbst entgegengesetzte Auffassungen stehen unvermittelt neben einander. Während einige der ältesten Romanzen wie die früher erwähnte Cabalga Diego Lainez den schroffen trotzigen Typus der Cronica rimada noch festhalten oder doch noch durchblicken lassen, herrscht im allgemeinen schon die mildere Auffassung des Poema, welche ja auch natürlich die Prosachroniken annahmen, in deren Erzählung es dann freilich einmal begegnen mag, daß man eine Thatsache nicht recht versteht, wenn man nicht die ältere Auffassung kennt: so wenn der Cid die ihm eben mit seiner Zustimmung vom König angelobte Ximena in die Obhut seiner Mutter bringt und sie nicht eher wiedersehen will, bis er fünf Siege erfochten. Auch dem legendarischen Elemente, das sich freilich noch diskret schon in den ältesten Denkmälern einfand, das aber namentlich von dem Kloster S. Pedro de Cardeña scheint gepflegt worden zu sein, haben die Prosachroniken bereits breiteren Raum verstattet, namentlich gegen das Ende in der Schilderung der letzten Tage des Helden und der Ereignisse nach seinem Tode. Er wird da nicht bloß ein Vorkämpfer des Glaubens noch im Tode, sondern geradezu ein Wunderthäter im Interesse des Klosters, das seine Reliquien bewahrt. Auch dieser Zug ist namentlich durch Sepulveda in die Romanzendichtung übergegangen. Immerhin ist aber dieser königstreue, weise, Gott und

) Über den strittigen Namen vgl. R. Köhler Herders Cid und seine französische Quelle S. 11) und A. Morel-Fatio Romania I 124.

seinen Heiligen wohlgefällige, den Menschen, selbst den Heiden ehrwürdige Cid im einen wie im andern Sinne noch ein Held, seiner Würde sich bewußt und thatkräftig. Die jüngere Schule dagegen hat die mildere Auffassung des Poema und der Prosachroniken verweichlicht und aus dem Helden der alten Dichtung einen redseligen, sentimentalen galan gemacht, der als zehnjähriger Knabe schon vor dem König in klügelnder spitzfindiger Rede glänzt, sich an seinem Hochzeitstag fein herausputzt und den Klagen seiner jungen Gattin nicht widerstehen kann, wenn Ehre und Vaterland ihn ins Feld ruft, sondern auf das Kreuz seiner Tizona ihr schwört nicht mehr hinaus zu ziehen, sondern an ihrer Seite zu bleiben und ihr und seiner Grafschaft zu leben. Und diese Ximena selbst, die in wohlgesetzten Assonanzen oder gar Oktaven über die Macht der Zeit witzelt und über die „undankbaren Männerherzen“ klagt (vgl. Herder N. 23) oder die Bäurin um das häusliche Glück beneidet, das der höfischen Dame versagt ist (C. M. XXVI), die an den König vorwurfsvolle Briefe schreibt, weil er ihr den Gatten so lange entziehe (vgl. Herder N. 19.), wie weit ist diese selbst entfernt von der Heldenfrau des Poema, die in S. Pedro de Cardeña von ihrem Gatten Abschied nimmt, oder von der Ximena der Reimchronik, die sich vom König den Cid zum Gatten erbittet um der Ruhe des Landes willen, ein Motiv, das in wenigen unserer Romanzen selbst noch fortlebt, während andere es offenbar bereits unanständig finden und den König auf dies Auskunftsmittel verfallen lassen. Wenn hier die jüngeren Dichtungen bereits anfangen ein altüberliefertes in der Geschichte und in der Cronica rimada lediglich durch dynastische Interessen oder die Rücksicht auf das öffentliche Wohl bestimmtes, aber bereits im Poema durch herzliche Liebe vertieftes Verhältnis mit einem sentimental-romantischen Schimmer zu umgeben, führt anderseits bereits eines der älteren, wenigstens schon in den ältesten Quellen begegnendes, in einer späteren Glosse (vgl. Herder N. 28) weiter ausgeführtes Stück ein neues Motiv ein, die Liebe der Prinzessin Urraca zu Rodrigo, dem sie am Altar Santiagos, als ihn ihr Vater zum Ritter schlug, die Sporen angelegt, und den sie, um der reichen Tochter des Grafen Gormaz willen verschmäht, noch von der Zinne des belagerten Zamora herab an jene Zeit erinnert mit so schmerzvoll liebendem Vorwurf, daß es nur auf sie ankäme ihn Ximena zu entreißen, und daß er mit verwundetem Herzen zurückweicht.

Mit der Romanzenpoesie hängt das spanische Drama aufs engste zusammen. Es hat aus jener nicht nur Motive, überhaupt Stoffliches entlehnt, sondern z. T. auch die erzählende Form, ja beliebte Romanzen ganz oder stückweise in sich herübergenommen, wie umgekehrt wieder Erzählungen und Dialoge aus beliebten Komödien als Relaciones und Pasillos auf fliegenden Blättern gedruckt gleich den Vulgärromanzen von Hand zu Hand gingen (vgl. den Pasillo vom Cid Campeador, das

Gespräch zwischen dem König und dem Cid vor der Verbannung, bei C. M. 357 ff. und F. Wolf Studien 396). Ich dürfte mich hier in der Besprechung der spanischen Cid-Dramen wohl auf die Mocedades del Cid (die Jugendthaten des Cid) von Guillem de Castro (Valencia 1621; Neudruck von W. Förster Bonn 1878) beschränken, auch wenn mir die übrigen nicht unzugänglich wären.*) Er hat auf der Bahn der Romanzen weiterschreitend dem Stoffe ein eigentümliches romantisches Gepräge aufgedrückt und als Vorbild Corneilles allein eine über sein Vaterland hinausreichende Bedeutung für die Gestaltung und Auffassung desselben gewonnen.

Seine Dichtung zerfällt in zwei „Komödien": die erste beginnt mit Rodrigos Ritterschlag und endet mit seiner Vermählung mit Ximena, die zweite beginnt mit Sanchos Sieg über seinen Bruder Alfonso und endet mit des letzteren Thronbesteigung und Verlobung mit der maurischen Prinzessin Zayda-Maria. Die bei weitem wichtigere ist für uns die erste. Wie sentimental auch manche Romanze das Verhältnis der jungen Gatten Rodrigo und Ximena darstellen mochte, von einem Liebesverhältnis vor ihrer Vermählung wußte keine zu erzählen. Diesen Schritt weiter that der Dramatiker, und indem diese Liebe einerseits durch die Ohrfeige, welche Ximenas Vater dem greisen Diego Lainez angesichts des Königs giebt, weil er sich durch dessen Wahl zum Erzieher des Prinzen Sancho zurückgesetzt fühlt, anderseits durch die blutige Rache, welche Rodrigo nimmt, in Kampf gerät mit der Ehre und der Kindespflicht, gewinnt er einen interessanten dramatischen Konflikt, der den Mittelpunkt der Handlung bildet. Gleich der erste Monolog Rodrigos, nachdem ihn sein Vater zur Rache verpflichtet, läßt in seinen ersten drei Strophen, deren refrainartiger Schluß sich um den Gedanken dreht, daß der Beleidiger seines Vaters der Vater der Ximena ist, diesen Konflikt in ihm klar hervortreten und mit höchster dramatischer Lebendigkeit stellt ihn uns die bewegte Scene vor Augen, in der Rodrigo dem Grafen entgegentritt, während einerseits die Geliebte, die noch eben mit der ihn gleichfalls liebenden Urraca harmlos über ihn geplaudert, vom Balkon ihm zuruft, anderseits die Stimme des entehrten Vaters ihn erinnert, daß die vielen Worte nur dem Degen die Kraft nehmen. Aber auch in Ximenas Brust kämpfen dieselben Gefühle, und kaum hat sie vor dem Throne „Gerechtigkeit" verlangt, so muß sie in die Brust ihrer Vertrauten Elvira ihre Klagen ausschüttend bekennen, daß Rodrigo noch immer ihr „angebeteter Feind"

*) Les Almenas de Toro (Die Zinnen von Toro) von Lope de Vega berührt sich inhaltlich mit der 2. Komödie des de Castro; ebenso El cerco de Zamora (die Belagerung Zamoras) durch B. Diamante; über eben dessen Honrador de su padre (der Verehrer seines Vaters) und sein Verhältnis zu Corneille kann ich nicht selbst urteilen, da ich Diamantes Drama, das ganze Scenen aus Corneille entlehnt haben soll (nach Schack wäre dagegen das Umgekehrte der Fall) nicht selbst kenne. Auch die Comedia „Vida y muerte del Cid Campeador, y noble Martin Pelaez", aus welcher der oben erwähnte Pasillo stammt, kenne ich nicht näher.

sei; und indem dieser, der ungesehen Zeuge ihres Bekenntnisses war, plötzlich zu ihren Füßen stürzt um ihr seinen Stahl zur Rache für ihren Vater in die Hand zu drücken, hören wir durch alle ihre Versicherungen, sie werde wiewohl ein Weib alles thun gegen ihn, was sie vermöge, doch aus dem Grunde ihres Herzens den Wunsch durch, nichts zu vermögen. Die Lösung wird denn auch dadurch herbeigeführt, daß die Liebe Ximenas sich verrät und gegen ihren Willen siegreich durchbricht. Ihrer fortgesetzten Klagen müde prüft der König, auf den Rat des alten Arias Gonzalo ihnen durch eine Heirat ein Ende zu machen, ihr Herz durch die erdichtete Botschaft von Rodrigos Tod, die sie ohnmächtig niederwirft. Um diesen Beweis ihrer Liebe zu entkräften, läßt sie allerdings öffentlich dem, der ihr Rodrigos Haupt bringe, wenn er ihr ebenbürtig, mit dem gesamten Besitz ihres Hauses ihre Hand, wenn nicht, die Hälfte ihrer Habe versprechen. Aber der bevorstehende Kampf Rodrigos mit dem aragonischen Riesen Don Martin um Calahorra erfüllt sie doch mit schmerzlicher Sorge, und ein übermütiger Brief des letzteren, der ihr Rodrigos Haupt verspricht, macht ihr Unglück ihr noch fühlbarer. Zwar erscheint sie mit diesem Briefe, wie er es fordert, zum erstenmal wieder im Festkleide am Hofe scheinbar hoffnungsfroh; aber als ein Bote die Nachricht bringt, ein Ritter aus Aragon wolle ihr das Haupt Rodrigos bringen, da glaubt sie ihrer Pflicht genug gethan zu haben; nun sie den Geliebten der Rache geopfert wähnt, meint sie auch ihre Liebe bekennen zu dürfen und bittet den König nur nicht noch Don Martin, der sich mit ihrem Vermögen begnügen möge, ihre Hand reichen zu müssen, sondern sich in ein Kloster zurückziehen zu dürfen. Allein — der Dichter hat sich hier allerdings eine Wiederholung und eine mehr lustspielmäßige Lösung erlaubt — der Ritter aus Aragon war kein andrer als Rodrigo selbst, der siegreich aus Aragon heimkehrt mit seinem Haupte, das er jetzt in ihre Hände legt und auf Grund ihres eigenen öffentlichen Versprechens (sie hat nicht gesagt, daß man ihr sein Haupt lebendig oder tot oder abgeschlagen bringen müsse) ihre Hand in Anspruch nimmt; widrigenfalls könne sie selbst mit seinem Schwerte ihm das Haupt abschlagen. Der König entscheidet zu seinen Gunsten und auch das letzte schamhafte Sträuben Ximenens besiegt bald das Zureden ihrer Freunde.

Um diesen Kern der Handlung hat der Dichter mehr oder weniger episodisch und freilich nicht immer zum Vorteil geschlossener Einheit der Komposition alles gruppiert, was ihm die Romanzendichtung bot: Maurenkämpfe, die dem jungen Helden den Ehrentitel des Cid eintragen, das Abenteuer mit dem Aussätzigen, das uns neben dem tapfern auch den frommen Ritter zeigt, die Teilung des Reiches, den aufbrausenden, abergläubisch mißtrauischen Prinzen Sancho und die liebende Infantin, die dem jungen Helden die Sporen anlegt, ihn nach der Tötung des Grafen vor Nachstellung schützt, auf ihrem Landsitz die Huldigung seiner Galanterie empfängt kaum selbst fähig sich zurückzuhalten, die Arias das Geheimnis

ihrer eignen und der Liebe Ximenens verrät und dadurch die Lösung vorbereitet, die Freundin Ximenens und doch zugleich eifersüchtig auf diese.

In dem zweiten Drama, das noch weniger geschlossene Komposition zeigt als das erste, tritt der Cid selbst eigentlich zurück gegen die Vorgänge vor und in Zamora, den Tod Sanchos und den Kampf zwischen Lara und den Söhnen des Arias Gonzalo, neben denen erst episodisch die Aufnahme Alfonsos in Toledo und die Liebe zwischen ihm und Zayda hergeht, bis er zuletzt nach Sanchos Tode in den Vordergrund tritt. Der Cid verschafft zwar gleich zu Beginn des Dramas Sancho den bekannten Sieg über seinen Bruder, wird dann vor Zamora verbannt und wieder zurückgerufen, verfolgt den Mörder des Königs bis unter die Mauern Zamoras, wo ihn Urraca mit den Worten der Romanze (überhaupt hat der Dichter in beiden Dramen häufig Romanzen wörtlich eingeflochten) zurückweist; im ganzen aber ist er schon von Anfang an durch seinen Schwur gegen Zamora nicht das Schwert zu ziehen zu einer vorwiegend passiven Rolle verurteilt, die ihn wenig geeignet macht zum dramatischen Helden, und erst zuletzt tritt er aus dieser heraus, indem er Alfonso den Eid abnimmt und von Urraca eben noch zurückgehalten wird, da er den zürnenden verlassen will. Herber, trotzig selbstbewußter erscheint der Charakter durchaus in diesem an hohen Schönheiten gleichfalls nichts weniger als armen Drama gehalten als im ersten, wo uns der jugendliche Held im ganzen Glanze seiner Ritterlichkeit und alle Herzen gewinnenden Liebenswürdigkeit entgegentritt.

Diese erste Komödie wurde das Vorbild für den Cid des Corneille (1637). Welche Bedeutung dieser für die Geschichte des französischen Dramas hat, gehört nicht hierher; für die Geschichte des Stoffes hat er kaum eine viel höhere, als die Erfindungen des Spaniers weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt gemacht zu haben. Denn er ist von diesem nicht nur bis zur Herübernahme ganzer Scenen, ja wörtlicher Wiedergabe zahlreicher Einzelstellen abhängig, man kann, namentlich wenn man nur auf die Erfindung und Komposition sieht, die hier allein in Betracht kommen, behaupten, was er poetisch Wirksames aufweist, verdankt er dem Spanier, und die Änderungen, die Corneille anbrachte, sind fast ebensoviele Verschlechterungen.*) Solche diktierte dem französischen Dichter zunächst schon die Forderung der Regelmäßigkeit. Zwar wenn die bei dem Spanier etwas allzu üppigen Ranken des episodischen Nebenwerkes beschnitten wurden, so war dies am Ende ein Opfer, das man zu Gunsten einer strengern Komposition zu billigen sich wohl entschließen würde. Aber die Forderungen der Einheit der Zeit und des Ortes haben den Dichter

*) Obiges übrigens auf selbständiger Vergleichung beruhende Urteil stimmt wesentlich mit dem Schacks (Gesch. d. dram. Lit. und Kunst in Spanien II, 430 ff. bes. 437 ff), gegen das von mehreren Seiten Einsprache erhoben wurde. Aber mag auch Schack dem Franzosen hie und da zu viel thun, in der Hauptsache und in der oben ausdrücklich bezeichneten Begrenzung muß ich ihm beipflichten.

genötigt, nicht nur die historische, sondern, was schwerer wiegt, auch die poetische Wahrheit zu opfern, und es wird daran nichts besser, wenn Corneille im Examen seines Stückes verrät, daß er gesundes Gefühl genug besaß, diese „Übelstände der Regel" (l'incommodité de la règle) deutlich zu empfinden. So mußte den vierundzwanzig Stunden zuliebe die reiche Handlung bis zu unnatürlicher Überhastung zusammengedrängt werden. So muß der Einheit des Ortes zugefallen, die für die einzelnen Scenen doch nicht durchführbar war, das Stück in dem damals noch maurischen Sevilla spielen, damit die Mauren, deren Auftreten gleichwohl bei Corneille ganz unvorbereitet ist, bei der Hand sein können, und an Stelle des aragonischen Riesen, dem Rodrigo an die Grenze des Landes entgegengeht, um für das Recht seines Königs sein Leben zu wagen, muß Don Sancho (ein Höfling, nicht der von Corneille ganz weggelassene Prinz) den letzten Kampf mit Rodrigo für Ximene übernehmen, ein unerprobter Kämpfer, der aus Liebe seinen ersten Waffengang wagt, und für Rodrigo gar keine ernste Gefahr bedeuten würde, wäre dieser nicht darauf versessen, sich wehrlos seinem Degen bloßzustellen, eine Grille, von der ihn Ximena in einer der berühmten ersten aus dem Spanischen herübergenommenen Unterredung nachgebildeten Scene erst durch ein nicht ganz unbedenkliches Bekenntnis abbringen muß.

Aber der Franzose hatte auch Rücksicht zu nehmen auf die „Wohlanständigkeit des Theaters" (la bien-séance du théatre). Diese duldete allerdings nicht, daß Ximene, wozu ihr der Spanier, ohne damit die Bedenken seines Nachahmers zu zerstreuen, mehr als drei Jahre Zeit gönnt, schon kaum vierundzwanzig Stunden nach dem Tode ihres Vaters dem, der ihn tötete, die Hand reiche. Um aber doch nicht gegen die Geschichte zu verstoßen, welche diese Ehe berichtet, wird ihr vom König Zeit gelassen (etwa ein Jahr), um sich darein zu finden, und Rodrigo in neue Maurenkämpfe geschickt, und sie schweigt — nach der Absicht des Dichters nicht etwa, weil sie im Innern zustimmt, sondern weil sie auf irgend ein neues Hindernis hofft. So endet das Drama unbestimmt und ohne eigentliche Lösung des Konfliktes. Der König ist bei Corneille zwar nicht um vieles absoluter als im Spanischen, wo seine Macht noch immer verhältnismäßig beschränkt erscheint; aber die Wohlanständigkeit duldete doch nicht, daß Diego in seiner Gegenwart die Ohrfeige erhielt: es war genug, daß der Dichter sie überhaupt auf die Bühne (er erhält sie auf der Straße) zu bringen wagte, und auch die Mutprobe, die im Originale Diego nach den Romanzen mit seinen Söhnen anstellt, hat der einfachen Frage an Rodrigo Platz machen müssen: Rodrigue, as-tu coeur?

Corneille sucht aber auch sein Original zu steigern: er verdirbt es damit oder verbessert es zum mindesten nicht. Die Urraca des Spaniers ist nur das liebende Weib, das in seiner Liebe an Rangunterschiede nicht denkt. Corneille legt in ihre Brust einen Konflikt zwischen ihrer Liebe und ihrem Standesbewußtsein als Prinzessin (er trägt damit auch dem

höfischen Geist seines Theaters Rechnung) und läßt sie damit zu einer Intrigantin herabsinken, die erst, um ihrer eigenen Liebe die nährende Hoffnung zu rauben, die Liebe Ximenens zu Rodrigo schürte und dessen Widerwillen (dédain!) besiegt hat, die aber, sobald der Tod des Grafen die Liebenden zu trennen scheint und der junge Held durch diese erste Waffenthat die Hoffnung größerer künftiger Thaten und damit auf Ausgleichung des Rangunterschiedes geweckt hat, sofort bereit erscheint ihr Geschenk zurück und seine Liebe wieder für sich in Anspruch zu nehmen und, gleißnerisch das öffentliche Wohl vorschützend, Ximenen rät, ihm ihre Liebe zu entziehen, sein Leben aber ihnen zu lassen; erst als sie sich überzeugt hat, daß auch das vergossene Blut ihre Liebe nicht zu scheiden vermochte, entschließt sie sich, den Geliebten, den sie selbst nicht besitzen kann, zum zweitenmal Ximenen zu schenken. Hat Corneille einerseits so das aus der Tiefe der Herzen frei hervorbrechende Gefühl der Liebenden herabgedrückt zu einem Werke der Prinzessin, so verschärft er andrerseits ohne rechten absehbaren poetischen Vorteil den Konflikt, indem der Vater Ximenens diese ihre Liebe ausdrücklich billigt: wir hören dies nicht nur aus dem Gespräch Ximenens mit Elvira gleich zu Beginn des Dramas, sondern der Graf selbst erklärt es bei der Begegnung mit seinem jungen, von ihm mit Bewunderung und liebender Teilnahme betrachteten Gegner vor dem Zweikampfe (II 2) — eine Scene, die nebenbei bemerkt Corneille des vollen dramatischen Lebens, die sie beim Spanier hat, entkleidete, indem er sie auf den Platz vor den Königspalast verlegte und ohne Zeugen verlaufen läßt. Corneille erklärt ausdrücklich, er habe einer Mahnung des Horaz eingedenk den Tod des Grafen den Augen der Zuschauer entzogen, um nicht für diesen Mitleid und Abscheu gegen Rodrigo zu erregen. Dann war aber diese Betonung väterlicher Zuneigung für diesen von Seite des Vaters der Geliebten auch wenigstens keine Verbesserung.

Ungeachtet aller dieser Schwächen besaß Corneilles Drama für seine Landsleute des Anziehenden genug, um seinem Helden ein starkes und nachhaltiges Interesse zu sichern und dies vielleicht nicht zum wenigsten dadurch, daß eben die Entfernung vieler episodischer Züge noch ausschließlicher als beim Spanier die Aufmerksamkeit auf den Kampf zwischen Liebe und Ehre konzentrierte. Kein Wunder daher, daß man, als im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts mehr und mehr eine Rückströmung gegen die Überfeinerung und Verbildung der Gesellschaft und den einseitigen Klassizismus sich geltend machte, als man aufmerksam zu werden anfing auf volkstümliche Poesie und damit auch auf die spanischen Romanzen, alsbald wieder auf diesen durch Corneille so bekannt gewordenen Helden verfiel, um, wie man meinte oder wenigstens vorgab, dem „Helden des Theaters“ den „Helden des elften Jahrhunderts“ gegenüberzustellen, zufrieden daß man nicht dieselben Verpflichtungen habe, wie der Dichter, und darum sich wohl hütend, „den Anstandsbegriffen seiner Zeit Thaten und Reden anzu-

passen, welche offenbar gegen die Anstandsbegriffe jener Zeit nicht verstießen". Dies geschah durch einen ungenannten Mitarbeiter*) der Bibliothèque universelle des romans, Juli 1783, 2. Band. Vorausgegangen war bereits im Dezemberbande 1782 S. 39 in einer Anmerkung die Übersetzung der Abschiedsromanze (Car. Michaelis CXXVI; 48 bei Herder), auf welche am gehörigen Orte zurückgewiesen wird, und es folgte im zweiten Oktoberbande 1784 die Geschichte der Grafen von Carrion, welche der Bearbeiter früher, weil sie zwar „interessant aber wenig wahrscheinlich und von einer tödlichen Länge" sei, übergangen und ebenso wie die Begebenheiten nach Cids Tod (von Herders Nr. 68 an) nur kurz am Schlusse seiner Bearbeitung erzählt hatte.

Diese mit den obenerwähnten Zeitströmungen in Verbindung zu bringen, berechtigen uns die eigenen Äußerungen des Verfassers. An der Spitze seiner Arbeit steht erst im Original nicht ohne Fehler wiedergegeben dann in Übersetzung der Titel der von ihm benützten Ausgabe Escobars. Als Gründe, warum gerade dieser „Roman" eine besondere Beachtung verdiene, führt er an „die Berühmtheit des Helden, die Eigenart (singularité) der Form, das Interesse der alten Sitten, der Wahrheit und das Verdienst einer natürlichen, präzisen, vornehmen und kriegerischen Beredsamkeit". Nur über die beiden erstgenannten Gründe verbreitet sich die Einleitung. Nachdem der Verfasser seinen Helden dem des Corneille in der schon bezeichneten Weise gegenüber gestellt, glaubt er sich gegen den Vorwurf des zu häufigen Zurückkommens auf die heroische Gattung verwahren zu müssen. Er fragt, ob man diesen Heroismus nicht noch dulden könne zur Abwechselung von den süßlichen galanten und bürgerlichen Romanen, ob bei aller Liebe für einen zärtlichen Marquis, einen charmanten Chevalier, einen Herzog aus besonders gutem Teig es nicht möglich sei, daß die Neugierde der Damen sich ermuntere, um einen Blick auf die schrecklichen Männer der Vorzeit zu werfen. „Aber sie verstehen es nicht, ein empfindsames Gespräch zu spinnen; aber sie sprechen nur verständig, in stolzen Worten, in großen Gedanken; aber sie lieben zu stark! Große Fehler, indes man wird ihnen eine gewisse Nachsicht nicht versagen können, denn es wäre möglich, daß wir wieder groß würden, wenn die Größe wieder ein Mittel würde zu gefallen." Hierin verbirgt sich eine moralische Tendenz ebensowenig wie in einer Anmerkung (S. 170 f.), welche gegenüber den Philosophen von heute, den „kalten Menschen, die an allem teilnehmen und nichts sind", mit unverhohlenem Wohlgefallen auf die eigenartigen auszeichnenden Familiencharaktere von ehedem hinweist. Nach einigen historischen Notizen über den Cid, sprachlichen Bemerkungen über leider veraltete Wörter, wozu einige unübersetzbare Ausdrücke im Titel bei Escobar Anlaß geben, und der Aufzählung andrer auf den Cid be-

*) Eine Notiz in der Romania VIII 477 vermutet dahinter den Romanschriftsteller Couchut (oder wie die Nouv. Biographie générale XII 152 schreibt, Couchu).

züglicher Werke, darunter des Tesoro des Metge (der Verfasser schreibt 'Melge'), der Coronica (so!) del ... Cid, des De Castro, wendet er sich der Erörterung der 'Eigenart der Form' zu. An die Spitze stellt er den Satz: „Die Romanzen sind die erste Gattung von Komposition, aus der man alle andern bei allen Völkern hervorgehn sah." Das Wort sei modern und bedeute nichts weiter als ein Gedicht in der zur Volkssprache gewordenen lingua romana, der Vorwurf sei gewesen „die ruhmvollen Thaten, die seltenen oder wichtigen Ereignisse, die traurigen oder außerordentlichen Abenteuer in einer über der des großen Haufens erhabenen Sprache zu besingen". So bei den alten Völkern des Orients, so bei den Griechen, Römern. Er erörtert dann den Ursprung und das Eindringen des Reimes in die Volkssprachen, die Entwicklung neuer Formen und Gattungen, trotz deren Einführung die Spanier der Romanze und ihrem Charakter treu geblieben seien; er erwähnt dann eine Abart der letzteren, die Letra oder Letrilla und giebt zwei Proben in sehr freier Bearbeitung; er erörtert schließlich den Zusammenhang der Romanze und des spanischen Dramas mit seiner Mannigfaltigkeit der Formen um sich gegen die unglücklicherweise alsbald gepredigte Poetik der Alten zu wenden, welche alle daher zu erwartenden Schönheiten im Keime vernichtete, gegen jenen Geist der Nachäffung, der schuld sei, daß es „keinen unterscheidenden Charakter mehr gab, daß alle Völker lächerlicherweise Griechen und Römer waren, ohne es dahin zu bringen', es erträglich zu sein"; eine Verkehrtheit, die angesichts der verschwenderischen Mannigfaltigkeit der Natur wie ein Mord erscheine.

Auf Escobar verweist, wie wir sahen, der Verfasser selbst als seine Hauptquelle; außerdem schaltete er, wie er gleichfalls selbst bei Erwähnung Metges bemerkt, aus dessen Tesoro von Zeit zu Zeit dort fehlende Romanzen ganz oder stückweise ein (C. M. VII. XXI. XX. XXV. XXVII. XXVI. CI. CIX. CX. CXXXVIII. CXCIII. CXCV; vgl. Herders Nr. 3. 15. 16. 23. 39. 44. 53. 67). Von den nur im allgemeinen erwähnten Romanceros muß er viermal (C. M. CXII. CXXVI. CXXXIII. CXXIX. und CXCIII; vgl. Herder 47. 48. 51. 67.) Miguel de Madrigals Segunda Parte del Romancero general (Valladolid 1605 vgl. Wolf Studien S. 354 ff.) zu Rate gezogen haben. Das sind nun freilich, wie wir bereits wissen, lauter Quellen, die wenig geeignet erscheinen, daraus den Helden des elften Jahrhunderts zu gewinnen, ja überhaupt nicht einmal viele alte, wirklich volkstümliche, sondern weit überwiegend junge kunstmäßige Romanzen liefern. Indes gerade darum lagen sie dem Geschmacke und Verständnisse der Zeit nur um so näher. Geht es doch in der Regel so, wenn man eben erst anfängt, sich der Volkspoesie wieder zu nähern, und lenkte man doch in Spanien selbst, als seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts auch dort eine nationale Renaissance eintrat, die Blicke erst auf die jüngeren künstlichern und erst später auf die eigentlichen alten Volksromanzen. Den durch diese Quellen ihm gelieferten Stoff verteilt der Be-

arbeiter in drei Abteilungen nach den Königen, unter denen der Cid lebte: Ferdinand, Sancho und Alfonso VI. Die einzelnen Romanzen, mit wenigen später zu erwähnenden Ausnahmen in Prosa, tragen nur vereinzelt Überschriften, in der Regel sind sie nur durch Absätze und Striche getrennt, aber nicht gezählt.

Das Verhältnis des Franzosen zu den spanischen Originalen*) ist nun aber keineswegs, wie die einigemale beigefügten und dann jedesmal recht treu wiedergegebenen spanischen Verse verleiten könnten zu glauben, das eines einfachen Übersetzers. Er bewegt sich ihnen gegenüber vielmehr mit größerer Freiheit und Selbständigkeit, als er gedurft hätte, wenn es ihm nur um „das Interesse der Wahrheit", um den historischen „Helden des elften Jahrhunderts" zu thun gewesen wäre, und wenn er dafür in den spanischen Romanzen etwa historische Quellen gesehen hätte. Aber der Mann hat offenbar auch mehr oder weniger künstlerische Absichten. Er will ein Ganzes hinstellen, das sich ohne Anstoß im Zusammenhang lesen lassen und einen möglichst einheitlichen Eindruck hervorbringen soll. Romanzen, welche sich diesem Zusammenhang nicht recht fügen, wie C. M. XXXVII, welche das unehrerbietig rücksichtslose Vorgehen Rodrigos vor dem Papst in Rom erzählt, CV der Cid im Auftrage Alfonsos in Sevilla und CXV, die einen andern Grund der Verbannung angiebt, oder solche, die gar zu inhaltsleer und darum für die Handlung belanglos sind wie Ximenens Kirchgang (XLI), die Versöhnung des Arias Gonzalo und Diego Ordoñez (LXXXVI) läßt er einfach beiseite. Auch der Legende (XXIII Rodrigo und S. Lazarus vgl. S. XI CLXXXVII = Herder 64) ist er abhold; von der damit zusammenhängenden summarischen Behandlung der Ereignisse nach Cids Tode (vgl. S. XXII) wie von der wenigstens vorläufigen Weglassung der „wenig wahrscheinlichen" Geschichte der Grafen von Carrion war schon (S. XXIX) die Rede. Die benützten Romanzen aber ordnet er mit künstlerischer Rücksicht auf Zusammenhang und Wirkung. So stellt er die Ausforderung und den Sieg der beiden Zamoraner (C. M. LIX Nr. 30) zwischen LVI, von der aber nur der Schluß, des Cid Rückkehr von Zamora mit der Antwort der Infantin und seine Verbannung (Nr. 29) benützt ist, und LVII (Nr. 31), die Rückberufung des Cid, welche bei Sepulveda als unmittelbare Fortsetzung des Vorausgehenden gedacht und in einzelnen Ausgaben (vgl. C. M. 95_2 und 92_1) mit ihr zusammenhängend als eine einzige Nummer gedruckt ist. Die Absicht ist klar: die Verlegenheit König Sanchos (vgl. Vögelin 149, Herder V. 1768—1773)

*) Man übersieht es bequem in dem Buche Herders Cid, die französische und die spanische Quelle. Zusammengestellt von A. S. Vögelin (Heilbronn 1879), das die spanischen Romanzen, die französische Prosa und Herders Cid nebeneinander abdruckt. Leider hat der Herausgeber nicht die Sammlung von C. Michaelis, sondern die ältere von A. Keller (1840) zu Grunde gelegt und das ziemlich lange Druckfehlerverzeichnis verbessert noch immer nicht alle Versehen; auch die beigegebene Übersetzung der spanischen Texte ist nicht frei von Mißverständnissen im einzelnen. Die von mir oben angezogene Einleitung des Franzosen sowie seine Anmerkungen hinter dem Text hat V. weggelassen.

und damit zugleich die Bedeutung des Cid (vgl. Vög. 145, Herder 1729) soll anschaulich gemacht und so die Rückberufung des letzteren motiviert werden. Natürlich durfte dann der Cid nicht, wie im Spanischen (V. 58 ff.), anwesend sein und sein Urteil über die beiden Zamoraner abgeben. Ganz fallen gelassen ist das letztere gleichwohl nicht, es ist auf ein etwas wahrscheinlicheres Maß zurückgeführt (im Spanischen nehmen sie's mit sieben Gegnern auf: vier tötet der Alte, zwei der Junge, um den entronnenen siebenten raufen sie sich die Bärte), vorausgestellt als Urteil des Erzählers bei ihrer Einführung zu Anfang der Romanze (Vög. 143, Herder 1701—7). Und um eine weitere innere Beziehung herzustellen, setzt der Franzose an Stelle der im Original namenlosen „zwei Zamoraner“: Arias Gonzalo und seinen jüngsten Sohn (a. a. O. vgl. Vög. 185 ff., Herder 2211 ff.) In ähnlicher Art weist er auch der Klage Ximenens (Nr. 23, Vög. 107 C. M. XXVII), welche an und für sich ohne bestimmte Zeitandeutung bei Metge, dem sie entnommen ist, mitten unter Romanzen der ersten Abteilung — Cid unter Ferdinand — steht (Nr. 13 Köhler S. 76), einen passenden Platz an der Spitze der zweiten an. In der That wäre dort neben dem Briefe Ximenens an Fernando (Nr. 19. C. M. XXXIX) schwerlich für dieselbe Raum geblieben. Das Motiv der Einleitung aber, den Schlachtlärm, der Rodrigo ins Feld ruft, entlehnte er, wie noch nicht bemerkt zu sein scheint, einer Parallelromanze, (C. M. XXV), die gleichfalls bei Metge ziemlich am Ende des Tesoro (Nr. 38, Köhler S. 77) steht, nur mit bestimmter Übertragung auf die Wirren unter Sancho, und der Schluß — Cid seine Gattin tröstend — klingt freilich mit einer dem Charakter des Helden entsprechenderen Änderung (vgl. oben S. XXIII) an den Schluß der bei Metge vorausgehenden Romanze (Tesoro 12, Köhler 76. C. M. XXVI) an. Schon hier sehen wir, wie der Franzose zwischen mehreren Parallelromanzen auswählt und sich ergänzende Erzählungen kontaminiert. Denselben Vorgang können wir bei Nr. 28 (Vög. 131) beobachten. Neben der ihr zu Grunde liegenden, auf ziemlich alter Grundlage beruhenden Glosse (C. M. LII vgl. oben S. XXIII) findet sich bei Escobar noch jene ältere selbst (C. M. LIV) und eine dritte aus Sepulveda herübergenommene (C. M. LVI vgl. S. XXI), in der Urraca in dem belagerten Zamora von Cid die Botschaft ihres Bruders entgegennimmt. Der Bearbeiter wählt aber zwischen diesen beiden Versionen die, welche unstreitig die poetisch wirksamere Situation enthält: Cid unter den Mauern der Stadt von der Prinzessin zurückgewiesen, und legt darum seiner Bearbeitung Nr. LII zu Grunde. Den Anfang (V. 1—12) kann er weglassen, da er zwei Nummern früher den Auftrag des Königs bereits erzählt hat (26, Vög. 125 = C. M. LV: diese gehört eigentlich mit LVI zusammen und bildet bei Sepulveda (nach C. M. S. 92_1 in der Ausg. von 1580, doch vgl. unten S. XLI*) in der That nur eine einzige Romanze. wir haben also ein ähnliches Verhältnis wie oben S. XXXI). Da aber die eigentlich nur auf Ausmalung der Situation und der Empfindung der

Prinzessin ausgehende Romanze weder die Wirkung der Worte Urracas auf Rodrigo selbst ausführt, noch die Meldung an den König über den Erfolg der Sendung und im Zusammenhang damit die Verbannung des Cid erzählt, so fügt der Bearbeiter, der beides braucht, die erstere aus dem Schluß der älteren Romanze (V. 25 ff., Herder 1644: sie wird das Motiv für den in Nr. 32. [Vög. 157, Herder 1884 ff.] erzählten, hier aus den Andeutungen in C. M. LXXI, LXXVIII Vög. 164 f. 172; vgl. Herder 33 V. 1971. 34 V. 2087 [den eigentlich in Betracht kommenden Vers Que nos juró su alianza hat der Franzose hier fallen gelassen] und LXX, 23 ff. vorweg hinzugefügten Schwur des Cid nicht gegen Urraca das Schwert zu ziehen) und die letzte aus der des Sepulveda (V. 55) aber als ein besonderes Stück (Nr. 29, Vög. 141) hinzu. Aus den ziemlich zahlreichen Fällen von ähnlicher Kontamination hebe ich nur noch Nr. 5 hervor: in welcher der Anfang von C. M. XI, um den damit gegebenen wirksamen Kontrast der Situation — die trauernde Ximena, ihr Recht suchend, trifft vor dem König mit Rodrigo zusammen — weiter auszuführen, zusammengearbeitet ist mit C. M. X (Cabalga Diego Laynez), während die Klage Ximenas selbst aus XI sich in Nr. 6 anschließt. Dabei ist aber die bis zum Äußersten getriebene Rücksichtslosigkeit Rodrigos gegen den König als unpassend und mit der sonstigen Auffassung des Charakters nicht vereinbar aus X mit richtigem Takte nicht mit herübergenommen und nur so viel bewahrt worden, als in dem trotzigen jungen Helden die unerschütterliche Festigkeit des Mannes anzukündigen geeignet scheint.

Diese Rücksichtnahme auf die Durchführung des Charakters hat auch sonst manche Änderungen zur Folge gehabt. Gleich in der ersten Romanze wird durch schärfere Kontrastierung, wie die Thränen in den Augen der jüngern Brüder, und Zusätze, wie das vous oubliez que vous m'avez fait gentilhomme und der Schluß von Rodrigos Frage an, wo der Graf sei, die flammende Ehrliebe des Helden gehoben. Was diesem bei seinen Lesern schaden könnte, wird unbedenklich weggeschafft. Darum muß der Cid zum Kampfe mit Garzia kommend (24 Vög. 115, Herder 1386 ff.), statt wie im Spanischen (C. M. XLVI) den König durch eine siegesgewisse Antwort zu ermutigen, ihm sein Unrecht vorhalten und bei der Gefangennahme Garzias, die im Spanischen ohne Umstände erfolgt, darf ihm ein entschuldigendes Wort (1413 ff. Herder) nicht fehlen. Ebensowenig darf er im Kampfe Sanchos und Alfonsos (25) die aus der Geschichte bekannte (vgl. S. IV f.) und in der spanischen Romanze (C. M. XLVII) festgehaltene Rolle spielen, sondern muß vielmehr in einem von dem Bearbeiter erfundenen Gespräche (Vög. 121) seinen Rechtsstandpunkt wahren (vgl. Herder 1445 ff.), und von dem Original bleibt eigentlich nur die Gefangennahme der beiden Könige und die Befreiung Sanchos übrig. Als unerschrockenen, freilich auch unbequemen Warner sollen den Cid auch die Zusätze des Bearbeiters in Nr. 26 (Vög. 127, Herder 1521—1525) und 31 (Vög. 153, Herder 1800—1808) charakterisieren. Das Ansehn

seines Helden hebt er hervor auf Kosten der Könige (vgl. den im Original fehlenden Eingang [V. 2914—2523 Herder] zu 46 [Herder 47, Vög. 237] C. M. CXII, die aus Madrigal entnommen nicht ohne ein und andere Änderung [Herder 2940-2944 und der Zusatz = Herder 2951—2957] mit wohlberechneter Wirkung hinter 45 [Herder 46] C. M. CXVII eingereiht und damit ihr gegenübergestellt ist), namentlich aber Don Sanchos, der geradezu mit Ungunst behandelt wird (vgl. den Zusatz Vög. 113 = Herder 1359—1364 zu 24 C. M. XLVI). Und doch ist der Verfasser keineswegs darauf aus, das Königtum an sich etwa in der Weise der Cronica rimada und einzelner Romanzen herabzudrücken, er hebt eher seine Würde. Sein Fernando beruft sich (Vög. 35, Herder 296 ff.) nicht wie der seines Originals (C. M. XIII) der Klage Ximenens gegenüber auf die Gefahr einer Empörung (vgl. S. X), er überlegt und schreibt an Diego. Und wenn die Änderung der Antwort des Königs auf die letzte Klage Ximenens (Vög. 41 vgl. Herder 383-385) überhaupt einen Sinn haben soll, kann er wohl nur darin gesucht werden, daß die Worte des Originals (C. M. XVI) eben zu wenig königlich schienen. Gegen die Reflexion aber, welche der Bearbeiter, der für Sentenzen und Reflexionen überhaupt nicht ohne Vorliebe ist, aus Anlaß der Rückberufung des Cid durch Sancho aus Eignem beisteuert (Vög. 151, Herder 1786—1789) würde auch der strengste Royalist nichts einwenden können, und die Loyalität des Cid wahrt der Bearbeiter nicht nur soweit er sie in seinen Originalen vorfindet, sondern er verstärkt sie noch, wie in dem nach seiner Art einen Gedanken des Originals (Vög. 235 entsprechend Herder 2876-2881) weiter ausführenden Zusatz, in dem Cid edelmütig jedem Gefühl der Rache gegen Alfonso entsagt (2883 ff.) nicht ohne ein berechtigtes Selbstgefühl, das der Franzose mehrfach durch Zusätze an seinem Helden hervorhebt. Ich begnüge mich, auf die Antwort zu verweisen, die er dem ihn verkennenden Sancho giebt (Vög. 141 f., Herder 1677-1686), und auf die Seelenruhe, mit der er die Juden täuscht (Vög. 229, Herder 2818 ff.), die schließlich doch auch nur auf ein seines Wertes sich bewußtes Gemüt deuten soll (vgl. die schon im Spanischen stehende Entschuldigung Vög. 262 ff. [Herder 3287 ff.] und den Zusatz, daß die Juden mehr durch den Namen des Cid als das Pfand gesichert das Darlehn bewilligen Vög. 229 [Herder 2810 ff.]). Die Rückzahlung ist schon durch die Prosachronik und die Romanzen ausdrücklich in die Erzählung aufgenommen (vgl. Vög. 262 ff). Die Klage über die „schmachvolle Notwendigkeit," welche ihm das Original (C. M. CXIII) in den Mund legt, hat der Bearbeiter in eine jener ihm geläufigen Reflexionen mit rhetorischer Wendung umgewandelt. Das Bewußtsein eignen Wertes soll aber nach der Ansicht desselben mit Bescheidenheit und Einfachheit gepaart sein, und darum streicht er nicht nur solche Stellen, in denen es sich zu stark und nicht am richtigen Orte auszusprechen schien (ich verweise namentlich auf Nr. 51 = 53 Herder im Vergleich zu C. M.

CXXXVII), er legt auch in einem Zusatz (Vög. 319, Herder 3923—3930) seinem Helden den Gesandten des Sultan von Persien gegenüber Worte in den Mund, welche dessen Bescheidenheit bekunden sollen, und so sehr muß es ihm das antike Ideal vereinigter Heldengröße und Armut (ein französischer Kritiker, Damas Hinard, erinnert an Cincinnatus) angethan haben, daß er im Widerspruche zur Geschichte und seiner Vorlage dieselben Gesandten kaum zu sich kommen läßt vor Erstaunen über die Einfachheit in der Kleidung seiner Frau und Töchter und vollends über die große Armut (une si grande pauvreté) seines Hauses (Vög. 321 vgl. Herder 3936 ff.). Selbst feinere Züge eines tieferen Gemütslebens leiht der Franzose manchmal seinem Cid, wovon der der Originale nichts weiß; so das Zartgefühl beim Tode König Sanchos (Vög. 161 vgl. Herder 1930 ff), das auch äußerlich durch die schwarze mit goldnen Kreuzen übersäte Rüstung (am Schluß von 53 Vög. 317, vgl. Herder 3887—3890) ausgedrückte Festhalten der traurigen Erinnerung an die Beleidigung seiner Töchter, die unaussprechliche Nachdenklichkeit am Tage der Rückkehr von Zamora (Eingang v. 29 Vög. 141), die zwar freilich zu dem Schluß der vorhergehenden Nummer trefflich stimmt, aber wenigstens in der Romanze, der er an dieser Stelle folgt, keinen Anhalt hat (vgl. S. XXXII f.). Selbst sein Leibroß, 'sein Freund' (Vög. 325 od. 343) Babieça muß an diesem gesteigerten Empfindungsleben teilhaben. Kein Wort in dem spanischen Original von dem ahnungsvollen Zögern und Kopfsenken bei der Annäherung an Zamora am Schluß von Nr. 26 (Vög. 129), der überhaupt trefflich auf den tragischen Ausgang des ganzen Unternehmens vorbereitet, kein Wort von dem Anteil des edlen Tieres an der Trauer seines Herrn am Schlusse von Nr. 53 (Herder 63, Vög. 325), und wie gesteigert nach der Seite des Rührenden ist er gegenüber dem Original beim Tode des Cid (Vög. 343, Herder 4120 ff.), eine Scene, die überhaupt durch das allgemeine Schweigen an Stimmung unendlich gewonnen hat. Es kann nicht verwundern, daß so verfeinerter Empfindung trotz der Versicherung der Einleitung (vgl. S. XXVIII f.) doch manches aufgeopfert werden mußte, „was gegen die Anstandsbegriffe jener Zeiten offenbar nicht verstieß", weil es den eignen entweder zu grausig schien, wie das abgeschlagene Haupt des Feindes, das im Spanischen Rodrigo dem Vater noch blutend, es an den Haaren haltend, bringt, oder unschicklich, wie die Erwähnung des natürlichen Bedürfnisses, das verrichtend König Sancho dem Verräter Gelegenheit giebt ihn zu töten. Selbstverständlich daß auch an dem Verhältnisse Rodrigos zu Ximene kein Makel haften darf, der dem Helden die Sympathieen der Leser entziehen könnte. Schon darum konnte er in Nr. 28 (Vög. 137) aus der bereits (S. XXIII. XXXII) erwähnten Romanze „Afuera, afuera, Rodrigo" (C. M. LIV) die Anspielung auf das Vermögen, das Rodrigo mit Ximena erhielt, nur nach vorangegangener Abschwächung (N. 11, Vög. 47; vgl. unten S. XXXVIII), aber durchaus nicht die einen Augenblick wankende Treue des Helden (vgl. S. XXIII) herüber-

nehmen, ohne den reinen Lichtglanz zu trüben, in dem er gerade dies Verhältnis halten wollte. Anderseits versagt er sich nicht durch kleinere oder größere Zusätze dasselbe zu heben, uns gemütlich näher zu bringen und interessanter zu machen. So der Familienrat über die zum Verkauf bestimmten Juwelen in Nr. 44 (Herder 45, Vög. 227) und das Familienidyll zu Anfang von 52, (Herder 62, Vög. 317), der alte Held in seinem Holzstuhle schlummernd, Ximene neben ihm stickend und mit dem Finger ihren Töchtern winkend, den Schlummer ihres Vaters zu achten. Mittel der Kleimalerei, die uns in die liebenswürdige Häuslichkeit des Helden einführen sollen, an sich ganz hübsch und gemütlich ansprechend, aber doch von der einfachen Größe, mit der das Poema auch diese Seite seines Helden uns darzustellen weiß, oder gar von dem Geiste des historischen Cid, den uns der Verfasser doch vorzuführen verspricht, ebensoweit entfernt, wie das achtzehnte Jahrhundert vom zwölften und elften! Sind diese kleineren Zusätze nicht ohne Interesse für Manier und Auffassung des Bearbeiters, so greifen die größeren selbst tiefer in die Komposition des Ganzen ein und heben das romantische Element, das in dem Stoffe liegt, und das die dramatische Poesie bereits ausgebildet hatte, deren Einfluß sich der Verfasser trotz des ausgesprochenen Gegensatzes nicht zu entziehen vermochte.

Ximene tritt bei dem Franzosen viel mehr in den Vordergrund, als in den spanischen Romanzen. Gleich bei ihrer Einführung (N. 6, Vög. 27) ist er, der sonst Schilderungsdetail eher fallen läßt, als häuft, bemüht, die Aufmerksamkeit und Sympathie des Lesers ihr zu gewinnen durch eine rührende Schilderung, die in dem Bilde von der Rose gipfelt, einem weiblichen Gegenstück zu dem kühneren, männlich erhabenen Vergleich Rodrigos, der auf Babieça die Feinde verfolgt, mit dem Allerhöchsten, der auf einer Wetterwolke dahinfährt (Nr. 8, Vög. 37, Herder 326 ff.). Das Hauptinteresse hing aber von der Bühne her an der Jugendliebe Rodrigos und Ximenens und diese mochte daher auch der Ungenannte der geschichtlichen Wahrheit und der Treue gegen seine Vorlage, die spanischen Romanzen, nicht aufopfern. Eine Reihe von Zusätzen, deren Abhängigkeit von Corneille unverkennbar ist, sind die Folge. So steht der als Schluß von Nr. 2 (Vög. 9 f.) angefügte Monolog Rodrigos, in welchem dieser seinen Feind, den Grafen Gormaz, aufsuchend, sich noch einmal alle Vorzüge Ximenens vergegenwärtigt, um ihnen schließlich die Ehre gegenüberzustellen, vor welcher die Liebe weichen muß, trotz aller Verschiedenheit des Tones und der Gedanken im einzelnen doch in der Grundidee — Kampf zwischen Liebe und Ehre — und selbst in der Form — vier Reimstrophen mit Refrain, die spanische Romanze (C. M. V) ist wie durchweg auch hier in Prosa wiedergegeben — sichtlich unter dem Einfluß des unvergleichlich größeren Monologes am Schluß des ersten Aktes bei Corneille*). Oder schwebte

*) In der Anm. B (S. 170) sagt der Verfasser 'Le monologue de C. . . . est plein de beaux mouvemens, quoiqu'on puisse lui reprocher le cliquetis des

hier etwa das Vorbild Corneilles, G. de Castro, selbst vor? Darauf könnte vielleicht die Verbindung der Strophen mit der genannten Romanze deuten, die zuerst bei dem Spanier vollzogen ist, allerdings in umgekehrter Ordnung und mit den durch die dramatische Form bedingten Veränderungen. Aber nur Corneille bot dem Ungenannten das Motiv von der Zuneigung des Vaters der Ximene für Rodrigo (vgl. oben S. XXVIII), und nur wer Corneilles Drama kennt, wird die knappen Anspielungen — weiter ist das Motiv nicht ausgenützt — in Ximenens Rede („er hat meinen Vater getötet, wie eine Schlange den meuchelt, der sie liebt" Vög. 27; „die undankbare Schlange hat ihn eben gemeuchelt, Sire; gemeuchelt: denn sicher hat mein edler Vater sich nicht verteidigt gegen einen jungen Gegner, den er liebte"; „man kann ja wohl ein Weib töten, wenn man den getötet hat, der uns liebte" 29) verstehen können. Und auch wenn Rodrigo mit dem Grafen „auf dem Platze des Palastes" und ohne Zeugen zusammentrifft (Nr. 3, Vög. 39), so ist das der aus Corneille (II 2 oben S. XXVIII) bekannte Hergang. Und so lag ihm auch zur Entlehnung des Motives, daß Ximene sich selbst als den Preis der Rache anbietet (Schluß von N. 6, Vög. 31) Corneille am nächsten, der es freilich selbst von G. de Castro entlehnte. Übrigens ließ sich der Ungenannte auch bei diesem Motiv an der Hinstellung genügen: es ist weder vorbereitet, noch hat es Folgen, wie im Drama. War das Motiv der Jugendliebe des Paares einmal eingeführt, so mußte ein etwaiger Widerspruch in den Romanzen natürlich weggeschafft werden. Eine derselben, die der Ungenannte benützte, nicht ohne das Rührende in der Situation leise zu verstärken (Nr. 7, Vög. 31), erzählt, wie Ximene sich darüber beklagt, daß Rodrigo durch seinen Falken ihre Tauben würgen lasse: sie habe ihn zur Rede stellen lassen, die Antwort sei eine Drohung gewesen (C. M. 13). An dieser Drohung im Munde des Liebenden nimmt der Bearbeiter (bedenklicher als de Castro, der dieselbe Romanze in sein Drama einflocht) Anstoß und ersetzt sie durch eine chanson, welche Ximene als neue Beleidigung hinstellen mag, die in Wahrheit aber mit ihrer Versicherung, es sei der letzte seiner Wünsche, wenn sein Sperber Tod und Schrecken in ihren Taubenschlag trage, er sende ihn vielmehr in der Verlegenheit als seinen Schildknappen und Dolmetsch seiner Wünsche (Falken sind im Mittelalter das Symbol des Boten in Krieg und Frieden und wurden auch selbst als solche gebraucht), nur seine Liebe, seine Unfähigkeit „vergessen zu können, während er so sehr fürchtet, es zu sein", bezeugen soll. Es ist nicht ausdrücklich gesagt, aber man wird die Meinung des Bearbeiters schwerlich verfehlen, wenn man annimmt, daß diese chanson, die mit zu der Klage der Ximene gehört, auch mit ein Motiv sein soll für des Königs Brief an Diego, jedenfalls ein des Königs würdigeres, als die Furcht im Spanischen (vgl. S. XXXIV). Dieser Brief selbst aber, der nach Diegos Worten (Vög. 35) den

pensées qui terminent chaque couplet. En comparant une chansonette à ce monologue, c'est comparer la naïveté de l'enfance au mérite d'un homme fait.'

Befehl enthält, vor dem Könige Rechenschaft zu geben, bleibt freilich wieder ohne Folge. Rodrigo besiegt Maurenkönige, läßt Ximene neuerdings klagen und empfängt nach der Einnahme von Coimbra aus den Händen des Königs, der Königin und der Prinzessin selbst Schwert, Roß und Sporen, von dem Briefe und von Rechenschaft ist nicht weiter die Rede. Die Version, nach welcher der Brief veranlaßt ist durch die Bitte Ximenens, ihr Rodrigo zum Gatten zu geben, und auch die entsprechende Folge hat (C. M. XVII Sepulveda, auch bei Escobar; vgl. oben S. XI. XXIII), verschmähte der Bearbeiter aus leicht begreiflichem Grunde. Er leitet die Vermählung des Paares ein durch zwei ganz von ihm erfundene Romanzen (Nr. 12. 13, Vög. 49—57), die uns von dem Gespräch zwischen dem König und dem Cid erzählen, in dem jener den jungen Helden durch seine Bemerkungen über die Frauen auf die Probe stellt, dieser sich sehr durchdrungen erweist von den Pflichten der Ehre, der Loyalität gegen König, Religion und Vaterland, merkwürdig vertraut mit dem Wesen des Weibes und sehr galant nach dem Geschmack der Damen des achtzehnten, aber nichts weniger als nach dem Geiste des elften Jahrhunderts und schließlich diesen Grundsätzen gemäß um die Hand Ximenens bittet. Darauf folgt — wieder ganz Eigentum des Franzosen — das mitternächtliche Reimgespräch zwischen Rodrigo und Ximene (Nr. 14, Vög. 57), in welchem auch diese ihre Liebe nicht zu verbergen vermag, als Vorbereitung für die wieder nach den spanischen Romanzen erzählte Vermählung.

In den letzteren selbst fand er schon die Liebe Urracas zu Rodrigo vor. Er hat aber auch diesem Motiv eine viel breitere Entfaltung eingeräumt und auch zu diesem Zwecke Zusätze nicht gespart. Gleich bei dem ersten Auftreten — bei der Schwertleite Rodrigos in Coimbra, wo sie ihm die goldenen Sporen anlegt, eine Scene, die auch schon de Castro benützt hat, um die Liebe der beiden Mädchen sich verraten zu lassen, ohne daß man ihn aber als das Vorbild des Franzosen bezeichnen könnte — hat sie geheime Wünsche im Herzen, von denen die spanische Romanze nichts weiß (Vög. 43 f.) und die nur in dem Preis des beneideten Glückes der Schäferin entfernt anklingen an eine früher (S. XXIII) erwähnte Klage Ximenens (C. M. XXVI). Ebenso ist die folgende Romanze (Nr. 11, Vög. 45), die Schilderung des vergeblichen Kampfes weiblichen Stolzes gegen die übermächtige Liebe in ihrem Herzen zu dem Manne, der ihrer nicht begehrt, im wesentlichen Eigentum des Bearbeiters; nur im allgemeinen ist die schon öfter citierte Romanze Afuera, afuera, Rodrigo sein Vorbild, und nur einen Gedanken hat er wirklich aus ihr entlehnt, die Gegenüberstellung der Armut der Infantin und des Reichtums Ximenens. Daß dieser Rodrigo anlocke, dieser Vorwurf wird aber nur herübergenommen, um sofort ausdrücklich widerrufen zu werden (Vög. 47, Herder 459 ff. vgl. oben S. XXXV). Eigentum des Bearbeiters mit einziger Ausnahme des in den eingefügten Versen wiederkehrenden Preises der geliebten Schäferin ist auch Nr. 27 (Vög. 129) die Schilderung der Trauer in

Zamora und besonders der Infantin nach dem Tode ihres Vaters, und ihres tieferen Kummers über ihre verlorene, unvergeßliche Liebe, die Vorbereitung zu der darauffolgenden Begegnung, ist ferner der unwillkürlich hervorbrechende Gedanke an den Cid in ihrem Gespräch mit Lara (Vög. S. 177 f. = Herder 2139 ff.), ist endlich jene ganze Scene zwischen den Kindern des Cid und der zwischen Haß und Liebe leidenschaftlich schwankenden Infantin (Nr. 39 = Herder 40, Vög. 201), die zugleich die Rückberufung des Verbannten andeutet, welche die folgende Romanze voraussetzt.

Man wird dieser Bearbeitung trotz aller historischen Verstöße und mancher Mängel der Komposition (vgl. zu Herder 361 ff.) namentlich in der Verwertung aufgestellter Motive doch das Lob nicht versagen, das ihr selbst Damas-Hinard, der sie nach der ersten Beziehung so strenge verurteilt, immerhin einräumt, daß sie 'geistvoll, lebendig, elegant sei und eine geschickte Feder verrate'. Für uns hat sie ein noch weit höheres Interesse.

Ein Mitarbeiter von Wielands Neuem deutschen Merkur, der sich mit S. (Seckendorf?) unterzeichnet, fand sie interessant genug, um im 2. Hefte des Jahrgangs 1792 (S. 199—215) eine Übersetzung der Nr. 1—9 daraus mitzuteilen. In dem kurzen „Vorbericht" weist er auf die zahlreichen Romanzen und das Epos des Diego Ximenes de Aillon hin und fährt fort: „es wäre sehr zu wünschen, daß ein Dichter, vom Geiste der Herderschen Volkslieder angeweht, uns mit einer poetischen Übersetzung der sämtlichen Romanzen, welche den Cid und seine Chimene zum Gegenstande haben, beschenken möchte, in welcher so wenig als möglich von der sublimen Einfalt, geistvollen Energie und herzstehlenden Naivität, Zartheit und Wärme der Originale verloren ginge. Bis dahin mögen gegenwärtige unvollkommene Schattenrisse wenigstens zur Rechtfertigung meines Wunsches dienen!" Darauf folgt die Angabe seiner Quelle, des „Auszuges," welchen „einer der geschicktesten Mitarbeiter an der französischen Bibliothèque universelle des Romans" im Juli 1783 aus der Sammlung Escobars gezogen habe.

Keine Frage, daß Herder, dem der „Neue Teutsche Merkur" so nahe lag, von dieser Probe Kenntnis nahm, daß wir in dem „Vorbericht", der ihn auf das französische Original und Escobar verwies, die erste Anregung zu seinem Cid anzuerkennen haben. Daran kann umsoweniger ein Zweifel sein, als diesem wirklich, was Damas-Hinard bereits 1844 aussprach, Saint-Albin 1866 wiederholte und durch zwei Proben belegte, endlich durch letzteren angeregt, Reinhold Köhler in seiner kleinen Schrift „Herders Cid und seine französische Quelle" (Leipzig 1867) ausführlicher nachwies, die französische Bearbeitung zu Grunde liegt und an einer Stelle wenigstens (V. 353) die Übersetzung im Merkur nicht ohne Einfluß geblieben zu sein scheint (Köhler S. 47). Und allerdings, es gab in Herders Wesen Seiten, die durch die Arbeit des Franzosen und namentlich

auch durch die in der Vorrede niedergelegten Anschauungen sich sehr verwandt und sympathisch angemutet fühlen mußten: man braucht nur an seinen eigenen Jugendkampf gegen einseitige tote Nachahmung der klassischen Litteraturen, an seinen ihm von Hamann eingeimpften Sinn für das lebendig Individuelle, seine eigenen Bemühungen in das Geheimnis des Ursprungs der Poesie einzudringen und seine Studien und Arbeiten zur Volksdichtung zu erinnern. Eine besondere Vorliebe aber zog ihn zur spanischen Litteratur, deren Romanzen ihm schon früher (Volkslieder I, 317) als „die simpelsten, ältesten und überhaupt der Ursprung aller Romanzen" galten. „Wie viel goldene Äpfel", sagte er, „hängen an jenen Bäumen, in jenen Gärten — und so verborgen und unbekannt!" (Erinnerungen III, 119), und ähnlich hatte er schon in seinen „Volksliedern" auf „Haine" von „Blumen und süßen Früchten" hingewiesen, „die verkannt und in Öde dort blühen" (II, 30 f.). Auch das Stoffliche des Cid war ihm gewiß größtenteils neu. Denn schwerlich hatte er bis dahin von Cid-Romanzen viel mehr kennen gelernt, als die wenigen im Cancionero stehenden, den er bereits für die „Volkslieder" benutzt hatte, aber ohne eine einzige gerade von diesen auszuheben, wiewohl unter den 38 Romanzen, die er sich nach Redlichs Mitteilung (Suphans Herder-Ausg. 28, 567. 574 zu 453) „jedenfalls vor der Herausgabe der Volkslieder, wahrscheinlich im Winter 1777" aus dem Cancionero abschrieb, auch 10 Cid-Romanzen waren. Und wenn der vollständigste der Göttinger Cancioneros, welchen F. L. W. Meyer ihm am 23. September 1787 sandte, auch der Cancionero general war (a. a. O.), so handelte es sich dabei (wie ebenda bereits einsichtig hervorgehoben wird) damals „nur um die vorläufig durch andere Geschäfte hinausgeschobene Ausbeutung für eine erweiterte Ausgabe der Volkslieder", nicht um den Cid. Wie sehr dieser aber, als er ihm seit 1792 näher trat, seinem Ideal eines Romanzen- und eines epischen Stoffes überhaupt entsprach, bezeugt die „Nachschrift" zu Romanze 1—22 seines Cid in der Adrastea (V 2 S. 239 f. hier S. 45), worin er diesen das „erste epische" Sujet nennt, bezeugen die in demselben Hefte erschienenen Abhandlungen über Romanze, Volksgesang und Epopöe, in denen er (S. 275 = SW. z. sch. L. und K. XVIII 18) der Geschichte Cids nachrühmt, sie sei „in ihren Romanzen so reich an trefflichen Scenen, an hohen Empfindungen und Lehren, als . . . Homer selbst", nachrühmt in demselben Atem, da er in trauriger Verblendung, ja Gehässigkeit gegen Goethes und Schillers Kunstprinzip, insbesondere gegen die von dem ersten in seinen Balladen „die Braut von Corinth", „der Gott und die Bajadere" eingeschlagene Richtung (vgl. Knebels Lit. Nachlaß II, 270) sich wendend, untreu seinen eigenen ehedem vorurteilsloseren Anschauungen die Grenzen der Kunst und Moral verwirrend, der Poesie zugleich die Erfüllung einer moralischen Aufgabe durch die Wahl des Stoffes aufbürdet, der Aufgabe ein gewisses Gefühl des Muts und der Ehre zu erwecken oder seine Reste festzuhalten; so ist also selbst nach dieser Seite

eine gewisse Verwandtschaft mit den Anschauungen und Tendenzen des Franzosen nicht ganz zu verkennen, wie dessen Einleitung auch inhaltlich sich zum Teil mit den Aufsätzen Herders berührt.

Nicht so leicht aber hatte sich dieser bei der französischen Bearbeitung beruhigt, sondern nach verschiedenen Seiten hin, durch Heyne in Göttingen (März 1793 Von und an H. II, 221), August von Einsiedel (1794 und 1796, a. a. O. 402 und 403) und Knebel (27. August 1797 Knebels Lit. Nachlaß II, 271) sich um die zu Grunde liegenden Originale bemüht und sich so, wenn auch allerdings nicht die Sammlung Escobars, die ihm vor allen hätte wichtig sein müssen, so doch andere, wie den Cancionero de Romances, den ihm in der Ausgabe von 1568 die Weimarer Bibliothek selbst bot, den Romancero general und namentlich den Sepulveda verschafft (Von und an H. II, 228. 236), die er teils vereinzelt neben der französischen Bearbeitung, teils zur Ergänzung derselben benützte. Und nachdem ein Teil seines Werkes bereits gedruckt, ja das ganze bereits im Manuskript fertig war, bemühte er sich noch um neue Quellen und erhielt durch Heyne im Juni 1803 (a. a. O. 236. 237) die zwei ersten Bände der Colleccion de Poesias Castellanas mit dem ersten Druck des Poema und während seines Aufenthalts in Dresden (August 1803, Erinnerungen III, 232) freute er sich auf der dortigen Bibliothek die Cronica del Cid zu finden (vgl. Redlich zu 443_{240}). Zu einer wirklichen Benutzung dieser Quellen kam es infolge der schon einen Monat nach seiner Rückkehr ausbrechenden tödlichen Krankheit nicht mehr.

Wie Herder diese Quellen benützte, das war bereits aus den Zusammenstellungen Köhlers und noch vollständiger und bequemer aus der fortlaufenden Gegenüberstellung aller drei Texte bei Vögelin ersichtlich. Noch tiefere Blicke in sein Verfahren und namentlich in die Entstehungsgeschichte des Werkes lassen uns erst eben jetzt die von Redlich im 28. Bande der Suphanschen Herder-Ausgabe (S. 565 ff.) gegebenen Mitteilungen aus dem Nachlasse thun. In diesem ist nämlich außer der die letzte Fassung darstellenden Reinschrift auch noch der vollständige Brouillon erhalten, bestehend aus 13 Bogen resp. Blättern in Folio. Davon enthalten „die neun ersten ohne Unterbrechung die Übersetzung der französischen Prosabearbeitung“: Nr. 48 (vgl. oben S. XXIX) ist bereits an ihrer Stelle eingeschaltet, 49 und 50 bilden noch wie im Original eine ungetrennte Romanze, auf 53 folgen „unmittelbar die 62., 63. und 67. Romanze, wie in der französischen Vorlage, deren Schluß sie bilden, und zwar auf demselben Blatt“. Die andern vier Blätter enthalten vierzehn unmittelbar nach dem Spanischen das Sepulveda*) versifizierte Romanzen und zwar je eins

*) Nach Redlich S. 566. 568 in der Ausgabe Anvers 1551. Ich habe früher (Ztschr. f. d. österr. Gymnasien 1881, S. 62), gestützt auf die Variantenangaben bei Car. Michaelis, angenommen, daß Herder die Ausgabe von 1580 benützt habe Allein sowohl nach Durau Romancero general II, 692 als nach der bestimmten Angabe F. Wolfs Studien S. 321, ist die Ausgabe von 1580 „ein bloßer Wiederabdruck“ der von 1551. Mir selbst liegt keine der beiden Ausgaben vor und ich muß daher die Sache auf sich beruhen lassen.

Nr. 54 und 55 (C. M. CXL. CXLI), 56—60 und 61 (C. M. CLXXXV und CLXXXI), 64—66 (C. M. CLXXXVII. CXCIV. CLXXXVIII), 68—70 (C. M. CXCVII. CXCIX. CCIII). Außerdem fand sich auch noch eine etwas kürzende metrische Bearbeitung einer Romanze (gleichfalls aus Sepulveda, C. M. XXII; sie steht mit anderm Eingang auch bei Escobar C. M. XIII und war also auch dem Franzosen keinesfalls unbekannt), welche das von der Cronica rimada her bekannte Abenteuer mit dem Aussätzigen (S. Lazaro, oben S. XI, XXV) erzählt (mitgeteilt von Redlich S. 547 ff.), endlich noch drei z. T. noch recht unfertige Übersetzungen aus dem Cancionero (C. M. X. LIV und C zu Herders Nr. 5. 28 und 30), die Redlich (S 574 zu 453, wo die zweite abgedruckt ist, vgl. S. 569 zu 407_{175} und 577 zu 479, woher meine Angaben zu 187 und 2322 ff. stammen) „der Schrift nach" in die „Zeit aus der Arbeit am Cid" setzt, während die schon (S. XL) erwähnte Abschrift der Originale älter ist.

So gering man auch nach den letztern (vgl. auch meine Anm. zu 3610. 3612. 4178. 4230) mit Redlich (S. 567) Herders Kenntnis des Spanischen anschlagen mag, es konnte ihm bei nur oberflächlicher Vergleichung mit den ihm zugänglichen Originalen — und dazu reichte sie doch jedenfalls aus — im allgemeinen nicht ganz entgehen, wie frei sich der Franzose seiner Vorlage gegenüber bewegte. Aber freilich eine sichere und genaue Anschauung von dem Verfahren des letztern zu gewinnen war ihm unmöglich, schon deshalb, weil ihm die Sammlung Escobars unerreichbar blieb und er daher nie wissen konnte ob und wie weit bei den wahrgenommenen Abweichungen nicht etwa andere ihm unbekannte Originale mit im Spiele waren. Dadurch mußte die Bearbeitung des Franzosen für ihn natürlich eine erhöhte Autorität gewinnen und der günstige Gesamteindruck, den sie offenbar auf ihn machte, war ganz geeignet dieselbe zu stützen. So hielt er sich also wesentlich an sie als seine Hauptquelle. Ihr folgte er zunächst im wesentlichen in der Anordnung des Stoffes, nur strich er die wenigen Überschriften einzelner Romanzen (vgl. S. XXXI), zerlegte zweimal (Nr. 34. 35 und, erst in der Reinschrift, 49. 50) eine Romanze in zwei, wobei Nr. 49 zugleich ihren im französischen Texte durch Anführungszeichen ausdrücklich hervorgehobenen Charakter eines Berichtes, der den König veranlaßt vom Cid Rechenschaft zu fordern, einbüßte*), und bildete aus einem Teile der dritten Abteilung des Franzosen seine vierte (Nr. 49 ff.), in die er jene vierzehn aus Sepulveda entnommenen Romanzen einreihte: die Verteidigung Valencias gegen den Miramamolin, welche der Franzose zwar aus Escobar kennen mußte, aber stillschweigend übergangen hatte, vielleicht weil es ihm an dem Angriffe Bucars genug zu sein schien; ferner die, wie wir sahen, ihm aus seinen Quellen ebenfalls wohlbekannte, aber wenigstens vorläufig ausdrücklich

*) Das hat Vögelin übersehen und in seinem Neudruck S. 247 ff. die Anführungszeichen weggelassen, und S. 251 einen Trennungsstrich angebracht. Damit erledigt sich auch seine fragende Anmerkung zur Überschrift: Lettre du Cid.

abgelehnte Geschichte der Grafen von Carrion; endlich, mit einziger Ausnahme von Nr. 65, dem Testamente des Cid, welches der Franzose aus andrer Quelle (Madrigal) seiner Schlußnummer eingefügt hatte, lauter „jener fabelhaften Legende" angehörige Stücke, welche er gleichfalls sich begnügt hatte nur ganz summarisch am Schlusse seiner Bearbeitung zu erwähnen (vgl. S. XXIX. XXXI). Daß die vom Poema her zur Cidsage gehörige Geschichte der Grafen von Carrion doch noch im folgenden Jahrgange der Bibliothèque nachgetragen worden, war Herder, dem jede Hinweisung darauf fehlte, jedenfalls entgangen; daß er aber die rationalistische Abneigung des Franzosen gegen die Legende nicht teilte, ist bei dem, der die Legendendichtung wieder zu Ehren gebracht hatte, selbstverständlich; er, der wenige Jahre vorher (1797 Zerstr. Bl. VI, 256 f., hier S. 247, 20 ff.) über die „Wahrheit der Legenden" die schönen Worte gesprochen: „in den Schmerzen der Krankheit, der Leiden, der Verfolgung, im Tode, nach dem Tode; hier gönnet der frommen Legende ganz ihren Lauf: hier ist das Herz sich selbst eine reiche Legende .... wenn der Blick des Redlichen, des zu Tode Gequälten sich noch einmal dankbar-froh gen Himmel, segnend-froh zu denen wendet, denen er hienieden nichts als Gutes gethan hat; und wenige Augenblicke nachher, von der ernsten Hand des Todes berührt, sein Gesicht die wahre Gestalt seiner Seele im festesten Bilde zeiget, da lasset doch ja .... der Sage ihren Gang, daß ihn Stimmen gerufen, getröstet, bewillkommt haben; daß ein ambrosischer Duft, ein himmlischer Glanz den zum Himmel Eilenden umschwebte. — Hier läßt sich die Phantasie der Empfindung weder etwas vorschreiben noch ausreden," der dies gesagt, wie hätte der Bedenken tragen sollen, der Legende, diesem uralten Bestandteile der Cid-Dichtung wieder ihre Stelle einzuräumen, die Heiligen seinem Helden, ihrem „Freunde" (4000) angesichts des Todes tröstend nahen, nach demselben seine Sache siegreich ausfechten zu lassen? Für Herder hatten aber diese legendarischen Bestandteile eine noch höhere Bedeutung; durch sie erst, durch das in ihnen liegende Wunderbare, Heilige erhielt nach seiner Theorie seine Dichtung vollends den Charakter eines Epos, einer Epopöe. Die beiden gleichzeitig mit den Cid-Romanzen veröffentlichten Aufsätze „Samuel Clarke" (über Homer und das Epos) im neunten und über die Epopöe im zehnten Stücke der Adrastea geben hierüber erwünschtesten Aufschluß. In beiden, sich teilweise wiederholend, mit Berufung auf Homer, die heiligen Sagen und Dichtungen der Inder und Hebräer, auf Ossian, Dante u. s w. bis auf Milton und Klopstock, führt er aus wie dies „Wunderbare", „Heilige", „Göttliche (θεῖον), das Leben der Götter mit Menschen, die Einwirkung des Himmels auf die Erde" recht eigentlich „die Seele des epischen Gedichtes" sei. „Daß wir den Anblick dieses Göttlichen und Himmlischen auf der Erde, wie in Geschäften und Unternehmungen, so in der Geschichte und dem Epos verloren haben, eben dieser blöde, kalte Unglaube" habe „uns die echte Epopöe" fast geraubt. Ohne dasselbe,

und seit „man alles natürlich deducierte", gäbe es Geschichten, allenfalls Idyllen, „aber kein echtes Epos". „Mit den gemein-menschlichen Hans und Peter sind wir zu bekannt; mit Erdegeschöpfen haben wir täglichen Umgang: auch das Göttliche wollen wir einmal sehen, das im Menschen und mit ihm wirkt, oder das als höchster Ratschluß über ihm schwebet." Er unterscheidet darnach „eine doppelte Epopöe": „Eine, die genienlose, die bloße Sagen singt und sich um die höhere Leitung, die Haushaltung menschlicher Begebenheiten wenig bekümmert"; sie könne „höchst angenehm und lehrreich sein" wie „so manche trefflich versifizierte Geschichten und Märchen der Arioste, der Spensers, der Novellisten". „Die andre" — und es kann nach dem Zusammenhange nicht zweifelhaft sein, daß diese allein ihm eigentlich die wahre und echte ist — „die in den Verwirrungen der Menschheit den höheren Gang ihres Genius darzustellen strebt." Auf die Frage aber, warum das epische Gedicht einen göttlich-menschlichen Schauplatz forderte, erhalten wir die Antwort: „Nicht etwa nur hing damit der Kranz des Verdienstes, der dem Helden des Gedichts zu teil werden sollte, höher, sondern sein Charakter ward dadurch, nur dadurch episch. Zu schlechten Thaten, zu gemeinen Handlungen wollte, konnte und durfte doch kein Verständiger diese himmlische Wesen mißbrauchen; es mußte also eine reine, große, ewige That sein, zu welcher der geöffnete Himmel mitwirkte, der sich die ganze Hölle widersetzte." Damit stehen wir bei der Frage nach dem Verhältnis der Charaktere zum Mythus (der Fabel). Herder giebt nach seiner Theorie dem Aristoteles durchaus recht, „daß er den Mythus (die Fabel) zum ersten Erfordernis des Epos sowohl als des Heldenspiels macht"; „Charaktere seien nur das zweite. In die Fabel verflochten dienen wir alle dem Überirdischen, das durch uns wirkt, das über uns schwebet; die höchsten Sieger zwingen und überwinden das Schicksal." „Eine Fabel müsse da sein, zu der Charaktere gehören; durch ihre Gegen- und Zusammenwirkung vollführe sich, sofern sie an Charakteren hange, die Fabel. Nicht aber ganz dürfe sie sich durch sie vollführen; denn es gebe über ihnen allen ein Göttliches, ein Verhängnis. Dies eben webe die Fabel; es bediene sich der Charaktere durch sie wirkend: nicht aber daß es ihnen dienen, alles aus ihnen herlangen, alles durch sie thun müsse: denn wie vieles, das Entscheidendste oft hange im Lauf der Begebenheiten von Umständen, von unvermeidlichen Zufällen ab, weder vom Charakter, noch vom Verstande." Und dem Helden der epischen Dichtkunst erkennt er das Vorrecht zu, frei des dem tragischen Helden anhaftenden Fehltritts sein „und auf seiner glorreichen Bahn doch mit dem Schicksal kämpfen" zu dürfen; „sein hochaufgestecktes Ziel sei rein und für die Menschheit ewig ersprießlich. Er erreiche es nun oder nicht, sein Gang in wachsender Größe sei edel ermunternd." So sinnlos es gewesen sei in der Theorie der Epopöe von Göttermaschinen zu reden, denn die Götter seien ihr ebenso wesentlich als die Menschen, weder die einen noch die andern aber bloße Maschinen,

ebenso sei „der Name 'göttlich' in der Epopöe keine bloße Titulatur, kein übertriebener Ehrenname, sondern Eigentum, Wahrheit. Ein 'Gotterzeugter, Gottgeliebter' ist der epische Held; göttlicher Art sind seine Gedanken, seine Kräfte, sein Gang, seine Gestalt, sein Beruf göttlich" . . . „Wer möchte ihm Fehler anwünschen, weil geschrieben steht, daß der Held der Epopöe kein vollkommener Charakter sein dürfe? Je vollkommener desto mehr schlingen wir uns an ihn; denn er ist nur vollkommen auf dieser seiner Bahn, was ihn sonst auch für Fehler begleiten mögen. In den mit- oder gegenwirkenden Charakteren werden diese nicht mangeln. Dies wäre das ethische Epos", dem Herder als eine zweite Art die leidenschaftliche, pathische Epopöe gegenüberstellt, in welcher dem Helden mancherlei Fehler anhangen, für die er büßen muß, die daher der Tragödie näher rückt, sich ganz in der Menschheit vollendet. Die Anwendung dieser Sätze auf die Cid-Dichtung und insbesondere auf das Legendarische in ihr ergiebt sich von selbst.

Im Brouillon, in dem die beiden dem Französischen und dem Spanischen unmittelbar entnommenen Bestandteile auch äußerlich noch unvermittelt nebeneinander liegen, folgte Herder auch im einzelnen seinen Vorlagen noch viel treuer als in der letzten, jene zu einem Ganzen verschmelzenden Redaktion, und nicht alle, aber doch viele der im folgenden zu erwähnenden Veränderungen gehören erst dieser an. Namentlich die 14., 51., 60., 61., 62., 63. und 69. Romanze haben erst in ihr durch mehr oder weniger starke Umarbeitung ihre gegenwärtige Fassung erhalten.

Tiefer greifende Änderungen an der französischen Vorlage sind wenige zu verzeichnen. Die einschneidendste wird eingeleitet durch die Streichung des strophischen Monologes des Rodrigo am Schlusse der 2. Romanze (vgl. S. XXXVI). Die Liebe Rodrigos und Ximenens überhaupt als Voraussetzung ihrer Ehe ließ Herder deshalb allerdings nicht fallen, wie seine Romanzen 7 und 14 lehren, in denen er gerade seinem Originale am freiesten gegenübersteht: denn sowohl die der chanson (S. XXXVII) entsprechenden Zeilen „an Donna Ximena" in jener, als das ganze Nachtgespräch, das den Inhalt der zweiten bildet, können dem Französischen gegenüber fast ganz als Eigentum Herders gelten: so wenig — nur die äußersten Umrisse und einige ganz frei benützte Gedanken — verdankt er ihm. Und er hat beide Stücke, namentlich das letztere, das zwar schon im Brouillon völlig frei umgedichtet, doch erst in der Reinschrift seine gegenwärtige Form gewann, durch glückliche Knappheit, ansprechende metrische Behandlung und insbesonders durch vertiefte Empfindung ungemein gehoben. Die Streichung des Monologes aber hängt mit der Behandlung dieser Stücke bei Herder doch insofern zusammen, als in diesen ein schon von früher her bestehendes Liebesverhältnis bei ihm nicht nur nicht vorausgesetzt ist wie im Französischen, sondern eher ausgeschlossen wird, indem Rodrigo um die Liebe Ximenens erst wirbt. Und so sind auch — und dies nunmehr gewiß mit doppeltem Recht — die sämtlichen Anspielungen auf

die väterliche Zuneigung des Grafen Gormaz für Rodrigo gestrichen worden (vgl. S. XXXVII). Wenn Herder damit also im wesentlichen wieder den ältern vordramatischen Stand der spanischen Cid-Dichtung (vgl. S. XXIV) herstellt, so werden wir uns schwerlich überreden, daß dies ohne allen Einfluß der spanischen Romanzen geschehen sei, deren Kenntnis wir nach den Sammlungen, in denen sie stehen, bei ihm voraussetzen dürfen. Und gerade die für diesen Punkt der Jugendgeschichte des Cid in Betracht kommenden waren ihm fast vollständig zugänglich: er konnte sowohl das Original zu seiner Nr. 2, als beinahe alle die Romanzen kennen, in denen Ximene vor dem König als Klägerin erscheint: und er mußte aus dem Fehlen des Monologes dort, aus der Art wie hier entweder von Ximene selbst oder vom Könige der Vorschlag der Heirat gemacht wird, auf die richtige Vermutung geführt werden, daß ein dem Konflikte mit dem Grafen vorausgehendes Liebesverhältnis der spanischen Romanzendichtung fremd und eine spätere Zuthat sei, die wieder zu entfernen er sich berechtigt fühlen konnte. Die nachträglich erwachende Liebe dagegen giebt nicht bloß dem Ehebunde die Weihe, so weit reichte doch auch seine Kenntnis der Originale nicht zur Kontrolle aus, um die chanson in Nr. 7 und die ganze 14., ebenso die 12. und 13. Romanze als Zusätze des Franzosen sicher unterscheiden zu können; er begnügte sich, sie mit der einmal gewählten Voraussetzung in Einklang zu bringen. In Romanze 7 wurde auch das verunglückte, unklar und folgenlos dastehende Motiv, daß der Brief des Königs Rechenschaft fordere (vgl. S. XXXVII f.) gestrichen, wodurch zugleich auch die Zeilen an Ximene erst volle Bedeutung und Zusammenhang gewinnen. Eine minder glückliche, in der Anmerkung zu 340 besprochene Änderung, die sich schon im Brouillon findet, kann wohl keine andere Absicht haben, als die Loyalität des Cid in noch helleres Licht zu rücken. Vielleicht als unverträglich mit eben diesem Charakterzug, vielleicht auch bloß aus Rücksicht auf die historische Überlieferung (S. V) wurde die Rolle des Befreiers des gefangenen Alfonso, welche der Franzose (die spanische Romanze weiß überhaupt nur von der Flucht) und diesem folgend Herder selbst noch in der ursprünglichen Fassung (vgl. zu 1481 ff.) dem Cid zugewiesen und mit der Dankbarkeit für erwiesene Ehre motiviert hatte (Vögelin S. 125), jedenfalls passender der Prinzessin Urraca übertragen (vgl. Nr. 37, V. 2265 ff.), die damit zugleich einen Beweis ihrer Liebe zu Rodrigo giebt (V. 1481 f.). Damit sind aber auch die irgend tiefer eingreifenden Änderungen erschöpft und es bleibt nur eine Anzahl anderer, teils der Rücksicht auf Komposition und Ökonomie, teils der Charakterzeichnung dienender, teils lediglich die äußere Darstellung berührender, vielfach rein stilistischer Freiheiten übrig, wie sie sich Herder auch den direkt benutzten spanischen Romanzen gegenüber gestattete, die ich, um nicht Gleichartiges zerreißen zu müssen, auch gleich mit in die Betrachtung hereinziehe.

Es sind Rücksichten der ersten Art, wenn, um nicht eine neue Person einzuführen, an Stelle des Comte Paranculez, richtiger Peranzulez (Pedro

Ansurez, der Alfonso mit befreit und seine Verbannung geteilt hat, vgl. S. V) 2289 der „Gesandte" Urracas tritt, dessen rasch erworbene Ortskenntnis freilich auffällig erscheinen muß; wenn wegen 3290 und 3409 die Anwesenheit des Antolinez, dessen an dieser Stelle weder das Französische noch Spanische gedenkt, auch 3324 ausdrücklich erwähnt wird; wenn ferner, aber erst in der Reinschrift, noch nicht im Brouillon, aus Nr. 67 (vgl. Vög. 339 ff.) der letzte Wille des Helden, der schon durch die direkt dem Spanischen entnommene Romanze 65 vorweg genommen ist vgl. auch 3970 ff.), ausgeschieden wird, ohne Zweifel zugleich zum Vorteil der einheitlichen und dadurch um so reinern Wirkung der Scene, die auch dadurch sicher nichts verloren hat, daß nun konsequenterweise auch die Anrede an die Fahnen und die Berge (4099 ff.) nicht mehr wie im Franz (Vögel. 337) dem sterbenden, kaum noch seiner Sprache mächtigen (4120. 4134) Helden selbst in den Mund gelegt wurde; endlich wenn der Töchter, die nach 3945—51 (einem direkt dem Spanischen C. M. CLXXXV, S. 322 entlehnten Zusatz Herders) zum zweitenmal vermählt sind und 4252 erst verständigt werden, darin gegen das Französische (Vög. 345, Herder 4140) gar nicht gedacht wird. Wir sehen hier, wie der oben erwähnte Einschub neuer Romanzen auf das Verhältnis zum Französischen Einfluß übt. Während aber dieses bei alledem bereits eine zusammenhängende Erzählung bot, der Herder Schritt für Schritt folgen konnte, mußte er bei jenen die redaktionelle Arbeit erst selbst verrichten, die ihm dort der Franzose abgenommen hatte. Herder legte, wie schon gesagt, Sepulveda*) zu Grunde. Gewiß hätte ihm auch keine andere der ihm zugänglichen Quellen den Stoff in ebenso reichlicher Fülle bieten können; ja manches, wie die Kämpfe mit Miramamolin und fast sämtliche Ereignisse nach dem Tode des Cid bis zu jenem letzten, in dem er sich als „ein Wohlthäter für die Armen, ein Beschützer der Verlassenen auch in der Gruft" erweisen soll, konnte Herder, da ihm Escobar fehlte, nur dorther holen. Aber er bewegt sich dieser seiner Quelle gegenüber, wenn auch nicht ganz, so doch annähernd ebenso frei wie der Franzose: er wählt aus und verwirft: so die geschmacklose Wundergeschichte von der Bestrafung und Bekehrung des vorwitzigen Juden (C. M. CCI), auch die bereits bearbeitete Romanze von Cid und dem heiligen Lazarus wurde schließlich wieder zurückgelegt; er zerlegt und kontaminiert; so bei der Geschichte der Grafen von Carrion. Bei Sepulveda fand er einzelne Momente daraus in besondern, außerdem die ganze Geschichte zusammenhängend behandelt in der langen Romanze C. M. CLXXXV. Diese legte Herder seiner Darstellung zu Grunde, zerlegte sie aber in fünf Romanzen (56—60) und zog daneben für Einzelnheiten in 57. 58 eine

*) Köhlers Irrtum, der (S. 15**) als Grundlage der Nr. 66 die Rom. Coronadas de victorias des Romancero general (C. M. CXCII) annahm, ist bereits durch Vögelin berichtigt, der S. 332 das wirkliche Original aus Sepulveda (C. M. CLXXXVIII) abdruckte.

die Schandthat der Grafen an den Töchtern behandelnde Romanze des Cancionero (C. M. CLIII)*) und in 60 zwei andere, die Klage des Cid und die Ausforderung enthaltenden Stücke Sepulvedas (C. M. CLXXIII**) und CLXXVII) heran. Die wenigen im Brouillon noch mitübersetzten Verse aber, womit jene längere Romanze über den Entscheidungskampf ganz flüchtig hinweggeht (Redlich S. 581 zu 525ff.), wurde in der Reinschrift gestrichen, da derselbe in 61 nach einer andern, denselben ausführlicher schildernden Darstellung Sepulvedas (C. M. CLXXXI) erzählt wurde, die selbst wieder für den Schluß, die Siegesbotschaft und deren Wirkung auf den Cid, teils abermals aus einer andern Romanze Sepulvedas (CLXXXIII) ergänzt ist, teils aus dem Französischen, indem 3887—90 aus Nr. 53 (63) vorweg genommen sind (vgl. S. XXXV). Die Wiedervermählung der Töchter aber, welche Sepulveda in der größern Romanze auch noch erzählt hatte, sparte er sich für den Schluß der im übrigen dem Franzosen entlehnten Nr. 62, um in dieser alles, was den sich ausbreitenden Ruhm und den Triumph des Helden über seine Feinde anschaulich macht, allerdings ein wenig äußerlich, zu vereinigen. Dies alles aber erst in der letzten Redaktion, noch nicht im Brouillon, wo Nr. 60 „dem breiten spanischen Original entsprechend, reichlich doppelt so lang als der gedruckte Text ist" und 61 und 62 ebenso schließen wie in den Originalen (Redlich a. a. O. und zu 529). Auch der Auftrag an Ordoño (3696—3703), den das Original gleich beim Abschied der Töchter erzählt, ist behufs besseren Zusammenhanges an den Schluß von Nr. 58 gestellt. Wenn aber, wie oben gezeigt wurde (S. XLVII), das Französische sich Änderungen mit Rücksicht auf die eingeschobenen spanischen Romanzen gefallen lassen mußte, so waltet umgekehrt Rücksicht auf die in Nr. 63 bereits gegebene Situation, wenn 4061ff. Bucar schon vor Valencia steht, während er im spanischen Original erst im Anzug begriffen ist und es erst 4168 wirklich einschließt.

Die Charaktere hat Herder im allgemeinen allerdings unverändert gelassen; im einzelnen aber sparte er doch keineswegs hie und da mit einem Federzuge, der ihm zu glücklicher Wirkung beizutragen schien. Nach der oben (S. XLIVf.) dargelegten Theorie ist es selbstverständlich, daß diese Sorgfalt vor allen dem Haupthelden galt. Der Cid ist der Verfechter des Rechtes gegen jedermann: auch in seinem eigenen Handeln soll daher nichts Bedenken Erregendes erscheinen oder es darf ihm wenigstens dafür eine Entschuldigung nicht fehlen. Schon der Franzose war in dieser

*) Irrig setzt Vögelin S. 292. 294 und 296 an deren Stelle als Original dieser Ergänzungen eine Romanze an (Keller CIX = C. M. CLIV), die Herder gar nicht vorliegen konnte, weil sie nur bei Escobar steht, ohne zu bemerken, daß die von ihm selbst 294 Anm., 295 Anm. herangezogene Romanze aus dem Cancionero an den beiden ersten Stellen fast gleichlautende Verse bietet; an der 3. muß die Übereinstimmung zufällig sein.

**) Vögelin setzt abermals S. 304 an Stelle dieser eine andere (C. M. CLXXV) aus Escobar, die Herder also gar nicht kennen konnte, als Quelle an; in der That stimmt jene (vgl. V. 30—42 und 55—60 S. 288) auch genauer.

Richtung thätig, Herder geht hie und da noch weiter. Jener hatte unbedenklich den Cid der Aufforderung Sanchos zufolge an die Spitze des Heeres treten lassen und sich mit der entschuldigenden Reflexion begnügt, „jeder wackere Edelmann marschiere für die Ehre und prüfe nicht erst die Gerechtigkeit der Händel seines Königs" (Vög. 107). Herder, noch feinfühliger, redet 1293 ff. lieber gar nicht insbesonders vom Cid, sondern von den „Vasallen" im allgemeinen und schiebt das Ganze auf den Befehl des Königs, der sie „bei Ehr' und Pflicht" gerufen, „nicht seine Rechte zu prüfen", sondern „in das Treffen sie zu führen". Bei dem sehr bedenklichen Handel mit den Juden ist, wie wir sahen (S. XV f. XXXIV), vom Poema her ein entschuldigender Stoßseufzer über die leidige Not hergebracht. Auch Herder hat ihn, er geht aber über diesen Punkt 2814 ff. möglichst kurz hinweg, betont 2819 f. durch einen Zusatz das herzhafte Vertrauen des Cid auf sein Glück und legt in 2804 einen Doppelsinn, von dem das Französische und Spanische nichts wissen, der aber die schon vom Franzosen den Romanzen entnommene Entschuldigung bei der Rückgabe 3285 ff. vorbereitet. Selbst die Klage der Mauren über Friedensbruch ist 3110 ff. so hingestellt, daß ihre objektive Berechtigung zweifelhafter bleibt, als im Französischen (Vög. 251). Die Lauterkeit der eignen Gesinnung offenbart sich aber auch in arglosem Vertrauen zu andern. Daher hegt der Cid 3635 ff. keinen Verdacht gegen die Schwiegersöhne, den die spanische Romanze ausdrücklich hervorhebt und den auch die Weisung an Ordoño 3700 ff. im Grunde doch voraussetzt, ja zu dem sich zuletzt auch Herders Cid doch noch 3737 f. bis zu einem gewissen Grade bekennen muß.*) Ob 2527 ff. absichtlich eine Situation weggeschafft werden sollte, die des Cid unwürdig schien, lasse ich dahingestellt (vgl. d. Anm. zu 2533), jedenfalls ist sie bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt. Aber sicher ist, daß Herder mehrfach auch im Munde anderer Personen Worte unterdrückt, welche den reinen Glanz, in dem dieser Charakter erscheinen soll, trüben könnten. Durch die Änderung eines einzigen Wortes — will für ose (Vög. 215) — ist 2591 der unwürdige aus dem Spanischen herübergenommene Vorwurf der Feigheit in den zwar ebenso unbegründeten, aber des Helden würdigern der Willkür umgewandelt worden. 3888—93 hat aus C. M. CLXXVII (S. 294, Vög. 306 f.) wohl die spottende Erwiderung des Grafen Garzia Aufnahme gefunden, aber gerade mit Ausschluß der Anspielung auf den niedern (Müller =) Stand des Cid (vgl. S. XI). Auch Urraca darf zwar 459 ff. des Reichtums der Ximene gedenken — und Herder folgt hier dem Franzosen (vgl. S. XXXVIII), wiewohl er das spanische Vorbild nicht nur kannte, sondern selbst übersetzt hatte (S. XLII) — nicht aber in Nr. 28 (Vög. 137, vgl. oben S. XXXV). Sie erweist sich dadurch zugleich ebenso als feinfühliger, wie 1549 ff. (Vög. 129) durch die

*) 3736—40 sind ein Zusatz Herders, dem zum Teil doch eine früher nach 3703 übergangene Bemerkung des span. Originals zu Grunde liegt: Porque el corazon le dice El mal que le está guardado (vgl. 3737 u. Vög. S. 298).

Unterdrückung der Klage über ihr eigenes, „klägliches, ihr von Don Sancho bereitetes Los", als selbstloser und hingebender als ihr französisches Vorbild. Feinere Empfindung leiht Herder auch sonst noch öfter seinen Personen: allen voran natürlich wieder dem Cid; 3751 ff. erinnert er dem König gegenüber an seine Dienste, nicht aber, wie im Spanischen, an seine Verbannung (Vög. 304); und erst Herder, nicht die spanische Vorlage, läßt den Cid vor seinem Ende 3992 sorgend „an Gefahren der Ximene" denken und ihr 4045 f. für ihre „Güt' und Liebe" noch einmal „treusten Dank" sagen (Vög. 326 f., 330 f.). Aber auch Ordoño verrät 3731 ff. ein Zartgefühl, von dem das spanische Original (Vög. 300) nichts weiß. Und auch an Babieça, Rodrigos „Freund" (4085 und nach dem Franz. 4121 vgl. S. XXXV), wird, was der Franzose bereits begonnen, weiter fortgesetzt (vgl. 4188 f. und C. M. S. 340,5 *)). Milderung und Abschwächung des Anstößigen und zu gräßlich Erscheinenden fehlen daher hier so wenig ganz als im Französischen (vgl. S. XXXV). Die Anm. zu 1242 bespricht einen Fall, wo Herder nur weiter fortsetzt, was der Franzose bereits begonnen und die Zusätze 1170 (ein entschuldigendes Wort) und 1173 (ein zwingendes Motiv) sollen offenbar auch die Haltung der Prinzessin ihrem Vater gegenüber in milderem Licht erscheinen lassen. Ähnlich wurde 39 f. der gräßliche, dem Spanischen entlehnte Gedanke mit der Hand statt des Dolches im Grunde der Eingeweide des Vaters Genugthuung zu suchen (Vög. 4 f.), abgeschwächt; wenn 184 f. der blutige Degen in der Faust Rodrigos schließlich in der Reinschrift noch entfernt wurde, so kommt nach dem ganzen Sachverhalt an dieser Stelle zunächst das spanische Original in Betracht, das Herder kannte und daher wußte, daß hier dieser Zug fehle (Vög. 20 f.). Daß derselbe aus einer andern Romanze (Vög. 26 oben), die nur Escobar hat, entlehnt ist, konnte er nicht wissen, und wir können daher diesen Fall nicht sicher hierher zählen. Für die Mißhandlung der Töchter des Cid durch ihre Männer wählt Herder, abgesehen davon, daß er kürzt, von zwei Erzählungen die maßvollere (Riemenstreiche 3678, nämlich mit den Pferdezäumen, con riendas de su cavallo; in der andern Mißhandlung mit den Sporen, muchas espoladas Vög. 296). Wenn er hier vielleicht manchmal zu furchtsam erscheinen mag (vgl. auch zu 1036 f.), so giebt er anderseits 2025 Arias Gonzalo mit zwei Worten ('kalt und fest' erst in der Reinschrift, im Brouillon noch „gelassen", franz. avec douceur; das Span. entbehrt jedes solchen charakterisierenden Zusatzes) glücklich die der Situation angemessenere kräftigere Haltung, und 111 bedenkt er sich nicht, den Ausdruck durch sein an die Stelle von ne — que gesetztes „kaum" bis an die Grenze des Vermessenen zu steigern.

*) Wenn neuerdings auch Redlich wieder nicht nur diese zwei, sondern auch noch die drei folgenden Verse für einen Zusatz Herders hält, so genügt zur Berichtigung obige Verweisung auf C. Michaelis; das Richtige war schon meiner Rez. Vögelins (Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1881, S. 61 f.) zu entnehmen.

Wir haben damit, eben weil es sich hier nur um ganz feine Züge handelt, schon mehrfach das zahlreiche Gebiet jener Änderungen streifen müssen, welche den Ausdruck, die äußere Darstellungsform berühren. Herder selbst hat sich in der „Nachschrift“ zu Romanze 1—22, Adrastea V, 2, 239 (vgl. Anm. S. 55), bescheiden aber im allgemeinen nicht unrichtig als „Übersetzer“ bezeichnet, und so sagt auch Caroline (Erinnerungen III, 119) von der Arbeit ihres Gatten: „Den Cid übersetzte er.“ Nur an eine wörtliche oder gar ängstlich treue Übersetzung darf man weder dem Französischen noch dem Spanischen gegenüber denken, und zwar, wie man schon aus dem Vorausgehenden sieht, nicht bloß deshalb, weil sie eine metrische ist. Wie die Rücksicht auf die Komposition im ganzen hat die Sorge für einen richtigeren Gedankengang oder größeren Nachdruck im einzelnen mehrfach Umstellungen zur Folge gehabt. So steht 238—243 im Französischen zwischen 231 und 232, Vög. 29; 936—38 vor 924, Vög. 79 f.; 1599—1612, das sich in der bei Herder schon dem Brouillon angehörenden Ordnung trefflich an 1594 ff. anschließt, hinter 1622, Vög. 133 ff.; 2358 f. vor 2353, Vög. 199; 2977—83 vor 2970 (und so noch im Brouillon) als Anfang der Romanze, Vög. 241; 3195—3200, das sich gewiß trefflich an das Vorhergehende anreiht, hinter 3208, Vög. 257; 3484 f im Spanischen hinter 3486, Vög. 280. Zahlreich sind Kürzungen: häufig sind dadurch Reflexionen, Wiederholungen, unwesentliche oder gar prosaische Einzelheiten, manchmal aber auch solche, die Schonung verdient hätten, wie die noch im Brouillon („Und die Herrn und alles Volk“) bewahrte, begleitende Volksmenge und der Lakaientanz im Hochzeitszug (Nr. 16; für die weggelassenen Kosten des Ehrenbogens möchte ich nicht eintreten) oder den für die Begründung der Rechtsforderung des Cid nicht ganz unwesentlichen Punkt, daß der König als Heiratsstifter selbst mit beleidigt erscheint, die Berufung der Cortes und die Rückforderung der Schwerter in Nr. 60 (C. M. S. 320 f.) entfernt werden. Feinerem Schicklichkeitsgefühl ist 1064 ff. die Berufung auf die zu kurz gewordene Schürze der Ximene (Vög. 91) zum Opfer gefallen; 718 wurde eine übrigens recht verzeihliche Übertreibung des Originals (la terreur des Maures et de l'Univers, Vög. 65) gestrichen: es waltet da dieselbe Tendenz, die Herder auch 742 bestimmt, den Wert, den das Original der reichsten unter den Medaillen allein zuerkennt, allen acht zusammen zuzusprechen und 4233 f. die Angaben des Spanischen ein wenig zu reduzieren (Vög. 350; anderseits schien 4221 die Ziffer des Originals 70 000 noch zu gering). Es ist gar nicht zu verkennen, daß Herder mit diesen Kürzungen vielfach eine recht glückliche Wirkung erzielt hat: z. B. auf die schon im Brouillon so gestalteten Verse 1555 ff. ließe sich in dieser Beziehung ausdehnen, was oben S. XLV von zwei andern gereimten Stücken gesagt wurde, und auch Nr. 11 hat nach meinem Gefühl durch einige kleine Weglassungen (nach 469. 484. 486, Vög. 47 f.) eher gewonnen als verloren; entschieden ist dies aber der Fall 4021 ff. durch die Streichung

der abwehrenden Worte des Apostels vor dem Verschwinden (Vög. 328) u. s. ö. Diese Neigung zu kürzen waltet aber nicht so systematisch oder gar mechanisch, daß nicht auch, und zwar gar nicht selten, Zusätze Herders zu verzeichnen wären. Nur selten handelt es sich dabei um kleine thatsächliche Ergänzungen: so 2322. 2256. 2293 und 1116 f. Herder entnahm diese fast durchaus spanischen Romanzen, die er ja auch sonst an einzelnen Stellen*) neben den französischen benützte. 1117 ist aber die Absicht, zugleich durch die Hinzufügung des stolzen Titels den Kontrast zwischen Fernandos Macht im Leben und seinem Tode zu verstärken, um so weniger zu verkennen, als auch der ganze 1120. Vers ein Zusatz Herders ist**) (vgl. „Der Verräter" — „Der Cid" 3349 f., Vög. 271). Und in ähnlicher Weise dienen mehrfach kleine, zum Teil erst der letzten Fassung angehörige, Zusätze, die Haltung einer Person oder die Bedeutung einer Situation zu charakterisieren (z. B. 1978 f. Wie — traurigstumm. 2258 fand — leer; vgl. zu 2256. 2874 und 2906. 3647—51. 3688. 3757. 3933—44, von denen 3934 und 3938 f. Herder gehören. 4096—8. 4239 f. 4393 ff.) oder der subjektiven Stimmung und dem Urteil des Erzählers Raum zu geben (z. B. 3628 f. 3666 f. 3694 f. 3808 f.) und sich damit wohl auch einmal eine passende Einleitung oder einen bedeutsamen Abschluß zu schaffen; die Laune des Erzählers und das Streben nach Naturwahrheit kommt zu ihrem Rechte durch die Bezeichnung der Verse 1038 ff. und 1106 ff. als „Nachschrift". Gelegentlich wird auf diese Weise auch einmal (227) ein Motiv

*) Das Verzeichnis derselben bei Vögelin S. VIII Anm. habe ich zum Teil schon in meiner Rezension (Ztschr. f. d. öster. Gymn. 1881, S. 62 f.) berichtigt. Ohne diese zu berücksichtigen stimmt Redlich in seinen Anmerkungen (a. a. O. 596 ff.) meist mit mir überein. Trotzdem auch er einiges Neue beibringt, stellt er doch — und es lag das wohl auch kaum in seiner Absicht — noch immer nicht alle Stellen fest: nach allem bis jetzt von Köhler, den beiden vorgenannten und mir ermittelten sind es folgende: V. 184. 186. 188—190 (wenigstens steht auch 189 f. in Gold und Seide und in Waffenwehr [letzteres erst im Druck; in der Reinschrift lautet der Vers noch wie im Franz. „Don Rodrigo ganz in Stahl"] dem Span. oro y seda und bien armado näher als dem Franz.). 393 (daß Herder die Moros de la Moreria auch aus andern Romanzen und schon von den Volksliedern her bekannt waren, wie Redlich zu 414_{184} betont, bestreite ich nicht, aber der Eingang gerade dieser Romanze entsprechend C. M. XVII, 1—8 lag ihm doch in Sepulveda vor, und es ist daher doch am einfachsten V. 4 derselben als Quelle anzunehmen). 404 f. (vgl. C. M. p. 45, 3. Y la mezquita mayor Luego se habiá consagrada; Nombre ha Santa Maria. — Franz. il apelle Sainte-Marie la Mosquée payenne). 751 (? tiefbeschämt: todo turbado: avec un peu de rougeur und danach noch im Brouillon „sah er sie an errötend Und mit Liebesblicken sprach er"). 1211 und danach doch auch, früher von mir und nun auch von Redlich (zu 443_{239}) mit Unrecht bezweifelt. 1276 (sprachen: Amen! statt dessen noch im Brouillon: „alle riefen" = s'écrièrent, Span. responden Amen). 1331 (Undankbare — Ay pechos de hombres ingratos — Coeurs faux des hommes. Das Span. C. M. XXVII konnte Herder aus dem Rom. general kennen). 1809 und 1850. 1844—1847. 2256 (vgl. Anm.). 2293 f. 2322. 2332. (fehlt noch im Brouillon) 2341. 2345. 3094. (Á las campañas — lui dit) und danach die Anrede 3098 (Krieger: beides erst in der Reinschrift eingeschoben; allerdings will auch ich nur zufälliges Zusammentreffen nicht für ganz ausgeschlossen erklären). 3956 f. Daß Einzelnes Zweifel zuläßt, geht aus dem Dargelegten selbst hervor; ebenso, daß mehrere dieser Entlehnungen erst der letzten Fassung angehören, während der Brouillon sich noch eng an das Französische anschließt; in einigen andern Fällen, wie in Nr. 5. 22 und 32 (auch 383 vgl. Redlich S. 577 zu 479) wurden die bereits im Brouillon begonnenen Entlehnungen in der letzten Fassung nur noch weiter ausgedehnt.

**) Sie springt noch schärfer in die Augen, wenn man die ursprüngliche, sich eng ans Französische anschließende Fassung im Brouillon daneben liest (vgl. die Anm. z. d. St.).

verstärkt oder manchmal durch ein glücklich eingefügtes Wort (1224 vielleicht, 108 sein Blut, 1183 f. Ihres Vaters, und letztes, franz.: la réponse du Monarque mourant, 1632 ihr rechtmäßig Erbteil, 1247 meines Blutes, 737 barg und zeigte [moulait], 353 tiefsten [auch in der Merkurübersetzung, oben S. XXXIX], 4109 seines Ruhmes, 3402 lieber heut, 3452 Morgen, vgl. 3460, ebenfalls ein Zusatz Herders) der Ausdruck genauer und bezeichnender gemacht oder gesteigert. Die ganze Situation ist nicht unbeträchtlich gesteigert in der Schlußromanze, indem durch 4340 f. der Vorgang vor den Altar verlegt wird, während im Spanischen der Abt mit der Fahne dem König entgegenzieht. Zumal aber sind es kleine sinnlich malende Züge (1407 f. 2253. 2874. 2906, im Franz. nur 2843. 3401. 4111 f. 3610 f. 3639—42. 4166, ein Bild 4114 vgl. S. LVI**), welche die Anschaulichkeit der Darstellung heben sollen. Dasselbe Streben hat auch 3234 das stählerne Herz (coeur d'acier, span. pecho [Brust] d'acero) des Cid durch die Eisenstimme (auch 4119, franz. nur il n'a plus de voix; 3615, im spanischen Original una gran voz; 3790 ein Zusatz Herders) ersetzt, aus der fontaine, an welcher der König und der Cid sich unterreden (506. 573. 640), eine Silberquelle gemacht, 216 ff. 2260 f. 1422 f. die im Original kürzer angedeuteten Bilder von der Rose und dem Sperber episch anschaulicher ausgeführt und 1950 ff. eine abstrakt farblose Bemerkung des Originals (Vög. 163) in eine bestimmte erschütternde Situation umgewandelt. Überhaupt ist Herder vielfach bemüht, der Rede mehr Nachdruck und Leben zu geben: durch die nicht seltene Anwendung der Figur der Wiederholung (358. 730 [franz. nur einmal avec la Chimène]. 1328. 2206 [franz. Quelles larmes coulaient etc.]. 2278 [vgl. 2270. 2274]. 2371. 2851. 3373), durch direkte Anführung der Gedanken und Worte (namentlich öfters des Befehls) statt des bloßen Berichtes (57 ff. 317. 3690. 820 ff. 3700. 3769 ff. 3794 ff. u. ö.), direkte Wendung an die Zuhörer („hört" 3604), namentlich aber durch das häufig mit Glück verwendete stilistische Mittel der Frage (248 ff. 468 f. 1089. 3842 u. ö.), mit der sich gelegentlich noch zu größerer Wirkung die Figur der Anrede (1490 f.) oder die revocatio (4266 ff.) verbindet, oder die in Verbindung mit der darauffolgenden Antwort an die Stelle bloßer Erzählung tritt (1123 ff. 2064 ff.). Besonders lebendig wirkt auch die unterbrechende Frage 2143 und die einfallende Rede 1869 und 2793. Aber nicht genug an solchen formellen Änderungen, hie und da wird durch die Wahl des Ausdrucks zugleich der Gedanke selbst leiser oder stärker modifiziert, sei es, daß ein edleres Wort an die Stelle eines derberen, gemeineren (193 Knaben — marmot; 1327 sterben — crever de sa colère), ein bedeutsameres oder bestimmteres und damit auch nachdrücklicheres an Stelle eines allgemeinern, schwächern tritt (248 Tochter — une femme und danach noch in der Reinschrift „ein Weib auch", was erst im Druck geändert ist, 1154 einer Unbescholtnen — me, 4109 ew'ge — nobles, 4270 noch im Tode lebt — ahora está) oder durch einen deut-

licheren Ausdruck (zu 2464) wenigstens ein Mißverständnis ausgeschlossen, oder die Aussage direkt gesteigert wird (416—421 glücklich—glücklicher, franz. beidemale heureuse; 471 weiser—S. le fut aussi), sei es, daß der Übersetzer das Original ganz verläßt und einen ganz andern Begriff (z. B. 221 Blick—cris, 751 tiefbeschämt, vgl. S. LII*), 830 hochverehrten"—redoutée, 834 „trat—vor ihn"—alla se prosterner devant le Pontife, 3943 f. schlichte Sitten—einfaches Haus: une si grande pauvreté, 3724 „Töchter" statt der Söhne, hijos, offenbar als passender zur Pflege der jungen Frauen, 4175 die „goldnen Kreuze" mit Beziehung auf 3889, vgl. oben S. XXXV und XLVIII: im Spanischen nur ein Kleid, woran sich der Steppstich zeigte, Vistieronle vestidura Que el pespunte se mostrava) unterschiebt oder ein Bild nicht etwa selbständig weiterführt, sondern vielmehr umkehrt (969 f.: im Französischen wird die Ehre selbst als ein Felsen bezeichnet, der das Herz umwehrt) oder sonst den ganzen Gedanken mehr oder weniger neu gestaltet (vgl. zu 163 f. 952. 1036 f. 1062 f. 1615 ff. 2914 ff. 2948, anderes bei Köhler S. 41 ff. und Redlich). Wir werden in diesen wie in den früher besprochenen Fällen oft genug die glückliche Hand, das feine poetische Gefühl Herders anzuerkennen haben, aber nur blinde Voreingenommenheit könnte verkennen wollen, daß auch wiederholt der treffende klare Gedanke und Ausdruck des Originals in der Wiedergabe unnötig abgeschwächt oder schief und unklar, oder wenigstens verdunkelt wurde, gar nicht zu gedenken der nicht allzu seltenen Fälle ganz unleugbarer, zum Teil recht seltsamer Mißverständnisse des Wortlautes und des Sinnes, mehrfach offenbar bloße Flüchtigkeiten, die nebst andern kleinen Unebenheiten darauf hinweisen, was uns Herder selbst bestätigt, daß seinem Cid doch noch die letzte Feile abgeht. Belege bieten gerade hierfür meine Anmerkungen genug, nicht aus kleinlicher Freude den Dichter zu schulmeistern, sondern weil gerade solche Stellen zumal eines erklärenden, den Anstoß hebenden Wortes zu bedürfen schienen. Da ich dabei auch möglichst auf die spanischen Originale Rücksicht nahm, so wird man zugleich auch leicht erkennen können, daß trotz aller Freiheit, die sich auch der Franzose nicht versagt, dieser doch, wie übrigens zu erwarten ist, denselben vielfach weit näher steht als Herder. Wenn gleichwohl in Ton und Haltung das Umgekehrte der Fall zu sein scheint, und wenn namentlich Herders Arbeit einen ungleich reineren poetischen Eindruck hinterläßt als die des Franzosen, so hat hieran gewiß einen nicht geringen Anteil der Vers, und es bestätigt sich an der Vergleichung nur wieder die Überzeugung, die Schiller an seinem Wallenstein gewann und die Goethe nicht nur zustimmend, sondern noch weitergehend dahin aussprach: „Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden!" (Briefwechsel Nr. 374. 375.)

Das Versmaß, der viertaktige Trochäus, war Herder für die Übertragung spanischer Romanzen schon von seinen „Volksliedern" her geläufig. Nur hat er, was dort eine seltene Ausnahme war, für den Cid zur

Regel gemacht: die Abschnitte durch stumpfen Versschluß zu bezeichnen. Und die dort weitaus überwiegende, ja in einer Anzahl von Romanzen streng durchgeführte Vierzeiligkeit dieser Abschnitte, die dadurch eigentlich zu regelmäßigen Strophen werden, war von Anfang an offenbar auch hier beabsichtigt; aber schon von der 5. Romanze an wird das Prinzip ohne Zweifel in richtiger Erkenntnis, daß dasselbe, streng durchgeführt, in einer größeren Dichtung zur Eintönigkeit führen müsse, erst durch vereinzelte längere Abschnitte durchbrochen und alsbald, schon von der 11. an, gewinnen die letzteren mehr und mehr das Übergewicht, ja es erscheinen daneben vereinzelt auch (zuerst in 12) kürzere Abschnitte zu nur drei Versen, ja sogar (zuerst 25) darunter. Aber auch der stumpfe Versausgang zur Bezeichnung der Abschnitte ist nicht mit aller Strenge durchgeführt: nicht genug, daß derselbe auch im Innern von Strophen und Abschnitten bei stärkerer und schwächerer Interpunktion, auch beim Enjambement zugelassen wird (schon 122. 130, desgl. 186. 420. 452. 615. 742. 881. 926. 2464. 2324. 2322. 2469 u. ö.; es ist daher nur eine scheinbare Verstärkung der Bezeichnung des Abschnittes, wenn zwei stumpfe Versausgänge ihn schließen, wie 510 f. 2340 f. 3332 f. 3648 f.); es fehlt auch nicht an allerdings vereinzelten klingenden Ausgängen im schließenden Verse (267. 499. 1310. 1327. 1452. 1459. 1528 u. ö., auch 930 bestätigte die Handschrift Herders den nur im ältesten Druck der Adrastea überlieferten klingenden Schluß; dagegen 608 bedachte ich mich nicht, den regelmäßigen stumpfen Schluß aus der Adrastea gegen die späteren Drucke herzustellen: Herder hat hier noch im Druck geändert, der handschriftliche Text „seiner Art" würde den stumpfen Schluß noch zweifelloser gewähren), ja einmal (4182 f.) selbst mit stumpfem Ausgang im vorletzten Verse.

Zur Auszeichnung lyrisch gehobener, pathetischer Stellen hat Herder dreimal fünftaktige Trochäen mit ausschließlich klingendem Ausgang eingeschoben: 1579 ff. (mit Ausschluß des Refrains, der nur 4 Hebungen hat; erst am Schlusse der Rede Urracas 1638 ist die erste Zeile mit dem abschließenden „deshalb" in einen Vers zusammengezogen, vgl. 3237), 3960 ff. und, zugleich ausgedehnt auf die dazwischen liegende Erzählung (3231—4), 3222—3237. Gegen Vögelins Meinung (S. IX Anm.), daß an letzter Stelle das Spanische selbst mit seinen Elfsilbern (aber nur in den vom Cid vorgesprochenen Worten) auf die Wahl des Versmaßes Einfluß geübt habe, verhielt ich mich von jeher (schon Ztschr. f. d. öster. Gymn. 1881, S. 62) ablehnend, da der Wortlaut genauer zum Französischen als zum Spanischen stimmt und die entsprechende spanische Romanze (C. M. CXXIX), soviel ich weiß, nur bei Madrigal steht, also Herder unzugänglich war: nun zeigt der handschriftliche Nachlaß noch, daß die längern Verse erst bei der starken Überarbeitung, welche die 51. Romanze in der Reinschrift erfuhr, hineingekommen sind. (Redlich S. 579 f. zu 507.)

Den Refrain oder die refrainartige Responsion, der wir an zwei der eben besprochenen Stellen und noch öfter (1298—1304, vgl. 1311—16 und

1328—30; 1809—12, vgl. 1850—3 und 1897—9; 2174—6, vgl. 2203—5 und 2262—4; 3628 f., vgl. 3666 f. und 3694 f.; 4105 f., vgl. 4115 f. und 4137) begegnen, fand Herder größtenteils bereits im französischen Original vor; nur an der letzten Stelle und an der vorletzten, wo er unmittelbar nach dem Spanischen arbeitet, das abgesehen von 3222—5 = 3235—7 nirgends etwas dergleichen bietet (auch die Rede Urracas 1579 ff. hat im Spanischen keinen Refrain, sondern bringt nur am Schlusse jeder Strophe zwei Verse des glossierten Themas), hat ihn Herder selbst, offenbar nach dem Vorgange des Franzosen an den andern Stellen, zugefügt. In der Klage Ximenens (1298 f.) sucht er die Wirkung noch zu steigern durch den Reim, ohne ihn aber durch alle Zeilen durchzuführen.*)

Sonst hat Herder Reime nur dort zugelassen, wo bereits der Franzose Verse (und dann natürlich immer gereimte) in seine Prosa eingestreut hatte; von den fünf Stellen, wo dies der Fall ist, bleiben bei ihm aber nur drei (288—95. 643—74. 1555—8), denn außer dem schon erwähnten Monolog Rodrigos strich er auch noch in Nr. 67 (nach 4116, Vög. 339) fünf solche Verse,**) deren Rhetorik niemand schwer vermissen wird. Und auch in den übriggebliebenen drei Fällen emanzipierte er sich mit dem Inhalte notwendig auch von der metrischen Form des Originals; und gewiß mit Glück: wer möchte wohl Nr. 14 statt der den Gedanken und der Stimmung sich anschmiegenden Verse Herders in regelrechten Alexandrinern lesen? Wenn Herder aber mit diesen wenigen, durch den lyrischen Charakter und die Stimmung begründeten Ausnahmen, im übrigen auf den Reim oder auch nur auf die den spanischen Originalen eigentümliche Assonanz verzichtete, so blieb er nur den Grundsätzen und der Praxis treu, die er schon in seinen „Volksliedern“ befolgt hatte. Wie dort so lehnt er in der gleichzeitigen Adrasteaabhandlung solche Nachbildungsversuche mit Hinweisung auf die Verschiedenheit der beiden Sprachen, in deren einer die Assonanzen ebenso natürlich als in der andern gezwungen tönen, ganz ausdrücklich ab, unsere Romanzensänger verspottend, die unser Ohr „mit Reimtrommeten und Pfeifchen“ betäuben,

*) Im Brouillon lauteten die Zeilen noch kurz wie im Französischen:

„Also hast du es beschlossen
Eins von beiden mir zu rauben,
Die Geduld oder mein Leben.“ (Vgl. Vög. 107.)

**) Im Brouillon sind sie noch mit übersetzt, aber reimlos, und die ganze Stelle von 4113 an lautet sich eng an das Französische anschließend:

„Ach der Tod ist nichts und will nichts,
Ach der Tod und lässet nichts.
Seht der Cid geht von der Erde,
Wie ein Wurm. Um vor dem Habicht
Seinen Leib zu schützen, Krieger,
Decket ihn mit Kräutern, frischen,
Decket ihn mit jungen Blumen,
In denen der Zephyr spielte,
Schließet ihn in stolzen Marmor —
Dennoch findet ihn der Wurm.“

„indem sie, dem Genius unsrer Sprache zuwider, auf spanische Assonanzen, auf ein gehaltenes, wiederkehrendes A O U kindisch ihre Kunst wenden" (Adr. V 2, 244. 250f. W. z. sch. L. u. K. 18, 6. 11).

Herder „übersetzte" den Cid nach dem Zeugnisse Karolinens (Erinnerungen III, 119 f., 224) im Winter 1802—3. Bei schwankender Gesundheit und oft schwermütiger Stimmung war ihm diese Arbeit „eine glückliche Erholung, von welcher seine ganze Seele erfüllt war. Seine Rührung, wenn er ihn vorlas, war ungewöhnlich; manchen Gesang konnte er aus Bewegung nicht vorlesen hören." Im Begriffe zur Herstellung seiner Gesundheit nach Eger abzureisen gab er am Morgen des 12. Juli 1803 seiner Gattin beim Abschied „den von seiner Hand rein abgeschriebenen Cid und sagte: 'hier hast du deinen Cid!' mit einem unbeschreiblich wehmütigen Blicke" (a. a. O. 225). Was damals in ihm vorging, was ihn überhaupt beim Vorlesen oder Anhören des Gedichts mit solcher Rührung ergriff, können wir nachfühlen, wenn wir uns seiner selbst in Schneeberg angesichts der schönen erquickenden Natur im Umgange mit seinem Sohne August hervorbrechenden, sobald in Erfüllung gehenden Todesahnungen (a. a. O. 226), zugleich aber auch aus der Dichtung des Verhältnisses zwischen Cid und Ximene, das ihm wohl als der poetische Spiegel seines eigenen zu Karoline erscheinen mochte, und besonders der Scenen vor und beim Tode des Cid erinnern: dann wird es wohl begreiflich, daß er scheidend dies Werk, das er so sehr liebte, weil es so ganz der Ausdruck seiner ästhetischen wie sittlichen Grundsätze war, aus dem noch einmal der reine Glanz seiner eignen Seele aus den Verbitterungen und Verdüsterungen der letzten Jahre aufleuchtet: daß er dieses Werk scheidend wie ein Vermächtnis in die Hände seiner Gattin legte.

Aber bereits im Mai des Jahres, während er noch an der Arbeit saß, hatte Herder in der Adrastea, fünften Bandes erstes Stück (Leipzig, bei Johann Friedrich Hartknoch 1803, S. 165—195 als Nr. III.) Romanze 1—13 unter dem in vorliegender Ausgabe reproduzierten Titel erscheinen lassen. Die S. 195 versprochene Fortsetzung, aber nicht, wie Caroline am 12. Juni 1803 Merkel ankündete (Grenzboten 1867 I, 2, 298), die ganze Epopöe, mit der Herder damals „beinahe fertig" war, sondern nur Romanze 14—22, erschien als Nr. I, des zweiten Stückes (S. 209—240, im folgenden bezeichne ich diesen Druck mit A), also erst 1804 nach Herders Tode, der über diesem Hefte der Adrastea gestorben war, unter dem Titel: „Der Cid. Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar, unter König Ferdinand dem Großen. Nach Spanischen Romanzen. Fortsetzung. (Den Anfang s. Adrastea, St. 9. S. 165)". Wie dem Anfang im ersten Stücke unmittelbar vorangeht der „Samuel Clarke" überschriebene vierte Abschnitt der „Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts in der Kritik", der über Homer und das Epos handelt, so folgen unmittelbar auf die Fortsetzung im zweiten Stück die Aufsätze über Romanze, Volksgesang und Epopöe. Nicht unpassend und gewiß auch

nicht zufällig stehen also zwischen der Theorie die Proben der Dichtung, die als Ganzes ja die Exemplifikation des ethischen Epos sein soll, dessen Begriff dort entwickelt wird. Dieses Ganze gedachte Herder, wie die „Nachschrift" (S. 239 f. vgl. meine Anm. S. 45) lehrt, nicht weiter stückweise in seiner Zeitschrift, sondern auf einmal „in seinem trefflichen Zusammenhange" ans Licht treten zu lassen. Er hoffte noch dazu die ihm mittlerweile zugekommenen „erwünschtesten Hilfsmittel" d. h. das Poema und die Cronica (S. XLI) zu nutzen und beabsichtigte „Erläuterungen" beizufügen, in welchen er sich wohl auch über die irreführenden Titelworte „nach Spanischen Romanzen" hätte äußern müssen. Der Tod vereitelte alle diese Absichten und der Cid erschien, ohne also die letzte Feile erhalten zu haben, als posthumes Werk Herders 1805 im dritten Bande der sämtlichen Werke zur schönen Litteratur und Kunst (B) unter dem von Caroline herstammenden bekannten Titel: „Der Cid. Nach Spanischen Romanzen besungen durch Johann Gottfried von Herder. Mit einer historischen Einleitung durch Johann von Müller" (datiert 3. Juli 1805) mit dem Motto: „Yo so Ruy Diaz el Cid Campeador! *El poëma del Cid.*" [B. 729]. In der Inhaltsangabe lautet der Titel aber auch hier wie im neunten Stücke der Adrastea. Zugleich wurde auch eine Separatausgabe (C) veranstaltet ohne die historische Einleitung, im übrigen mit demselben Titel und Motto (Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung, 1806). In der Taschenausgabe von 1827 (D) bildet der Cid den fünften Band der Werke zur schönen Litteratur und Kunst.

Die Drucke BC haben häufig Orthographie und Interpunktion von A, manchmal aber auch Wortformen und die Wortzusammensetzung geändert; namentlich geht C, durchaus nicht immer mit B gleichlautend, darauf aus das allgemein Übliche an Stelle des Eigentümlicheren zu setzen und die Orthographie konsequenter zu behandeln. Einigemale haben sie Druckfehler in A verbessert, dafür aber wieder (auch dies C öfter als B) neue und willkürliche Änderungen in den Text gebracht, die D, im allgemeinen auf B beruhend, noch vermehrte.

Von den noch lediglich auf diesen älteren Drucken beruhenden Ausgaben beanspruchte nur die von H. Düntzer (Der Cid. Nach spanischen Romanzen von J. G. Herder. Mit Einleitung, den abweichenden Lesarten und Erläuterungen. Leipzig, Dykische Buchhandlung) selbständigen kritischen Wert „als die erste genaue, fehlerfreie, dem Dichter gerechte". Indem der Herausgeber aber sich das Recht herausnahm, auch das zu verbessern, was Herders „eigene Ungenauigkeit verschuldet", hat er nicht selten das gebührende Maß überschritten (z. B. 820 ist ein ganz neuer Vers Düntzerschen Gepräges in den Text gesetzt), anderseits in der Angabe der Lesarten (A ist überhaupt nur einmal, zu 808, herangezogen) es an der nötigen Genauigkeit und Umsicht fehlen lassen.

Mein Text, dem für den ersten Teil A als der einzige von Herder

selbst besorgte Druck, für die Folge B zu Grunde gelegt war, mit Heranziehung der Vorlage teils zur Verbesserung von Fehlern (hierin waren bereits Köhler und Vögelin vorangegangen) teils zur Abwehr unberechtigter Änderungsgelüste, war samt der Einleitung und den Anmerkungen fertig, als Redlichs kritische Ausgabe im 28. Bande der Suphanschen Herder-Ausgabe (S. 399—548, vgl. 564 ff.) erschien. Sie macht natürlich auch für die Kritik des Cid Epoche; denn nicht nur beruht ihr Text „auf der besten Grundlage, der vollständig erhaltenen Reinschrift (a) des Dichters, deren erster Teil als Druckmanuskript für die Adrastea gedient hat" und mit deren Hilfe „sich die Fehler und willkürlichen Änderungen der Vulgataausgabe leicht beseitigen" ließen, auch der schon oben für andere Fragen herangezogene vollständig erhaltene Brouillon, aus dem der Herausgeber erwünschte Mitteilungen giebt, erweist sich für die Feststellung des Textes als ein neues nützliches Hülfsmittel. Genaues Studium derselben und Vergleichung mit meiner Arbeit brachte mir die Freude, mich nicht nur in den meisten Fällen, über die sich ohne das handschriftliche Material ins Reine kommen ließ, mit Redlich in willkommener Übereinstimmung zu finden, sondern auch mehrfach meine Aufstellungen und Vermutungen (z. B. 1752 die Besserung a u c h für a u f der Vulg. nach dem Frz.) ausdrücklich bestätigt zu sehen.

Für den ersten Teil wird allerdings, so schätzenswert es auch hier ist a zur Hand zu haben, noch jetzt A die kritische Hauptgrundlage bleiben müssen. Dies um so mehr, als sich zeigt, daß Herder noch im Drucke Änderungen angebracht hat, deren Grund sich in der Regel leicht erkennen läßt. So steht in a: 188 Ritterhandschuh (vgl. die Anm.); 190 Don R o d r i g o ganz in Stahl. (vgl. S. LII*)); 245 Durchstich; 248 die Tochter A] ein Weib auch (vgl. S. LIII); 275 Meines Hauses (Brouillon: Meines Vaters); 294 Einmal Die; 377 Verfolgung ewger Feindschaft,; 458 meines Standes; 571 damit; 599 Seines Stamms Religion; (vgl. frz. déserte . . . de sa Religion, de sa Patrie); 608 seiner Art —; 628 Meines Herrn. Sie taugen alle; 694 gekörnte (wie frz. des souliers grenés); 782 Binsen, (vgl. frz. et pour couvrir la terre des rues, c'étoient des jones, des feuillages, du doux romarin et des herbes fleuries.); 795 taumelnd (ein offenbarer Schreibfehler); 981 Die einen Gemahl mir gab.; 1182—4 Wartet sie auf Dessen Antwort, Der im Sterben war; des Vaters Und des Königs letztes Wort.; 1242 Reiß' ihn auch,. In allen diesen Fällen ist die absichtlich ändernde Hand des Dichters nicht zu verkennen, und auch Redlich folgt hier durchaus A. Das mahnt zur Vorsicht, und wo nicht offenbare Druckfehler in A vorliegen, wie 328 seinem (schon in C gebessert) und 1256 sprachet] sprechet, oder die Lesart von A auch sonst verdächtig ist, wie 807 vom (vgl. 3308 an a B, am C. 2365. 2384. 2738), 919 zum (vgl. 2290 zu a B, zur C), 892 Savoyen (frz. Savoie); 1245 kein Absatz A, hielt ich mich nicht für berechtigt mit Redlich a zu folgen und wahrte daher 765 (ver-

letze a und Vulg.), 844 (unser beider Reichs a) und, nach Legende 4, 65. Admet 712, auch 444 (dem, der a) die Lesarten von A.

Dagegen vom zweiten Teile an, wo A abbricht, hat natürlich a fortan als die einzige Grundlage des Textes zu gelten. Sie hat nicht nur manche Berichtigung desselben, die bereits B zu entnehmen war, bestätigt, sondern noch eine Anzahl neuer, z. T. sehr bedeutender eingebracht, wo schon B aus Ungenauigkeit oder Willkür gesündigt hatte, z. B. 1302, bisher in zwei Verse zerlegt, was Düntzer zu einer mir immer verdächtigen Änderung behufs Herstellung des fehlenden Reimes verleitet hatte. 1622 ff. vgl. Anm., 1752 auch] Vulg. „auf", 1789 „ihm treu", 2226 f. Grafen — trat] „Grafen Arias, Don Fernando, auf den Platz trat", eine willkürliche Änderung „durch eine falsch gelesene Korrektur der ursprünglichen Fassung" veranlaßt, die noch in a lautet: „Sohn des Grafen in die Schranken Trat, dem Sieger seiner Brüder, Seinem stolzen Blick begegnend Mit gelassner Festigkeit.", 2891 hier] Vulg. „hin", 3309 „Lehnherrn", 3453 „Männer", 3566 „Vergnügen", 4263 „Gormaz" u. a. Selbstverständlich wurden nicht nur diese aus der kritischen Ausgabe herübergenommen, sondern auch metrische Freiheiten (z. B. 2616. 4227) ja geradezu Fehler (1621. 1628. 3204), die nur Herder selbst verbessern konnte, mit ihr gewahrt. Dagegen offenbare bloße Schreibversehen, die aus a auch in die Drucke (auch A) übergegangen waren, können keinen Anspruch auf Schonung haben, namentlich wenn sie sich als solche noch dazu durch den Brouillon erweisen. Einige waren schon von andern an der Hand der Originale erkannt und verbessert worden, andere hat erst Redlich aufgedeckt und aus dem Brouillon erklärt (vgl. zu 1397). In einigen Fällen aber glaube ich nicht mit Unrecht an meiner Ablehnung gegen Änderungsvorschläge festgehalten zu haben. Auch Verstöße und Lesefehler oder Schwankungen in den Namen, hielt ich mich, sofern sie nicht namentlich durch den Brouillon sich als bloße Schreibfehler ergeben, nicht für berechtigt zu beseitigen, und ich war in diesem Punkte konservativer als die kritische Ausgabe. Wie in der ganzen Druckeinrichtung, so auch in Orthographie und Interpunktion müssen natürlich die allgemeinen Grundsätze der Sammlung zur Anwendung kommen, doch ist auch an die letztere nur mit möglichst vorsichtig schonender Hand gerührt worden; Sprachformen blieben grundsätzlich unverändert.

Die Aufnahme des Cid bei den Zeitgenossen, im engeren Freundeskreise wie von Seite der öffentlichen Kritik, war eine durchaus günstige. Gleich nach der ersten Probe in der Adrastea äußerte Knebel (24. V 1803. Von und an Herder III, 233 f.) brieflich seine Begeisterung für den „prächtigen Cid": abgesehen von seiner Vorliebe für diese Versart fühlte er sich durch den Inhalt „aufs neue überzeugt, daß nur historische Gegenstände, d. h. Facta, die hauptsächlichste Wirkung auf die Einbildungskraft thun, den meisten Reiz annehmen und daher vorzüglich Gegenstände der

Poesie sind". Es sei der Hauptmangel unserer deutschen Poesie, daß sie zumeist im Gegensatze zur griechischen „zu sehr bloß auf Empfindungen gegründet" sei, da wir „ja weder Geschichte noch Leben" hätten. Die Allgemeine Litteratur-Zeitung brachte in Nr. 320 des Jahrganges 1804 (von 7. November, IV, 313—318) ein gedrängtes Referat über das 5.—10. Stück der Adrastea, worin der Referent, so wenig er den theoretischen Auseinandersetzungen Herders über die epische Dichtung, namentlich über das Heilige in derselben, durchaus beistimmt, und wiewohl er findet, daß „die Versifikation nicht selten geschmeidiger, leichter und regelmäßiger sein könnte", gleichwohl bekennt, man lese „doch diese Bearbeitung des berühmten Gedichts, von dem wir bis jetzt noch keine Übersetzung haben, mit Vergnügen". Als aber das vollständige Gedicht erschienen war, rühmte Merkel im Freimütigen (1806, Nr. 22; Erinnerungen III, 156 ff.), es übertreffe „jede günstige Erwartung, die man davon hegen mochte". Während aber der Referent der Allgemeinen Litteratur-Zeitung unklar von dem „berühmten" Original Herders faselt, das zu bezeichnen ihm jedenfalls schwer gefallen wäre, betont Merkel ganz verständig Müller gegenüber, der in der Vorrede den Cid wie Herder selbst als eine Übersetzung bezeichnete, „der Ton" sei „freilich dem echten Charakter der altspanischen Romanze durchaus treu, aber der Geist . . . zu philosophisch edel, zu gebildet zart, als daß er auch dem Mittelalter angehören könnte", zu gleichmäßig und einheitlich für verschiedene Verfasser; hätte aber ein solches Werk in der spanischen Litteratur existiert, so müßte es längst bekannt, gewürdigt und übersetzt worden sein. Vielmehr habe Herder offenbar Romanzen, das Poema und Chroniken „nur benutzt um ein eignes Ganzes zu schaffen". Und dieses Ganze steht er nicht an als „hinfort unsterblich", als den „glänzendsten Beweis, den Herder je von seinem Dichtertalente gab, von dem hochstrebenden, genialischen Kosmopolitismus, durch den er so mächtig sich das Edelste jedes Zeitalters anzueignen vermochte, — und von seiner allumfassenden Gelehrsamkeit", als „einzig in seiner Art", ja als „eine der schönsten Früchte" zu bezeichnen, „welche die Universalität der deutschen Kunstbildung hervorgebracht" habe: „es gehöre den Deutschen und doch würden die Spanier, könnte es treu und wahr übertragen werden, ihr Eigentum daran reklamieren, die Nationalität ihres schönsten Zeitalters darin verklärt zu erkennen glauben". Auch der Rezensent der Göttingischen Gelehrten Anzeigen (1806 II, 1154 ff., 116. Stück v. 21. Julius) beginnt mit dem Lobe, Herder habe „die verschiedenen Gedichte, in denen der Cid besungen worden, . . . zu einem Ganzen verbunden, dessen Neuheit in Spanien selbst gefallen würde, wenn unsere Litteratur bis dort hinüber reichte". Indem er dann die „eigenen Schwierigkeiten" des Unternehmens aus jenen Gedichten „ein episches Ganzes zu bilden, die Verschiedenheit des Wertes und poetischen Charakters derselben, die teilweise verschiedene Behandlung derselben Anekdote in mehreren derselben, hervorhebt, gedenkt

er, zugleich entschuldigend, „einiger nicht gemeinen Romanzen, die Herder übersehn" habe, dagegen seien unter den bearbeiteten mehrere, die nach seinem Urteile „diese Ehre nicht verdienten". Besonders sei ihm aber „der Mangel des Reims und die viel zu moderne Diktion" aufgefallen. „Hier hätte die altväterische Sprache, deren sich die Partei unserer neuesten poetisierenden Kunstjünger am deutschen Parnasse [die Romantiker] mit grotesker Singularität bey jeder Gelegenheit befleißigt, ihre rechte Stelle gefunden." „Aber auch mit diesen Mängeln" ist ihm der Cid „ein vortreffliches und in seiner Art einziges Werk; ein so schöner Spiegel des alten spanischen Rittertums, wie es auch für den Historiker keinen gab; und in Deutschland besonders neu, da wir bisher kaum ein paar notdürftige Übersetzungen solcher Romanzen in unserer Sprache hatten." Mit dieser Beurteilung stimmt eine andre in der Neuen Leipziger Literatur-Zeitung (1807 II, 1194 f., 75. St. 12. Juni) sowohl in der Abneigung gegen die Romantiker, deren „Nachlallen der spanischen Dichtungsarten" der Cid als ein unerreichtes Muster gegenübergestellt wird, als in einzelnen Ausstellungen (übergangene Romanzen, moderne Diktion), ja er hat sie offenbar im Auge, wenn er „eine ganz altväterische Diktion" schon mit Rücksicht auf das geringe Alter einiger Originale „unschicklich" findet und „zwischen der affektierten 'Altertümlichkeit'" der Romantiker und der „ganz modernen Sprache" Herders einen richtigen „Mittelton" wünschte, ungefähr „wie ihn Bürger in einigen seiner Balladen traf". Zum Teil stimmt auch auf das Lob, der Cid sei „wenn gleich kein Originalwerk, doch eine geistreiche und in ihrer Art ganz neue Zusammenstellung und Bearbeitung der alten spanischen Romanzen", im übrigen betont dieser Beurteiler mehr den Charakter der Übersetzung und lehnt es als nicht der Mühe lohnend ab, mühsam Nachsuchungen anzustellen, „wie vieles Herder aus seinen eigenen Mitteln hinzugefügt hat", denn „poetischen Erfindungsgeist" habe er „durch diese Arbeit nicht zeigen" wollen. Indem er aber nicht unrichtig den mehr biographischen als epischen Charakter des Werkes hervorhebt, das „nicht mit dem Maßstabe der Epopöen gemessen werden" dürfe, gesteht er diesem „einfachen Cyklus von schönen Situationsgemälden" dennoch „eine Größe" zu, die „dem eigentlichen Epos nahe komme" und ein Ineinandergreifen, „daß der ganze Cyklus allerdings poetisch heißen könne". Schließlich entgeht ihm auch nicht, daß Herder, dem es „um die ästhetische Wirkung allein . . ., wenn er sich unter die Dichter stellte, nie zu thun" gewesen, „auch durch seinen Cid moralisch unterrichten" wollte, „indem er ein schönes Bild der edelsten Charaktergröße hinstellte"; geschadet habe diese didaktische Tendenz dem Werke übrigens nicht.

So die litterarische Kritik der Zeitgenossen. Bekannt ist, wie Goethe, dem sich Herder gerade, als er am Cid arbeitete, so sehr entfremdet hatte, daß er damit, wie wir sahen, ohne Zweifel auch ein Gegengewicht gegen dessen Balladendichtung beabsichtigte, in dem Maskenzuge zur Feier der

Anwesenheit der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna (18. Dezbr. 1818), wobei auf Anordnung der Erbgroßherzogin „einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt" werden sollten, das „Muster jedes Heldenpaares", Cid und Ximene, „zarter Liebe Musterbild", die Infantin Urraca, erscheinen ließ und den Inhalt kurz andeutend „jene den Deutschen so tüchtig als erfreulich überlieferte Romanzenreihe wieder zur Gegenwart" brachte.

Wen es aber weiter interessiert, die Stimmen der Litterarhistoriker, einheimischer und fremder, die mehr oder weniger darin übereinkommen, lobend oder tadelnd, je nachdem ihnen Treue oder Selbständigkeit des Bearbeiters höher steht, den deutschen Charakter des Herderschen Cid oder gar das darin zum Ausdruck gebrachte Herdersche Humanitätsideal hervorzuheben, in geschlossener Reihe zu vernehmen, findet sie bequem beisammen in Köhlers Schrift (S. 3—5). Ich begnüge mich, zur Ergänzung nur noch hinzuweisen auf das übereinstimmend günstige Urteil, das spezielle Kenner der spanischen Romanzenpoesie, wie Fr. Diez (Altspanische Romanzen besonders vom Cid und Kaiser Karls Paladinen Berlin 1821 S. 215 f.), Ferd. Wolf (Studien S. 308 f.) und V. A. Huber (Götting. gel. Anz. 1857 St. 40 S. 395) trotz zugestandener Mängel (wie „daß die ursprüngliche Einfalt in etwas Prunk und Spitzfindigkeit sowohl wie in der lässigen Sprache untergegangen" Diez) im ganzen über Herders Cid fällten, der doch „ein edles Werk" bleibe, „schon als sein Werk aus seinem großen Sinn eigentümlich hervorgegangen" (Diez), dessen „Totaleindruck ein richtiger und bleibender", der „trotz aller späteren in manchem genaueren und vielfach vollständigeren Übersetzungen auch für die Deutschen ein Volksbuch im höheren Sinn geworden" sei (Wolf), dessen Wirkung „dem deutschen Geiste ein wirkliches Lebenselement zu völliger Assimilation mitgeteilt habe" (Huber).

Allen diesen Urteilen liegt gemeinsam die irrige Voraussetzung zu Grunde, daß Herder, sei es mehr als Übersetzer, sei es mehr als freier Bearbeiter seinen Cid unmittelbar nach den spanischen Romanzen gestaltet habe. Verschuldet war sie zum Teil schon durch Herder selbst, noch mehr durch die Veränderung („Nach Spanischen Romanzen besungen"), welche Caroline am Titel vorgenommen hatte, wiewohl ihr, die sich mit dem Plane getragen zu haben scheint, dem Werke ihres Mannes Erläuterungen über dessen Verhältnis zu den Spanischen Romanzen beizufügen (Vorarbeiten dazu haben sich im Nachlaß gefunden), Wieland in einem Billet vom 9. März 1805, wenn sie dessen überhaupt bedurfte, den richtigen Weg wies (Suphans Herder-Ausgabe 28, 565). Mit der richtigeren Einsicht in den dargelegten wahren Sachverhalt ist auch die Beurteilung in ein neues Stadium getreten. Zwar das günstigere oder ungünstigere Gesamturteil wird dadurch freilich nicht ein anderes und auch die Gunst, welche das deutsche Volk gerade diesem Werke bewahrte, wird sich schwerlich dadurch beeinflussen lassen; aber wir können jetzt bis ins einzelne

mit Sicherheit erkennen, wie viel oder eigentlich wie wenig Herder von seinem Eigenen hinzugethan und was er doch auch wieder vielfach mit diesem Wenigen für die Wirkung geleistet; wir können jetzt beurteilen, was es mit jener vermeintlichen Deutschheit auf sich hat und um wie viel mehr französisch als deutsch oder spanisch dieser Cid in Wirklichkeit ist, und wir können uns jetzt auch Rechenschaft geben, woher es kommt, wenn wir eher „etwas Prunk und Spitzfindigkeit" oder Sentimentalität als einfache Größe erblicken, wenn ein reflektierendes Element sich noch immer mehr, als man wünschte, geltend macht, wenn im allgemeinen mehr geredet als gehandelt wird und alles mehr auf Entfaltung von Situationen als epische Entwickelung einer zusammenhängenden Handlung hinausläuft. Wir wissen aber auch wie viel namentlich an dem letzteren die spanische Romanzendichtung direkt oder indirekt selbst schon Anteil hat, wir blicken ja überhaupt durch die nächsten unmittelbaren Quellen hindurch in den großen Zusammenhang mit den älteren dramatischen und epischen Dichtungen bis an die Grenze, wo sich Sage und Geschichte begegnen, und können die wirklich uralten Züge bezeichnen, die sich reiner oder getrübter bis auf Herder fortvererbt haben. Wenn uns aber dieser nunmehr viel weniger selbständig erscheint als man glaubte, und in der That, wie schon jener Kritiker behauptete, „poetischen Erfindungsgeist durch diese Arbeit nicht zeigen wollte", so wissen wir ja auch, daß gerade auf diesem Grenzraine empfangender und schöpferischer Natur Herders eigentümliche dichterische Begabung liegt. Durch diese gab er überhaupt den Anstoß zu jener umfassenden, verständnisvollen Aneignung alles Schönen und Bedeutenden aus den verschiedensten Litteraturen, welche die deutsche Litteratur seither auszeichnet, und was er in seinen Volksliedern zuerst in weit größerem Umfange mustergültig versucht hatte, das leistete er zuletzt noch einmal in seinem Cid auf einem besondern Gebiete, auf das ihn seine Vorliebe hinführte. Und er begegnete damit einer verwandten Zeitstimmung und errang so eine über die Grenzen der schönen Litteratur hinausgehende Wirkung. Denn nicht nur in der Form, der Verbindung von einzelnen Romanzen zu einem Ganzen fand er Nachfolge (Fr. Schlegels Roland, Brentanos Rosenkranz, der Gedanke des alten Wieland, aus dem Tristan „eine Suite von Romanzen [wie Herder aus der Geschichte des Cid]" zu machen, K. A. Böttiger Litt. Zust. I, 262 kam nicht zur Ausführung), gerade diese seine Vorliebe für die spanische Litteratur und ihre Nachbildung und Verpflanzung auf deutschen Boden, selbst mit Herübernahme der von Herder so entschieden verschmähten Assonanzen, übernahmen die Romantiker von ihm und führten sie weiter, aber auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit der spanischen Romanzendichtung verdankte dem Interesse, das sein Cid erweckte, eine beachtenswerte Anregung, wie schon der Rezensent der ersten mustergültigen Sammlung in Deutschland, der Silva Jacob Grimms (Vienna 1815) in d. Götting. Gel. Anz. 1805 St. 193 S. 1917) und später F. Wolf (a. a. O.) ausdrücklich anerkannte.

Von Monographieen über den Cid begnüge ich mich die Schriften Mönnichs „Herders Cid und die spanischen Cidromanzen" (Tübingen 1854) und Niemeyers „Über Herders Cid" (Crefeld 1857) bloß anzuführen. Schon die Jahreszahlen zeigen, daß sie vor Köhlers Schrift fallen und den darin mitgeteilten Sachverhalt noch nicht kennen. Dies ist dagegen bereits der Fall bei den trefflichen zwar kurzen aber durchaus sachkundigen Erläuterungen, welche Caroline Michaelis zu der Cid-Ausgabe von Julian Schmidt (Leipzig 1868) beisteuerte. Außerdem sind zu erwähnen Düntzers Einleitung und Anmerkungen zu seiner oben besprochenen Ausgabe und sein in den „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern" (22. Bdchen.) erschienenes Schriftchen „Herders Cid erläutert von H. D." Zweite Aufl. (Leipzig 1874, die erste Auflage 1860 fällt noch vor Köhler). In beiden Arbeiten gewährt Düntzer in seiner Weise viel dankenswerte Belehrung, aber es begegnen leider auch viel Ungenauigkeiten und Versehen. Ich habe natürlich die Arbeiten meiner Vorgänger gebührend berücksichtigt, aber mich vor allem bemüht, die Quellen selbst zu nutzen, soweit sie mir, zum Teil durch Freundes Güte, zugänglich waren.

Der Cid.

Geschichte

des

Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar.

Nach spanischen Romanzen.

4. Ruy heißt *Rodrigo*. Übrigens muß kein Romanzensänger zum voraus *historisch* erzählen, was der Hörer aus der Romanze selbst, d. i. *romantisch* erfahren soll. Er höre. Wer kein Liebhaber der Poesie ist, beliebe die folgenden Romanzen als kleine Erzählungen, mithin *als Prose* zu lesen. Sie sind historisch. H

Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar, unter König Ferdinand dem Großen.

1.

Traurendtief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach.

An die Schmach des edlen alten
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigo's an Ruhme,
Die Abarko's übertraf.

Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe,
Da indes sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphiert.

Sonder Schlaf und sonder Speise
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht,

1. Das Kompositum Traurendtief wird nun auch durch Herders Handschrift gegen jedes Änderungsgelüste geschützt. Von den Beispielen aber, die Redlich damit vergleicht, ist nur das letzte (aus „ungedruckten Übersetzungen") „den rauschendsanften Bach" streng analog. — 4. Vgl. 103 f. — 6. In den spanischen Romanzen heißt nicht das Haus, wie Herder dem französischen (la maison de Laignez) folgend annimmt, sondern Diego als Nachkomme des Lain (vgl. 105 f.) Lainez. — 7 f. In der spanischen Romanze (C. M. II) wird das Haus des Diego bezeichnet als „ritterlich, reich (Var. edel) und alt vor Iñigo und Abarca" (fidalga rica (noble) y antigua Antes que I. [y] A.), was der Franzose wiedergiebt: La maison de L. étoit riche, noble, antique; passant celles des Ignigos et des Abarca; „an Ruhme" ist ein dem Französischen gegenüber naheliegender Zusatz Herders. Der Franzose redet deutlich (und so meint es jedenfalls auch Herder) von zwei Häusern, die man auf König Garzia Iñigo von Navarra (9. Jahrh.) und Sancho II. (970—976) genannt Abarca (Holzschuh, Bauernschuh) zurückführte; nach dem Spanischen ist es vielmehr ein einziges Haus, Iñigo y Abarca oder (bei Escobar) Iñigo Abarca. — 11. Genau: Gomez de Gormaz.

Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen, ihn zu trösten;
Denn der Atem des Entehrten,
Glaubt' er, schände seinen Freund.

Endlich schüttelt er die Bürde
Los, des grausam-stummen Grames,
Lässet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;

Bindet ihrer aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden;
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Mute
Freud' und Hoffnung wiedergab.

Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts;
„Vater," spricht er, „Ihr vergesset,
Wer Ihr seid und wer ich bin.

„Hätt' ich nicht aus Euren Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebotne Schmach." —

Strömend flossen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen;
„Du," sprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, bist mein Sohn.

„Ruhe giebt dein Zorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt dein Unmut!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unsres Hauses Feind

17. Franz. il refuse la parole à ses amis = span. Que antes les niega la fabla (er weigert sich zu den Freunden zu sprechen), den Gedanken von 16 wiederholend aber passender zu dem 19 f. angegebenen Grunde.

Hebe sich dein Arm!" — „Wo ist er?"
Rief Rodrigo, „wer entehret
Unser Haus?" Er ließ dem Vater
Kaum es zu erzählen Zeit.

12.

Angehört den Schimpf des Hauses,
Geht gedankenvoll Rodrigo,
Denkt an seine jungen Jahre,
Denkt an seines Feindes Macht.

„In Asturiens Gebirgen
Zählet Gormaz tausend Freunde,
Er in Königs Rat der Erste,
Er der Erste in der Schlacht."

Aber wenn er die dem Vater
Zugefügte Schmach bedenket,
Was bedeutet alles andre?
Recht will er vom Himmel nur.

Bravheit ist er seiner Ehre
Schuldig; schadet der die Jugend?
Für sie stirbt aus echtem Stamme
Selbst das neugeborne Kind.

Eilig langet er den Degen
Sich herab, den einst Mudarra
Führte, jener tapfre Bastard;
(Traurig hing der Degen da,

70. Mudarra (so richtig im Brouillon, Mudarda in A beruht auf einem Schreibfehler), ein in der spanischen Romanzenpoesie (A. Duran Romancero general N. 665 bis 694) vielbesungener, auch mehrfach von spanischen Dramatikern auf die Bühne gebrachter volkstümlicher Held, ist der uneheliche Sohn des Gonzalo Gustios (auch Bustos) de Lara. Gonzalos sieben eheliche Söhne, die Infanten von Lara, waren dem Hasse seiner Schwägerin und dem Verrat seines Bruders Ruy Velazquez zum Opfer gefallen, er selbst von diesem in die Hände des Almansor in Cordova geliefert worden, der ihn aber nicht tötet, sondern in ehrenvoller Haft behält. Mit dessen Schwester Axa zeugt er den Mudarra, der dann seine Halbbrüder und seinen Vater an dem Verräter rächt. Wie dessen Degen in den Besitz Rodrigos kommt, klärt Dichtung und Sage nicht auf, Mudarra aber ist ein passendes Vorbild für den seinen Vater rächenden Helden.

Als ob er, vor Alter rostend,
Seines Herren Tod betraure,)
Eh' er noch ihn an sich gürtet,
Redet er den Degen an:

„Dir gesagt sei es, du edler
Degen, daß ein Arm dich fasset,
Gleich des Bastards Arm! Und fühlest
Du, daß ihm noch Stärke fehlt;

„Rückwärts wird er niemals weichen,
Wenn er dich im Kampfe führet;
Edler, du von gutem Stahle,
Doch von besserm ist sein Herz.

„Wert wird dessen, dem du dientest,
Der sein, dem fortan du dienest;
Würd' er jemals unwert deiner,
Nun, so dienst du keinem mehr.

„Tief in seine Eingeweide
Birgt er dich — — Hinaus ins Freie!
(Rief er) denn die Stund' ist kommen,
Der gerechtsten Rache Zeit."

Heimlich daß es niemand wußte,
Ging er aus des Vaters Hause;
Und, noch war es keine Stunde,
Traf er seinen stolzen Feind.

3.

Auf dem Platze des Palastes
Traf Rodrigo auf Don Gormaz.
Einzeln, niemand war zugegen,
Redet' er den Grafen an:

„Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
Mich, den Sohn des Don Diego,
Als Ihr Eure Hand ausstrecktet
Auf sein ehrenwert Gesicht?

„Wußtet Ihr, daß Don Diego
Ab von Layñ Calvo stamme?
Daß nichts reiner und nichts edler
Als sein Blut ist und sein Schild?

„Wußtet Ihr, daß, weil ich lebe,
Ich sein Sohn, kein Mensch auf Erden,
Kaum der mächt'ge Herr des Himmels
Dies ihm thäte, ungestraft?" —

„Weißt du," sprach der stolze Gormaz,
„Was wohl sei des Lebens Hälfte? —
Jüngling!" „Ja," sprach Don Rodrigo,
„Und ich weiß es sehr genau.

„Eine Hälfte ist, dem Edlen
Ehr' erzeigen, und die andre,
Den Hochmütigen zu strafen;
Mit dem letzten Tropfen Bluts

„Abzuthun die angethane
Schande." — Als er dies gesagt,
Sah er an den stolzen Grafen,
Der ihm diese Worte sprach:

„Nun, was willst du, rascher Jüngling?" —
„Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz,
(Sprach der Cid) ich hab's gelobet!" —
„Streiche willst du, gutes Kind,

(Sprach Don Gormaz) eines Pagen
Streiche hättest du verdient."
O ihr Heiligen des Himmels!
Wie ward Cid auf dieses Wort! —

---

106. Layñ (so die Hs. und A, wahrscheinlich nach dem Franz. Anfang 15, wo aber Vög. 61 Layn druckt, für Lain, die folg. Ausg. Laynn) Calvo, vgl. Einleitung S. IV. — 109. weil, s. v. a. dieweil, solange. — 120. Nämlich des Hochmütigen, was im Französischen deutlicher ist. — 127. 132. Vgl. zu 465.

14.

Thränen rannen, stille Thränen
Rannen auf des Greises Wangen,
Der, an seiner Tafel sitzend,
Alles um sich her vergaß,

Denkend an die Schmach des Hauses,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren,
Und an seines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuversicht und Hoffnung;
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

Noch versenkt in tiefer Sorge,
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unterm Arme,
Und die Händ' auf seiner Brust,

Lang' ansieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd: „Iß, o guter Greis!"

Spricht er, weisend auf die Tafel;
Reicher flossen nun Diego
Seine Thränen. „Du, Rodrigo,
Sprachst du, sprichst du mir dies Wort?"

„Ja mein Vater! Und erhebet
Euer edles, wertes Antlitz."
„Ist gerettet unsre Ehre?"
„Edler Vater, er ist tot."

„Setze dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit dir speisen.
Wer den Mann erlegen konnte,
Ist der Erste seines Stamms."

163 f. Im Franz. und Span. heißt es eigentlich wortspielend mit tête (cabeza): wer ein solches Haupt besiegen konnte (span. trae, bringt) soll das Haupt (la principale tête) seines Hauses (span. in meinem Hause Haupt) sein.

Weinend knieete Rodrigo,
Küssend seines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angesicht.

15.

Heulen und Geschrei und Rufen,
Rossetritt und Menschenstimmen,
Mit Geräusch der Waffen tönte
Zu Burgos vor Königs Hof.

Niederstieg aus seiner Kammer
Don Fernando, Er, der König;
Alle Großen seines Hofes
Folgten ihm bis an das Thor.

Vor dem Thore stand Ximene;
Aufgelöst das Haar in Trauer,
Und in bittern Thränen schwimmend,
Sank sie zu des Königs Knie.

Gegenseits kam Don Diego
Mit dreihundert edeln Männern,
Unter ihnen Don Rodrigo,
Er, der stolze Castellaner.
Auf Maultieren ritten alle;
Er allein auf einem Roß.
Bisamhandschuh trugen alle,
Er allein den Reiterhandschuh;
Alle reich in Gold und Seide,
Er allein in Waffenwehr.

177. (Ximene,) Auszusprechen wie das Deutsche ch, nur mit einem stärkeren Hauch; nicht wie das Französische Chimène. H — 184. So erst die Reinschrift nach dem Span. Im Brouillon noch entsprechend dem Franz.: „mit dem Blutschwert in der Hand" (vgl. Einl. S. L und zu 188). — 187. Bisamhandschuh, parfümierte Handschuhe (vgl. DWB. II, 45 bisamen, parfümieren; „gebisemte Handschuhe moscho infecti"), also genau entsprechend den gants parfumés des Französischen, den guantes olorosos des Spanischen, die in der handschriftlich erhaltenen Übersetzung der spanischen Romanze durch „balsamsche Handschuhe" wiedergegeben sind. — 188. Noch im Brouillon wie im Franz.: „Don Rodrigo nackt die Hände", in aA (Ritterhandschuh a) unter Einfluß des Span. (guante mallado) geändert wie 184 (vgl. Einl. S. LII*)).

Und das Volk, den Zug ersehend,
Und der Hof, als an sie kamen,
Alle riefen: „Schaut den Knaben,
Der den tapfern Gormaz schlug.“

Rings umher sah Don Rodrigo
Ernst und fest: „Ist Euer Einer,
Den des Grafen Tod beleidigt,
Freund, Verwandter, wer er ist;

Sei’s zu Fuße, sei’s zu Rosse,
Stell’ er sich.“ Sie riefen alle:
„Dir mag sich der Teufel stellen,
Er nur, wenn es ihm beliebt.“

Ab von ihren Mäulern stiegen
Die dreihundert edle Knappen,
Ihres Königs Hand zu küssen;
Sitzen blieb auf seinem Roß

Don Rodrigo. „Steige nieder,
Sohn Rodrigo,“ sprach der Vater,
„Deines Königs Hand zu küssen“ —
„Wenn Ihr es befehlt, o Vater,
Eurethalben thu’ ich’s gern.“

16.

Mit zerrißnem Trauerschleier
Sprach Ximene jetzt zum König:
Thränen schwollen ihre Augen,
Wie war sie in Thränen schön!

Schön wie die betaute Rose
Glänzte sie in ihren Thränen;
Schöner blühten ihre Wangen,
Glühend in gerechtem Schmerz.

Ihre Worte singt der Sänger,
Doch nicht ihre Blick’ und Seufzer.
„König,“ sprach sie, „edler König,
Schaffe mir Gerechtigkeit.

„Er erstach mir meinen Vater,
Er erstach ihn, eine Schlange.
Meinen Vater, der, o König,
Denk' es, dir dein Reich beschützt!

„Meinen Vater, der von Helden
Stammte, die mit ihren Fahnen
Einst Pelagius, dem ersten
Christenkönig, folgeten.

„Meinen Vater, der den Christen-
Glauben selbst mit Macht beschirmte,
Ihn, das Schrecken der Almanzors,
Ihn, der Ehre deines Reiches
Ersten Sproß, in deiner Krone
Ihn, den ersten Edelstein.

„Recht nur fleh' ich, nicht Erbarmen;
Recht muß beistehn jedem Schwachen,
Unwert ist ein ungerechter
Fürst, daß ihm der Edle diene,
Daß die Königin ihn liebe,
Keines ihrer Küsse wert.

„Und du wildes Tier, Rodrigo,
Auf! Durchbohr' auch diesen Busen,
Den ich hier in tiefster Trauer
Dir eröffne. Mord' auch mich!

„Warum nicht die Tochter töten,
Der du ihren Vater raubtest?
Warum nicht die Feindin morden,
Die dir's jetzt und ewig sein wird?
Rache fodert sie des Himmels,
Und der ganzen Erde Rache,
Gegen dich!" — Rodrigo schwieg.

230. **Pelagius** (**Pelayo**), der sagenberühmte Führer der Westgoten, als diese sich nach der unglücklichen Schlacht bei Xeres de la Frontera (711) in die asturischen und cantabrischen Gebirge zurückzogen und dort ein neues christliches Reich gründeten. — 234. **Almansor**, (Al-mansûr, dem Gott Hilfe [Sieg] verleiht, Sieger), Beiname mehrerer arabischer Fürsten, hier als Gattungsname gebraucht.

Und des Rosses Zaum ergreifend,
Kehret langsam er den Rücken
Allen Feldherrn, allen Kriegern;
Wartend, ob ihm Einer folge;
Aber keiner folget' ihm.

Als Ximene dieses sahe,
Rief sie lauter noch und lauter:
„Rache, Krieger, blut'ge Rache!
Ich selbst bin des Rächers Preis."

7.

An der Tafel saß Fernando,
Zu Burgos im Königspalast,
Als Ximene, tief in Trauer
Und in Thränen vor ihm kniete.

Mit bescheidener Gebärde
Sprach sie jammernd diese Worte:
„König, eine arme Waise,
Komm' ich, suchend Euren Schutz.

„Eben starb auch meine Mutter,
Gramvoll, die mir unsres Hauses
Schmähung nachließ: denn der Mörder
Unsres Hauses lebet noch.

„Täglich darf er sich mir zeigen,
Der großsinnig-stolze Lainez,
Reitet täglich mir vor Augen,
Seinen Falken auf der Hand,

„Der mir meine Tauben würget
Alt und jung. Schau her, o König,
Sieh das Blut auf meiner Schürze,
Meiner jüngsten Taube Blut.

„Oft hab' ich's ihm untersaget;
Und was gab er mir für Antwort?
Lies, o König. Diese Zeilen
Sandt' er heute mir zum Hohn:"

An Donna Ximena.

Du klagest, Einzige, Verehrte, Schöne
Ximene,
Daß täglich dir mein Falk die Tauben
Komme zu rauben.
Sein Herr begleitet ihn —
O dürft' er kühn
Die einmal sehn, der auf so harte Art
Vom Schicksal und vom Falk er angemeldet ward

Als der König dies gelesen,
Stand er auf von seiner Tafel,
Schrieb sofort an Don Diego;
Heimlich sandt' er ihm den Brief.

Wissen will den vollen Inhalt
Don Rodrigo. „Nein! bei Gott nicht!
Und bei seiner heil'gen Mutter!
(Sprach er) lass' ich Euch, o Vater,
Euch allein nach Hofe ziehn.“

8.

Eingefallen in Castiljen
Waren Könige der Mauren
Fünf. Verwüstung, Lärm und Feuer,
Mord und Tod zog ihnen vor.

Über Burgos schon hinüber,
Montesdoça, Belsorado,
San Domingo und Naxara
Steht verheeret alles Land.

Weggetrieben werden Herden,
Schafe, Christen, Christenkinder,
Männer, Weiber, Knaben, Mädchen;
Jene weinen, diese fragen:
„Mutter, wohin ziehen wir?“

310. 332. 686. Montesdoça und Belsorado, Lesefehler für Montesdoca und Belforado.

Ruhmreich sammlen schon die Mauren
Ihren Raub, zurückzukehren;
Denn niemand begegnet ihnen,
Niemand, auch der König nicht.

Zu Bivar auf seinem Schlosse
Hörte diese Not Rodrigo;
Noch war er nicht zwanzig Jahre,
Doch an Mut war er ein Mann.

Auf sein Roß, es hieß Babieça,
Stieg er, wie hoch in den Wolken
Gott auf seinen Donnerwagen,
Und durchrannte rings das Land.

Die Vasallen seines Vaters
Bot er auf; sie waren alle
Angelangt zu Montesdoça
Und erwarten ihren Feind.

Guter Himmel! von den Mauren
Zog fortan nicht Einer weiter —
Aber die geraubten Herden,
Männer, Weiber, Christenkinder
Alle ziehen ihres Weges
Froh und frei. Die fünf gefangnen
Mohrenkönige — dem König
Don Fernando schickt Rodrigo
Die Gefangnen zum Geschenk.

---

326. Die richtige Namensform ist Babieca; Herder fand aber im Franz. bereits Babieça vor. Babieca bedeutet Dummkopf. Die Veranlassung zu dieser Benennung erzählt die Chronik des Cid (Kap. 3, ed. Huber S. 9 f.): Rodrigo bat seinen Taufpaten um ein Fohlen von seinen Stuten. Als dieser ihm alle Stuten mit ihren Fohlen zur Auswahl vorführte, wählte Rodrigo das häßlichste und sein Pate rief ärgerlich: Dummkopf (Babieca), Ihr habt schlecht gewählt. Rodrigo aber sagte: Das wird ein gutes Pferd werden und Babieca soll sein Name sein. — 340 ff. Eine Änderung Herders (vgl. Einl. S. XLVI), die aber in Widerspruch steht mit 395 ff., wo er der Überlieferung folgt. Das Franz. begnügt sich hier mit der Angabe, daß Rodrigo die Gefangenen seiner Mutter zum Geschenk macht. Die entsprechende spanische Romanze (C. M. XVIII) erzählt auch, daß er sie dieser übergab, fügt aber hinzu, daß sie freigelassen wurden, nachdem sie sich zu Vasallen bekannt, und daß sie ihm Tribut versprachen und nach ihrer Heimkehr ihr Wort auch erfüllten.

9.

Auf dem Throne saß Fernando,
Seiner Unterthanen Klagen
Anzuhören und zu richten;
Strafend Den und Jenen lohnend:
Denn kein Volk thut seine Pflichten
Ohne Straf' und ohne Lohn.

Als mit langer Trauerschleppe,
Von dreihundert edlen Knappen
Still begleitet, ehrerbietig
Vor den Thron Ximene trat.

Auf des Thrones tiefste Stufe
Kniete sie demütig nieder,
Tochter sie des Grafen Gormaz,
Hub sie so zu klagen an:

„Sechs Monate sind es heute,
Sechs Monate, großer König,
Seit von eines jungen Kriegers
Hand mein edler Vater fiel.

„Viermal kniet' ich Euch zu Füßen,
Viermal gabt Ihr, großer König,
Euer Wort mir, mir zusagend
Rächende Gerechtigkeit.

„Noch ist sie mir nicht geworden;
Jung und frech und übermütig
Spottet Eurer Reichsgesetze
Don Rodrigo von Bivar.

„Und Ihr schützt ihn, edler König,
Ihr: denn wer von Euren Männern
Seiner sich bemächtigt hätte,
Übel wär' es ihm gelohnt.

361 ff. Eigentlich nur zweimal (Romanze 6 und 7) und von einer Zusage des Königs wurde früher nichts erwähnt. Der Franzose hat diese kleinen Unebenheiten arglos aus dem Spanischen herübergenommen und auch Herder ließ sie stehen.

„Gute Kön'ge sind auf Erden
Gottes Bild. Die Ungerechten
Sind undankbar ihren treuen
Dienern, nähren Faktionen,
Haß, Verfolgung, ew'ge Feindschaft,
Seufzer und Verzweifelung.

„Denkt daran, o großer König,
Und verzeihet einer Waise,
Der die Klag' auf ihren Lippen
Schmerzlich Euch ein Vorwurf wird."

„Was Ihr spracht, sei Euch verziehen,"
Sprach der König; „doch Ximene,
Gnug geredet und nicht weiter.
Euch erhalt' ich den Rodrigo;
Wie um seinen Tod Ihr jetzo,
Werdet bald Ihr um sein Leben
Und um seine Wohlfahrt flehn."

10.

Nie erscholl ein Ruhm gerechter,
Größer nie, als Don Rodrigo's:
Denn fünf Könige der Mauren,
Mauren aus der Moreria,
Waren ihm Gefangene.

Und nachdem er mit Vereidung
In Vasallenpflicht und Zinspflicht
Sie genommen, sandt' er alle
Wieder in ihr Land zurück.

Als nach sieben langen Jahren
(Nie wär' er von ihr gewichen)
Don Fernando jetzt die feste
Stadt Coimbra, fest durch Mauren
Und durch Türme überwand,

393. Moreria, das von Mauren (Arabern) bewohnte Land, zunächst Mauritanien in Nordafrika, dann auch, was hier gemeint sein wird, das im Besitz der Mauren befindliche südliche Spanien. — 395. Vgl. zu 340.

Weihet' er der Mutter Gottes
Die prachtvollste der Moscheen;
Hier in diesem heil'gen Tempel
Hielt Rodrigo Ritterwacht.

Hier mit eignen Königshänden
Gürtet ihm das Schwert der König;
Und die Königin, sie führet
Selber ihm den Zelter zu.

Die Infantin, Donna Uraka
Schnallt' ihm an die goldnen Sporen:
„Mutter," sprach sie, „welch ein Ritter!
Einen schönern sah ich nie!

„Glücklich ist das Bauermädchen,
Die ihn ohne Scheu des Vorwurfs
Unanständig niedrer Sitte,
Lang' anschauen nach Gefallen,
Ohne Scheu ihn sehen darf.
Glücklicher ist die Gemahlin,
Die ihm zuführt seine Mutter,
Ihm, dem Schönsten, den ich sah."

Also sprach die Königstochter,
Doch nicht mit der Rosenlippe;
Tief nur im verschwiegnen Busen
Sprach also ihr stilles Herz.

11.

„Edler Ritter, Don Rodrigo,
Jung und kühn und klug und tapfer,
Strafe dich mit Schmach der Himmel,
Daß du mir mein Herz bekämpft!
Kühner! ohne zu bedenken,
Wer du bist und wer ich bin.

412. Uraka, so schreibt Herder gewöhnlich, die richtigere Form Urraka erscheint nur 1257. — 422. seine Mutter: ihre nach dem Franz.: Heureuse la noble épouse qui sera conduite par sa mère à ce chevalier charmant. — Nr. 11. Die Infantin Donna Uraka spricht hier. H

„Daß du eine Stadt bezwungen,
Daß fünf Könige der Mauren
Du in deine Fesseln zwangest,
Daß den stolzen Grafen Gormaz
Du in früher Jugend schlugest;
Macht dich dieses so verwegen?
Welcher Spanier, o Ritter,
Thät' es nicht? und wohl noch mehr!

„Edel zwar bist du geboren,
Auszuüben schöne Thaten:
Dem, wer einzig seine Pflicht thut,
Dem ist keinen Dank man schuldig;
Und gebührt er dir, so wisse,
Diese Pflicht ist nicht die Meine;
Sie ist meines Vaters Pflicht.

„Wenn ein Mangel an Vermögen
Mich dir anzunähern scheinet,
Mich, die meine Königs-Abkunft
Über dich so hoch erhebt;
O so wisse, Königstöchter
Sind deswegen arm an Gütern,
Weil der Adel ihres Stammes
Ihnen mehr als Reichtum gilt.
Armut ist an mir kein Flecke;
Sie ist meiner Hoheit Ruhm.

„Reich, das weiß ich, ist Ximene,
Darum ist's, daß du sie liebest;
Nein! nicht darum: denn, Rodrigo,
Unrecht will ich dir nicht thun.

434. Nach dem Zusammenhange müßte man an Coimbra denken, deren Eroberung aber 399 ff. nicht unmittelbar Rodrigo zugeschrieben wird (noch weniger in der spanischen Romanze C. M. XXIX, wo vielmehr ein Wunder S. Jagos mit im Spiele ist). Daß der Franzose, dem die Unebenheit eigentlich zur Last fällt, an Calahorra dachte, das Rodrigo für Ferdinand I. erkämpfte (C. M. XXIV), ist kaum glaublich, ebensowenig, daß er die Inhaltsangabe der Chronik des Cid zu Kap. 14 (Huber S. 324) im Auge hatte: „Wie der König Fernando Coymbra einnahm durch den Rat des Rodrigo von Bivar" (nämlich eine Wallfahrt nach S. Jago zu unternehmen).

Sie auch liebt dich — Nun so liebet!
Mir macht es den kleinsten Kummer,
Daß der Cid Ximenen liebt.

„Eines reichen Grafen Tochter
Gnüget dir, du kleiner Ritter;
Ich bin arm — bedarf ein edler
Diamant, bedarf er Gold?

„Schön bist du; wie einst Narcissus.
Weise; Salomon war weiser.
Edel; deren giebt es viele.
Tapfer; Spanien erziehet
Keine Memme, Don Rodrigo.
Reich; das sind so viele Narren.
Weit berühmt; das waren viele
Mehr als du, und starben dennoch,
Eingehüllet in die Tücher
Menschlicher Vergessenheit.

„Ritter, wenn dein eigner Spiegel
Dir nur deine Schönheit vorhält:
So tritt her vor meinen Spiegel,
Er erniedert deinen Stolz.
Geh dann hin zu deinesgleichen,
Ritter; eine Königstochter
Blicke nur mit Ehrfurcht an."

Also sprach die eifersücht'ge
Königstochter, Donna Uraka;
Und der Cid, er stand und schwieg.
Denn sie liebt' ihn tief im Herzen;
Und als sie nun ausgeredet,
Fuhr sie fort mit ihrer Nadel
Ihm zu näh'n die schönste Schärpe,
Die er — nicht begehrete.

---

465. der Cid: Anticipation des in Romanze 18 (V. 938) erst Erzählten, die sich Herder bereits 127. 132 u. ö. mit seiner Quelle als Erzähler, hier ohne den Vorgang des Franzosen und, was bedenklicher, im Munde der Infantin gestattet. — 470. Narcissus soll hier als Ideal der Schönheit der Rodrigos gegenübergestellt werden, wie 471 Salomon seiner Weisheit; im Französischen ist das deutlicher: „N. war es auch"; vgl. auch Einl. S. LIV.

12.

In dem blühnden Ostermonat,
Da die Erde neu sich kleidet,
Da die weiß-behaarte Mutter
Sich wie eine Fee verwandelt,
In die schönste junge Nymphe;

Da lustwandelte der König
Von Castiljen, Don Fernando,
Er mit seinem ganzen Hofe
Vor Burgos im schönen Thal.

Und von seinem ganzen Hofe
Nahm er keinen als Rodrigo
Hin zu einer Silberquelle,
Glänzend schöner als Kristall;
Mit ihm sprach er an der Quelle;
Aller Augen sahn ihn sprechen,
Aber keines Ohr vernahm,
Was zu Cid der König sprach.

Dies sprach er: „Ich lieb' Euch, Ritter;
Jung seid Ihr und brav und tapfer;
Aber noch nicht welterfahren,
Und am wenigsten versteht Ihr
Euch aufs weibliche Geschlecht.

„Alle wollen sie regieren,
Und regieren denn auch wirklich;
Leider wir sind nur ihr Werkzeug;
Unsre männlichsten Gedanken
Oft zerstörte sie — ein Weib.

„Gleich als hätte Gott zuletzt noch
In sein schönes Haus, die Schöpfung,
Deshalb nur die Frau geführet,
Daß durch sie und für sie alles,
Alles je geschehen sollte,
Sonder Schein, daß sie es thut.

„Junger Mann, die Frauen kennen
Ist dir nützlich; dieses Wissen
Übersteiget jedes andre;
Doch zu weithin — forsche nicht.

„Dir sonst könnt' es auch so gehen,
Wie dort jenem alten Weisen;
Weil er ihn nicht fassen konnte,
Stürzet er sich in den Schlund.

„Das Geheimnis ist — der Weiber
Macht auf unsre Männerherzen.
Dies Geheimnis steckt in ihnen
Tief verborgen, Gott dem Herren,
Glaub' ich, selber unerforschlich.
Wenn an jenem großen Tage,
Der einst aufsucht alle Fehle,
Gott der Weiber Herzen sichtet,
Findet er entweder alle
Sträflich oder gleich unschuldig;
So verflochten ist ihr Herz.

„Ungeheur ist die Entfernung
Zwischen einem Mann und Mädchen,
Und durchaus zum Vorteil dieser,
Junger Mann, weißt du warum?

„Darum! Männer gehen vorwärts;
Und das Weib — es sieht sie kommen.
Er veranschlagt; sie begegnet
Seinen Planen — weißt du wie?

„Sieh dort jenen leichten Vogel,
Der von Zweig zu Zweige hüpfet,
Necken wird er lang den Jäger,
Der ihm folget Schritt vor Schritt.

533. Aristoteles soll sich in den Euripus gestürzt haben, weil er die Ursache der Ebbe und Flut nicht zu ergründen vermochte (vgl. Zeller, die Philosophie der Griechen 3. Aufl. II, 2, 40, Anm. 4).

„Vor dem Angesicht des Eigners
Wird er seine schönsten Früchte
Naschen, weil er ohne Waffen
Ihn da vor sich stehen sieht;
Und was haben gegen Weiber
Wir, die Männer, wohl für Waffen?
Deshalb dann regieren sie.

„Und hiebei ist keine Ausnahm;
Jede gleicht hierin der andern.
Junger Mann, der Weisheit Regel
Rät, sich zu vermählen — nie.“

Also sprach zu Cid der König,
Der dadurch ihn prüfen wollte;
Hört, was er antwortete:

13.

An dem Rand' der Silberquelle,
Als der König ausgesprochen,
Nahm der Cid also das Wort:

„Freilich bin ich jung, o König,
Für die Regeln alter Weisheit;
Aber das Gesetz der Ehre
Zu verstehen, nicht zu jung.

„Denn aus gutem Blut erzeuget
Und genährt in guter Schule,
Spricht die Ehre mir: Erhalten
Muß ein Edler sein Geschlecht;

„Muß dem Vaterlande dienen,
Muß in Rat und That dem Herren
Hold und treu sein und gewärtig,
Muß ihm beistehn mit Gewicht,

„Dazu also einen Namen,
Einen hohen Baum sich pflanzen,
In des Schatten auch der Fremde
Ruh' und Schutz und Rettung sucht.

„Muß der Kirche, muß dem Staate
Kinder geben, die ihm gleichen;
Dies ist mein Gesetz der Ehre,
Das Vermählung mir gebeut.

„Wer das heil'ge Band der Ehe
Flieht, o König, der verleugnet
Feige, wie ein Überläufer,
Väter und Religion;

„Er zerreißt den Zaum der Ehre,
Trennt das Band, das ihn an Menschen,
Das an sein Geschlecht ihn knüpfet,
Und an andere Geschlechter;
Dafür wird er hart gestraft.

„Den entlaufenen Verächter
Straft Verachtung aller Edeln;
Jedermann erscheint er nutzlos
Und unwürdig seines Stamms —

„Was das Regiment der Frauen
Anbetrifft, o großer König,
So ist meine Meinung dies.

„Sie regieren wie die Diener
Über fehlerhafte Herren.
Wer zur Decke seiner Mängel
Ihrer nicht vonnöten hat;
Gegen eine Welt von Feinden
Ist er stark, und stehet sicher.
Sonderlich im Punkt der Ehre
Gab kein Weib dem Mann Gesetze;
Durft' auch nie ihm solche geben;
Das Vergnügen ist ihr Feld.

„Und da mögen sie regieren;
Sie verstehn darauf sich besser,
Besser, dünkt mich, als die Männer —
Dies ist meine Meinung, Herr.

„Und was anlangt ihre Gleichheit,
Unterwerf' ich mich der Meinung
Meines Lehnherrn. Alle taugen
Nicht, sobald der Mann nicht taugt.

„Also nehm' ich's gegen alle
Auf, zu Roß und auch zu Fuße;
Nur behaupt' ich, jedes Weibes
Fehler ist des Mannes Schuld.

„Eine Bitte noch, o König,
Vor dem Ende des Gespräches:
Zur Vermählung mit Ximenen,
Waise jetzt des Grafen Gormaz,
Bitt' aus königlicher Gnade
Ich mir die Bewilligung."

An dem Rand der Silberquelle
Gingen jetzt sie aus einander,
Don Fernando und der Cid.

14.

Rodrigo.

In der stillen Mitternacht,
Wo nur Schmerz und Liebe wacht,
Nah' ich mich hier,
Weinende Ximene,
(Trockne deine Thräne!)
Zu dir.

Ximene.

In der dunkeln Mitternacht,
Wo mein tiefster Schmerz erwacht,
Wer nahet mir?

630 ff. Rodrigo macht sich anheischig im ritterlichen Kampfe die Wahrheit der 628 f. ausgesprochenen Überzeugung zu erhärten, daß alle nicht taugen, sobald der Mann nicht taugt, aber mit der Einschränkung, daß dann eben die Schuld nicht das Weib, sondern den Mann trifft. So erklärt sich wohl hinlänglich das „Nur behaupt' ich", das Düntzer „einen falschen Gegensatz zu bilden scheint".

Rodrigo.

Vielleicht belauscht uns hier
Ein uns feindselig Ohr;
Eröffne mir —

Ximene.

Dem Ungenannten,
Dem Unbekannten
Eröffnet sich zu Mitternacht
Kein Thor.
Enthülle dich;
Wer bist du, sprich!

Rodrigo.

Verwaisete Ximene,
Du kennest mich.

Ximene.

Rodrigo, ja ich kenne dich.
Du Stifter meiner Thränen,
Der meinem Stamm sein edles Haupt,
Der meinen Vater mir geraubt —

Rodrigo.

Die Ehre that's; nicht ich. Die Liebe will's versöhnen.

Ximene.

Entferne dich! Unheilbar ist mein Schmerz.

Rodrigo.

So schenk', o schenke mir dein Herz;
Ich will es heilen.

Ximene.

Wie? Zwischen dir und meinem Vater, ihm!
Mein Herz zu teilen? —

Rodrigo.

Unendlich ist der Liebe Macht.

Ximene.

Rodrigo, gute Nacht.

15

Als der König Don Fernando
Von Rodrigo und Ximenen
Beider Wort und Treu' empfangen,
Zu vergessen allen Haß,

Und deshalb sich vor dem guten
Frommen Bischof Luyn Calvo
Zu vermählen — denn die Liebe,
Sie allein verzeihet ganz —

Gab er, um den Cid Ximenen
Gleichzumachen an Vermögen;
Valduerna und Saldaña,
Belsorado und San Pedro
De Cordoña gab er ihm.

Herrlich ging am Hochzeittage
Auf die Sonne. Don Rodrigo,
Abgelegt die Waffenrüstung,
Kleidet sich mit seinen Brüdern
Hochzeitlich und fröhlich an.

Echt-walloner Pantalone,
Mit Scharlach gezackte Schuhe,
Fein an Leder; zween Stifte
Hefteten sie fest und enge
An den kleinen, netten Fuß.

Jetzo zog er an die Weste,
Eng' anliegend, ohne Borten:
Dann die schwarze Atlas-Jacke,
Wohlgepufft, mit weiten Ärmeln;
(Wenig hatte sie sein Vater

680. Luyn ist ein durch die Ausgaben von A an durchgehendes Schreibversehn Herders selbst für Lain oder Layn. Zum Bischof macht ihn erst der Franzose, während die zu Grunde liegende spanische Romanze, welche allerdings von der Verlobung in Gegenwart Lain Calvos erzählt, den Namen des Bischofs nicht nennt (C. M. XIX, 4. 47), eine andre aber (C. M. XX, 6) ausdrücklich den Bischof und Lain Calvo unterscheidet. — 686. Vgl. zu 310. — 687. Cordoña (so hier und 2459 und 3962 Hs. und Drucke), ein Versehen für Cardeña, wie von 4034 an wenigstens in der Hs. durchaus richtig steht.

Nur getragen.) Auf den Atlas
Fiel von ausgezacktem Leder
Breit anständig das Kollett.

Und ein Netz von goldnen Fäden
Eingewirkt in grüne Seide
Schloß sein Haar ein. Auf dem Hute
Von Cortrayer feinem Tuche
Hob sich eine Hahnenfeder,
Wunderbarlich hoch und rot.

Schönbefranzt bis auf die Hüfte
Reichet ihm die Jazerine;
Und um seine Schultern spielet
Ausgeplüscht ein Hermelin.

Und der unverzagte Degen,
Tizonada war sein Name,
Er, das Schrecken aller Mauren,
Hängt in schwarzen Sammetbändern,
An dem festen tapfern Gurt.
Ausgezackt, gefaßt mit Silber,
War der Gurt; ein feines Schnupftuch
Wohlgefaltet hing an ihm.

So gekleidet ging der edle
Cid, begleitet von den Brüdern,
Hin zum weiten Kirchenplatz,
Wo der König und der Bischof
Und die Herrn des Hofes alle,
Mit Ximenen ihn erwarten,
Mit Ximenen, seiner Braut.

709. Courtray (Kortryk) in Belgien (Westflandern), berühmt durch seine Tuchfabrikation. — 713. Jazerine, ein Panzerhemd aus feinem Stahl. — 717. Das Schwert heißt sonst gewöhnlich und auch hier in der spanischen Romanze Tizona oder Tizon (Feuerbrand); die Form Tizonada (neuspanisch Tizonazo, Schlag mit einem Feuerbrand) entnahm Herder hier wie 2506 dem Franz. (Tizonade), das für diese wie einige andere Stellen dieser Romanze noch eine zweite spanische Romanze benützt hat (C. M. XXI, 37 y la Tizonada espada). Wenn übrigens die Romanzen dieses Schwert, das der Cid erst von Bucar gewann (3763 f. Einl. S. XIV), ihrem Helden hier und sonst (C. M. XXVI, Vög. 110 entsprechend H. 1348, C. M. CXLVI, Vög 322; zu H. 3970) schon vor dem Kampfe mit Bucar geben, so sehen wir eben durch diesen epischen Brauch den Eigennamen bereits auf dem Wege zu seiner heutigen appellativischen Bedeutung (Schwert).

Sittsam stand sie da, Ximene,
Von elastisch-feiner Leinwand
Puffte ihre Flügelhaube;
Von dem feinsten Londner-Tuche,
Wohl garniert war ihre Kleidung,
Die von Schultern zu den Füßen
Barg und zeigte ihren Wuchs.
Auf zwei rosigen Pantoffeln
Stand als Königin sie da.

Ihren Hals umschlang ein Halsband;
An ihm hingen acht Medaillen,
Einer Stadt an Werte gleich;
Und die reichste unter ihnen,
Den Sankt-Michael darstellend,
Schwer von Perlen und Juwelen,
Hing Ximenen an der Brust.

So begaben die Verlobten
Zum Altar sich; vorm Altare,
Eh der Braut die Hand er reichte,
Sah er mit dem Blick der Liebe
Und sprach zu ihr, tiefbeschämt:

„Fräulein, einen Mann von Ehre
Leider hab' ich Euch getötet:
Denn es wollt' es Ehr' und Pflicht.
Diesen Mann geb' ich Euch wieder,
Und was Ihr mit ihm verloret,
Vater, Freund, Verwandte, Diener,
Alles geb' ich Euch, mit allem
Mich Euch, Euren Ehgemahl."

Aus zog er den kühnen Degen
Vorm Altare, kehrt zum Himmel
Seine Spitze: „Mich zu strafen,"
Sprach er, „diene dieser da,

752. Wohl Mißverständnis des Franz.: je l'ai tué en homme d'honneur „ich habe ihn (Euren Vater) getötet als Mann von Ehre".

Wenn mein lebenlang den Eidschwur
Ich verletzte, Euch zu lieben,
Und Euch alles zu ersetzen,
Wie ich Euch vor Gott gelobt. —
Und nun auf, mein guter Onkel!
Leon Calvo, segnet uns."

16.

Vom Altar und aus der Kirche
Zog die Hochzeitfeier prächtig.
Don Rodrigo und Ximene,
Stattlich an Ximenens Seite
Ging der König, der Vermählten
Vormund; an Rodrigos Seite
Ging der fromme gute Bischof;
Dann der Herren langer Zug.

Wohl durch einen Ehrenbogen
Ging der Zug hin zum Palaste.
Ausgehängt aus allen Fenstern
Hingen goldgestickt Tapeten,
Und den Boden deckten Zweige,
Frische Kräuter, Rosmarin.

Auf den Straßen, auf den Gassen
Längs hinan bis zum Palaste
Tönet in getrennten Chören,
Unter Saitenspiel und Zimbeln,
Glückwunsch, Freud' und Lustgesang.

769. Leon (Hs. und A) ein Schreibversehen Herders wie Luyn 680, was die späteren Ausgaben auch hier einsetzen. — 772. Redlich streicht diesen Vers, der nach seiner Ansicht „in a durch Versehen stehen geblieben von der ursprünglichen Fassung: Aus der Kirche zog nun prächtig her die ganze Hochzeitfeier: Don Rodrigo und Ximene, Don Fernando der Vermählten Vormund, und der gute Bischof, Und die Herrn und alles Volk". Aber es ist doch nicht wahrscheinlich, daß ein solches Versehen in A, wo doch manches andre geändert wurde (vgl. Einl. S. LIX), stehen geblieben wäre, und bei der von mir hergestellten Interpunktion von A (BC setzen nach 771 [;], nach 772 [.] und nur diese Interpunktion giebt Redlich an 426, 3) macht der V. auch keine Schwierigkeit, wodurch sich der Fall auch von 1397 unterscheidet. — 774. der Vermählten: Ximenens (de la mariée).

Alvar Fannez, (unter allen
Freunden Cids ihm stets der erste)
Jetzt, von Dienern reichbegleitet,
Und geschmückt mit schönen Hörnern,
Zeigt er prächtig sich als Stier.

Antolin auf einem Esel,
Ihn gleich einem Rosse tummelnd;
Martin Pelaëz mit Blasen
Voller Erbsen, die er auswarf,
Allem Volk zur lauten Lust.

Herzlich lacht darob der König,
Gab dem Pagen, der den Damen
Zum Erschreck den Teufel spielte,
Eine Handvoll Maravedis,
Auszuwerfen unters Volk.

Also führete der König
Sich zur rechten Hand Ximenen;
Und die Königin empfing sie,
Hinter ihr die Herrn von Hofe;
Froh und freier ward der Zug.

Weizen warf man aus den Fenstern,
Daß der Hut des Königs selber,
Daß Ximenens Busenkrause
Dicht und voll von Weizen lag.
Körn nach Körnchen las der König
Selbst ihn aus Ximenens Krause
Vor der Kön'gin Angesicht.

802. Maravedi (nach Engelmann Glossaire de mots espagnols et portugais dérivés de l'Arabe, Leyde 1861 von dem arab. Adj. morābitī: almoravidisch), eine kleine Münze der Dynastie der Almoraviden (morābitīn). — 806. Liegt hier ein Mißverständnis des Franz. vor, wo die Königin zur andern Seite (der vom König geführten Ximene) geht? (Le roi conduisoit Ch. par la main; la reine étoit de l'autre coté. Im Spanischen ist es ebenso.) — rechten in 805 und der ganze V. 808 sind Zusätze Herders. — 813. Körn (d. i. Körn', wie im Brouillon steht, oder Körn-) nach Körnchen, (so die Hs. und die ältesten Drucke, Korn erst seit 1827), so viel als Körnchen nach K. Beispiele dieses Gebrauchs bei Herder, die sich mehren ließen, gibt Redlich zu $^{428}{}_{219}$; vgl. Leg. 2, 77. 13, 88. 16, 24. 23, 62. 106. 109. Ged. 39, 5.

Alvar Fannez, der es ansah,
Rief als Stier: „Wohl möcht' ich lieber
Statt des Kopfes meines Königs
Jetzt besitzen seine Hand."
„Gebt ihm einen Korb voll Weizen,"
Sprach der König, „und Ximene,
Angelanget im Palaste,
Ihr umarmt ihn für den Scherz."

Aber von Ximenens Seele
War das taumelnde Gelächter
Weit entfernt; sie ist zu glücklich,
Als daß sie sich lustig zeige.
Mehr spricht ihr gerührtes Schweigen,
Als die lautste Fröhlichkeit.

17.

Zu dem hochverehrten Sitze
Pedros, den der Bischof Victor
Damals einnahm, trat der Deutschen
Kaiser, (Heinrich war sein Name)
Klagend trat er so vor ihn:

„Gegen König Don Fernando
Von Leon und von Castiljen,
Heil'ger Vater, klag' ich hier.
Jede Christenmacht erkennet
Mich für ihren Herrn und Kaiser;
Er verweigert mir die Ehre,
Er verweigert uns Tribut.

„Zwingt ihn dazu, heil'ger Vater,
Zu Erhaltung, wie des Glaubens,
So auch unsrer beider Reich'."

820. Im Franz. und Span. läßt ihm der König einen schönen Helmbusch (panache) geben: ich glaube hier weniger an eine Verwechslung mit panier (Korb) als an eine Änderung Herders: der König belohnt den ihm wohlgefälligen Scherz, indem er den ausgesprochenen Wunsch, freilich in einem andern Sinn, berücksichtigt.

Drohende Befehle sandte
Victor jetzt zu Don Fernando,
Einen Kreuzzug ihm ankündend,
Wenn er nicht dem heil'gen Stuhle
Und dem Kaisertum der Deutschen
Ehr' und Gaben willigte.

Lange stand Castiljens König
In Gedanken; wohl erwägend,
Wenn die Sache fürder schritte,
Die Gefahren seines Reichs.
Alle rieten nachzugeben,
Nachzugeben größrer Macht.

Nur der Cid (er war abwesend;
In der ersten Zeit der Liebe
Schlummernd an Ximenens Brust.)
Aber als er von der Botschaft
Und von Königs Rat gehöret,
Eilt' er und sprach zu ihm so:

„Ach zum Unglück Eures Reiches
Wäret Ihr geboren, König,
Wenn, so lang Ihr lebt, ein andrer
Hier geböt' in Eurem Reich!

„Nimmermehr soll es geschehen,
Solang' Ihr lebt und ich lebe.
Denn, o König, jede Ehre,
Die Euch Gott gab, zu erhalten,
Ist uns, Euren Dienern, Pflicht.
Wer Euch anders riet, o König,
Riet Euch sonder Überlegung,
Und vermindert Euren Ruhm.
Fodert sie heraus, die Droher,
Die Ausfodrung ist des Königs;
Die Ausführung ist des Kriegers;
Fodert sie; ich nehm' es auf.

„Denkt, o König, und bedenket,
Wir erwarben Euch Castilien,
Wir mit Ehre, Gut und Blut;
Eher gäb' ich auch mein Leben
Hin, eh' diese fremden Wespen
Zehren sollen unsre Beute,
Ernten unsrer Siege Frucht.
Denn, o König, gebt Ihr ihnen
Etwas, o so bleibt Euch — Nichts."

Und so führt der unverzagte
Cid zehntausend wackre Männer
Durch die Alpen hin ins Feld.
Ihm entgegen zog Graf Raimond
Von Savoye, mit vielen Rossen,
Doch der Cid, er schlug den Grafen,
Macht' ihn selber zum Gefangnen,
Und nur gegen seiner Tochter
Geiselschaft gab er ihn los.

Auf der Welt das schönste Fräulein,
Ward sie Königes Geliebte,
Und der Sohn, den sie erzeugten,
Ward der Kirche Kardinal.

Auch der König der Franzosen
Sandt' dem Cid ein Heer entgegen,
Das er schnell zerstreuete;
Da er dann mit seinen Tapfern
In Italien also waltet,
Daß in Eile Papst und Kaiser,
Beide des Tributs vergessend,
Botschaft senden zu Fernando,
Nur den Cid hinwegzuziehn.

Und so kehrete der Feldherr
Stolz zurück mit seinen Tapfern.
Seine königliche Rechte

890. Durch die Alpen: eine Verwechslung mit den „Pässen von Aspa" (los puertos de Aspa) in den Pyrenäen, deren sich bereits der Franzose schuldig machte.

Reicht ihm dankend Don Fernando;
O wie war der Cid so fröhlich
Über seines Königs Dank!

18.

Gen Zamora, wo der König
Eben Hof hielt mit den Edeln,
Kamen maurische Gesandte
Zu Rodrigo von Bivar.

Von fünf Königen der Mauren,
Die er einst in Pflicht genommen,
Waren sie die Abgesandten,
Ihm zu reichen den Tribut.

Hundert Pferd' Araberstammes,
Edle Rosse, drunter zwanzig
Weiße, zart wie Hermelin;
Zwanzig apfelfarbne graue,
Dreißig rote, dreißig braune,
Allesamt mit reichen Decken
Überlegt und stolz gezäumet.

Für Donna Ximena brachten
Reichen Schmuck sie an Juwelen,
Zwei kostbare Hyacinthen;
Auch zwei Kisten Seidenstoffe,
Ihren Knappen zur Livrei.

Ehrerbietig wie Vasallen
Naheten sie ihrem Lehnherrn,
Nannten ihn Gebieter Cid.
„Freunde," sprach der Cid, „ihr irret,
Wo mein Herr, der König, hofhält,
Bin ich selber ein Vasall.
Der Tribut, den ihr mir bringet,
Er gehöret meinem Herrn."

938. Cid (Said) heißt Herr, Gebieter, Befehlshaber. H

„Sagt,“ erwiderte der König,
„Euren Herren, daß ihr Lehnherr
Kein Monarch zwar sei, doch leb’ er
Mit Monarchen. Ich besitze
Nichts, was ich nicht ihm verdanke,
Meinem Feldherrn, eurem Cid.“

Also kehrten die Gesandten
Rückwärts, ohne recht zu wissen,
Wer Vasall und König sei.

19.

Sehnlich wartete Ximene
In den Sälen ihres Palasts,
Sehnlich harrt’ sie auf Rodrigo:
Denn die Stunde der Entbindung
Naht, die grausamsüße Stunde;
Ihres Lebens, wie sie hoffet,
Freudenreichster Augenblick.

Eines Morgens, (es war Sonntag)
Meldeten sich ihr die Schmerzen,
Und es badet sich in Thränen
Ihr bescheidnes Angesicht.
Seufzend nimmt sie ihre Feder,
Manche, manche zarte Klage,
Mehr als tausend liebevolle
Bitten schreibt sie dem Gemahl,
Den sie wohl erweichen könnten,
Wenn die Ehre nicht in Felsen
Wandelte der Helden Herz.

Nochmals nimmt sie jetzt die Feder,
Und mit neuer Klag’ und Seufzen
Schreibt sie auch an ihren König,
An den edelsten der Welt:

952. Im Franz. (Zusatz des Bearbeiters) wissen sie nicht, wen sie bewundern sollen, den Vasall oder den König (ne sachant lequel admirer du Vassal ou du Roi).

„Guter, weiser, großer König,
Sieghaft und gerecht und bieder,
Eure Dienerin Ximene
Klaget vor Euch über Euch.

„Scherz nur war es, Don Fernando,
Eurer königlichen Laune,
Die mir den Gemahl einst gab.
Denn wohl wenig junge Frauen
Waren weniger vermählet
Als ich bin; verzeiht, o König,
Und allein durch Eure Schuld.

„Diesen Brief schreib' ich in Burgos,
Wo mein Leben ich verwünsche,
Und auch Euch viel Böses will:
Denn von den Geboten Gottes
Welches giebt Euch Recht, o König,
Ehgenossen, also lange
Sie zu trennen und so oft?

„Welches giebt Euch Macht, o König,
Mir aus einem zarten Manne,
Artig, liebenswert, bezaubernd,
Aller Welt zum wüsten Schrecken
Einen Löwen zu erziehn?

„Sechs Monate, Tag' und Nächte,
Haltet Ihr ihn fest im Zügel;
Und wohl einmal kaum im Jahre
Sieht er seine Gattin, mich.

„Und wie kommt er? Blutgebadet,
Bis zu Füßen seines Pferdes;
Wenn ich dann mit meinen Armen
Ihn umfange, schläft er ein;

„Träumet wie ein Wildbeseßner
Schlachten, Kämpfe. Kaum noch taget
An dem Firmamente drunten
Der Aurora frühster Strahl,

„Ohne mich nur anzuschauen,
Ob ich wache, ob ich schlafe,
Springt er auf. Mit welchen Thränen,
Großer Gott, empfing ich ihn!
Vater wollt' er mir und alles,
Vater und Gemahl mir sein!
Alles fehlet der Verlaßnen
Jetzo, Vater und Gemahl.

„Thut Ihr dies, um ihn zu ehren,
König; des bedarf er nicht.
Längst war er der Vielberühmte;
Eh' am Kinn der Bart ihm sproßte,
Waren Könige der Mauren
Fünf ihm schon Gefangene.

„Königlicher Herr, den letzten
Augenblick erwart' ich bald;
Bald wird er Euch Nachricht geben —
Und ich fürchte fast, die Thränen,
Die dem Vater ich vergossen,
Schadeten vielleicht dem Kinde,
Das an meinem Herzen schläft.

„Guter König, also schreibet
Mir in Eures Herzens Sprache,
Wollt Ihr den Gemahl mir senden?
Oder wollt Ihr, daß die Gattin
Eures ehrenvollsten Feldherrn
Ihm den Erstgebornen bringe,
Einen Waisen, vaterlos?"

1036 f. Im Franz. (das Span. hat nichts dergl.) schärfer: se délivre durant son absence, comme une fille dont l'enfant n'auroit pas de père (niederkomme in seiner Abwesenheit, wie ein Mädchen, dessen Kind keinen Vater hätte). Redlich erinnert zu dieser von vielleicht allzu zarter Feinfühligkeit veranlaßten Änderung an Herders Brief an Gleim vom 8. Juni 1783 (Von und an H. I, 93), worin sein am 1. Juni in seiner Abwesenheit geborner Sohn Emil Ernst Gottfried „als ein vaterlos geborener Knabe" bezeichnet wird.

Nachschrift.

„Und noch Eins, o guter König,
Werfet meinen Brief ins Feuer,
Daß nicht Eurer Höfling' Einer
Ihn belache! Denkt daran.

„Und auch daran, Don Fernando,
Daß statt meines Ehgemahles
Mir nur seine alte Mutter
Blieb, die mir zur Seite schläft."

20.

Zehn Uhr war's am frühen Morgen,
Als der König seinem Schreiber
Rief, und foderte Papier.
Mit vier Punkten und dem Zuge
Paraphiert er Kreuz und Namen,
Und also antwortet er:

„Edle, sittsame Ximene,
Meinen Gruß Euch ehrerbietig,
Meine Hochachtung und Gunst.

„Ihr beklagt um den Gemahl Euch
Gegen mich, Donna Ximene;
Wenn ich ihn zum Nachteil Eurer,
Mir zur Lust zurückbehielte,
Klagtet Ihr mit vollem Recht.
Aber da die Heidenkriege,
Die auf meinen Grenzen stürmen,
Ihn rückhalten, ist es meine,
Oder ist es seine Schuld?

1049 f. Gemeint ist ein Kreuz mit vier Punkten und der Namenszug, wie sie auf Urkunden erscheinen. — 1062 f. Die natürlichste Auffassung scheint mir zu sein: „so ist es weder meine noch auch seine Schuld". Die Erklärung Düntzers: „des Cid Schuld ist es, daß er die Heidenkriege noch nicht zu Ende gebracht, womit es freilich dem Könige nicht ernst gemeint ist" scheint mir gezwungen. Im Franz. (und Span.) heißt es einfach: so thue ich Euch kein so großes Unrecht.

„Daß er nicht in Euren Armen
Stets geschlafen, dies beweiset,
Edle Donna, Euer Brief.
Also glaub' ich auch der Furcht nicht,
Daß Ihr einen vaterlosen
Säugling in dem Schoße tragt.

„Drängt ihn nicht, zurück zu kommen,
Euren Ehgemahl; er hörte,
Auch an Eurer Seite hört' er
Mit Unlust die Kriegsschalmei.
Und wenn er nicht Feldherr wäre,
Saget mir, was wär't Ihr beide?
Edelmann und Edelfrau.

„Hatt' er Könige der Mauren
Fünf als Jüngling zu Vasallen;
Wollte Gott, er hätte deren
Fünfmal fünf: denn um so minder
Hätte Feinde jetzt mein Reich.

„Kann er also nicht, Ximene,
Bei Euch sein im Augenblicke,
Wo Ihr ihn so sehnlich wünscht,
So erlaubt mir, edle Mutter,
Daß ich seinen Platz vertrete:
Denn ich glaub' es, nur der König
Ist für ihn des Platzes wert.

„Euren Brief sollt' ich verbrennen?
Sehen sollen ihn die Lacher
Meines Hofes tiefbeschämt.
Daß Ihr meinen nicht verbrennet,
Zeichne ich ihn zum Kontrakte,
Und verbinde mich, Ximene,
Ist's ein Sohn, den Ihr gebäret,
Geb' ich Zelter ihm und Degen,
Mit zweitausend Maravedis,
Ihm, dem Ritter, zum Geschenk.

Ist es eine Tochter, setz' ich
Vierzig Mark an gutem Silber,
Vom Geburtstag' an, ihr aus.

„Und so lebet wohl, Ximene.
In der Stunde Eurer Schmerzen
Helf' Euch die hilfreiche Mutter,
Aller Himmel Königin."

Nachschrift.

„Eben kommt, ich hör' ihn kommen,
Euer ernster, lauter Feldherr,
Mir die Lektion zu lesen,
Daß ich nicht zu Felde bin."

21.

Ehren, Glück und Macht und Güter,
Aller Ruhm und Pracht der Erde,
Eine leichte Wasserblase
Seid ihr, auf dem Lüftchen schwebend
Einen kurzen Augenblick.

Don Fernando, er, der Große,
(Und mit Recht so zubenamt)
Spaniens Monarch und Kaiser,
Liegend auf dem Todesbette,
Seine letzte Stund' erwartend,
Denkt er nur der Ewigkeit.

Ausgeteilet hatt' er alle
Reich' und Güter seinen Söhnen. —
Welche Stimme schallt auf einmal
In den traurigen Gewölben
Des Palastes? Der Infantin
Donna Uraka Stimme ruft.

1117. Kaiser: diesen Titel führte Fernando seit 1056 wirklich, aber weder das Französische noch die spanische Romanze gedenkt desselben. Im Brouillon lauteten die V. 1115 bis 1122 noch „Ferdinand, der große König, Als er auf dem Todesbette Lag, die letzte Stund' erwartend, Ausgeteilet hatt' er seine Reiche unter seine Söhne" (vgl. Einl. S. LII).

Weinend tritt sie vor den König,
Traurend tief im Trauerschleier,
Nahet sich dem Bett des Vaters,
Fällt aufs Knie vor seinem Bette,
Die verehrte Hand ihm küssend,
Flehet sie ihn also an:

„O mein Vater, unter allen
Göttlich-menschlichen Gesetzen
Nennet mir, was Euch verbindet,
Eure Töchter für die Söhne
Zu enterben? Ausgeteilt
Habt Ihr Eure Reich' und Länder
Meinen Brüdern und vergaßet,
Vater, und vergaßet mich.

„Also bin ich Eure Tochter
Nicht, Señor: denn wenn ich's wäre,
Wär' ich auch nur Euer Bastard,
Hätte, meiner zu gedenken,
Euch erinnert die Natur.

„Hab' ich, königlicher Vater,
Diese Schmach um Euch verdienet,
Nun so nennet meine Schuld.
Nennet Ihr sie nicht, was werden
Fremde Völker von Euch sagen?
Sagen alle edle Männer,
Wenn sie von dem Unrecht hören,
Das Ihr, stets gerechter König,
Einer Unbescholtnen thut?

„Männer, in die Welt eintretend,
Bringen, Güter zu erwerben,
Kräfte sich und Ansehn mit.
Was sie sich erwerben konnten,
Müßigen zu hinterlassen,
Hieße das nicht, edler Vater,
Seine Söhn' erniedrigen?
Aber sagt: was kann die Tochter?

Was kann sich ein Weib erwerben?
Hingeworfen auf die Erde,
Hat sie nichts als des Gehorsams,
Als des Dienens niedern Lohn.

„Wenn Ihr mich enterbet, Vater;
Ohne Land und ohne Boden,
Muß ich in die Fremde flüchten,
Muß — Verzeiht ein hartes Wort mir,
Eure Härte zu verbergen,
Muß die Tochter Euch verleugnen;
Weil Ihr sie verleugnetet.

„Wohl, so geh' ich dann als Pilgrim
In die Welt; in meinen Adern
Wallet königliches Blut.
Dessen fürcht' ich zu vergessen,
Weil mein Vater es vergaß."

Also sprach mit lautem Weinen
Die Infantin Donna Uraka.
Als sie ausgeredet hatte,
Wartete sie auf die Antwort
Ihres Vaters, der im Sterben
War, des Königs letztes Wort.

22.

Königen den Mund zu schließen,
Darf es oft nur eines Weibes
Freier Rede. Don Fernando,
Eine Beute jetzt des Todes,
Hörend seiner Tochter Klagen,
Hatte Kraft genug zu seufzen
Über ihre stolze Kühnheit;
Aber kaum genug der Kräfte,
Zu antworten. Lange sucht' er
Worte, bis er also sprach:

„Tochter, flössen Eure Thränen,
Die Ihr jetzt um eitle Güter
Weinet, so um Euren Vater;
Sie verlängerten, ich glaub' es,
Selber noch mein Leben jetzt;
Aber da Ihr, stolze Tochter,
Hier vor meinem Todesbette
Nur um Erdegüter weint,
So bedenkt, was nehm' ich jetzo
Sterbend mit mir aus der Welt?

„Und ich dank' es meinem Schöpfer,
Daß er mir, Euch zuzureden,
Euch zu reinigen die Seele,
Kraft noch und Vermögen schenkt.
Graden Weges geht zum Himmel
Jetzo, hoff ich, meine Seele;
In dem Feuer Eurer Worte
Litt sie ihre Läutrung schon:
Denn bedenket es, o Tochter,
War die Stunde meines Scheidens,
Mich noch also zu betrüben,
Ein erles'ner Augenblick?

„Eurer Brüder Reich' und Güter
Neidet Ihr, und wollt nicht sehen,
Daß mit dem Besitz ich ihnen
Auch auflege Pflicht und Last;
Pflicht, die Länder zu beschützen,
Last, sie weise zu regieren,
Alles des bedürft Ihr nicht.
Sie vielleicht sind arm bei vielem,
Ihr bei wenigem die Reiche:
Denn Personen Eures Standes,
Denen niemand gleich sich schätzt,

1212. Der Franzose und die spanische Romanze (C. M. XLV), welcher Herder hier näher steht als jenem (1211 entspricht genau V. 28: el fuego de tus palabras), sprechen deutlicher vom Fegefeuer, dessen Stelle ihre Worte vertreten sollen (elle, sc. mon âme, a fait son purgatoire par le supplice de t'avoir entendue; span. me ha sido purgatorio el fuego de tus palabras).

Was bedürfen sie für Reichtum,
Als, ihr Leben hinzuleben,
Eines Klosters Einsamkeit.

„Freilich seid Ihr meine Tochter,
Denk' ich, aber eine eitle;
Wohl dacht' ich an Eitelkeiten,
Als ich Euch erzeugete.
Euch trug eine edle Mutter;
Aber eine böse Amme
(Denn das zeigen Eure Reden)
Säugte Euch mit schlechter Milch.

„Drohet Ihr, in fremde Lande
Euch zu flüchten; wer, o Tochter,
So der Zunge läßt den Zügel,
Reißet auch der Ehre Zaum;
Längst hatt' er ihn schon zerrissen,
Als er so verwegen sprach. — —

„Leichter wird mir's, die Verwirrung
Eures Kopfes zu gedenken,
Tochter, als daß meines Blutes
Also Euer Herz verdarb.

„Euch die Schwestern sollten Eure
Brüder (dieses war mein Wille)
Unterhalten; jetzt befehl' ich,
Um mit mir den Segen aller
Meiner Kinder mitzunehmen,
Jetzt befehl' ich — höret mich:

„Arm will ich Euch nicht verlassen,
Seit Ihr, was Ihr sprachet, spracht.

1242 ff. Wenn dieser Vorwurf durch 1167—1178 vielleicht nicht ganz gerechtfertigt und zu hart scheint, so trägt die Schuld daran, daß schon der Franzose an jener Stelle die Worte seines Originals abgeschwächt hat. Im Spanischen knüpft die Infantin an ihren Entschluß als Pilgerin in die Welt zu gehn (1174) gleich die wortspielende Bemerkung: „aber achtet darauf, daß die Wallfahrerinnen (romeras) zuletzt manchmal zu öffentlichen Dirnen (rameras) zu werden pflegen" (noch entschiedener redet sie in einer andern Rom. C. M. XLIV). Diese Äußerung hat der Franzose unterdrückt und nur einige Zeilen vorher steht eine schwache Andeutung: (bedenkt) daß es gefährlich ist mich der Gefahr auszusetzen, zu thun, was ein aller Mittel entblößtes (dépourvue) Weib thut. Herder hat auch dies gestrichen und so bleibt nur noch 1177 (vgl. Einl. S. L).

Edel ist dein Blut, Urraka,
Doch ich kenne Dein Geschlecht.
Also meine Stadt Zamora
Laß ich Dir, die wohlverwahrte,
Wohlbevölkerte. Dich werden
Tapfre Männer in ihr schützen,
Und Dir solche Ehr' erzeigen,
Daß der Ehre zu gedenken
Du durch sie gezwungen wirst.
Ob mich Deine jüngste Schwester
Gleich mit keinen Bitten anging,
Setz' ich ihr, wie dir Zamora,
Das Gebiet von Toro aus.

„Dieses ist mein ernster Wille:
Und wenn meiner Söhne Einer,
Euer Erbteil Euch zu rauben
Je gedenkt, dem geb' ich meinen
Schwersten väterlichen Fluch."

Alle, die den König also
Reden hörten, sprachen: „Amen!
Fluch dem Räuber seiner Schwestern!
Schrecklich treff' ihn Tod und Fluch!"
Don Garzia, Don Alfonso
Sprachen Amen; doch Don Sancho,
Er allein in der Versammlung
Vor dem Bett des Vaters — schwieg.

1258. Im Franz. deutlicher: „aber du bist ein Weib und ich weiß, bis zu welchem Punkte die Verwegenheit eines Weibes geht (et je sais jusqu'à quel point une femme est déterminée; im Span. kurz: aunque eres noble mujer, eres muy determinada, wiewohl du ein edles Weib bist, bist du sehr verwegen). — Auf Romanze 22 folgt in der Adrastea V, 2, 239 f. folgende

„Nachschrift.

Da die Fortsetzung der Geschichte Cids, die eben hier den Knoten gewinnet, durch weitere Unterbrechungen, (wie es in einer Zeitschrift doch sein müßte) zuviel verlieren würde: so sei hier die Meldung gnug, daß der ganze Cid, (wohl das erhabenste Romanzen-Epos, das existieret,) nachdem dem Uebersetzer glücklicher Weise die erwünschtesten Hülfs-mittel zu Händen gekommen, in seinem trefflichen Zusammenhange und den noth- (S. 240) wendigen Erläuterungen unabgetrennt ans Licht treten werde. In Frankreich hat man den Cid das erste tragische Sujet genannt; daß er das erste epische sei, wird sich zeigen."

Über die hier erwähnten „erwünschtesten Hülfsmittel" vgl. Einl. S. XLI. LVIII. Für den glücklichsten tragischen Stoff hat in Frankreich den Cid der Abbé Trublet erklärt und Lessing führt dessen Äußerung im 53. Stück der Dramaturgie an.

Geschichte Cids, Grafen von Bivar, unter König Don Sancho, genannt der Starke.

23.

Lärm und Schlachten, Blut und Feuer,
Kriegesstimmen allenthalben,
Trommeln, Pauken und Drommeten
Schallen in Castilien laut.

Denn kaum hatte mit den Brüdern
Seines Vaters Sarg Don Sancho
Mitbegleitet an die Gruft;
Steigt er auf sein Roß, und blasen,
Blasen läßt er allenthalben
Gegen seine Brüder Krieg.

Die Vasallen seines Reiches
Bot er auf; nicht seine Rechte
An der Brüder Land zu prüfen;
In das Treffen sie zu führen,
Rief er sie bei Ehr' und Pflicht.

„Ach, Rodrigo," sprach Ximene,
„Also hast du sie beschlossen,
Meine Leiden;
Eins von beiden
Soll ich missen, Eins aufgeben—
Wohl mein Leben,
Oder mindstens die Geduld.

„Meiner Treue mich zu rühmen
Stehet mir nicht an; der Liebe
Ist treu sein die schönste Pflicht.
Nur wie dürft Ihr mir, der Treuen,
Mir der Liebenden, Rodrigo,
Von so langem Abschied sagen?

„Ach beschlossen ist's, beschlossen,
Eins von beiden
Soll ich meiden —
Eins aufgeben —
Wohl mein Leben,
Oder mindstens die Geduld.

„Wenn ich Euch verehrend liebe,
Denkt Ihr nicht daran, Rodrigo,
Daß die Zeit ja alles, alles
Rückwärts führe? Daß im Herzen
Auch der tiefsten Liebe Wurzel
Sterbe, wenn man sie nicht pflegt.
Zwar ist dies Euch keine Drohung:
Denn in Worten wie in Thaten
Kann Ximene den Rodrigo
Nie beleid'gen. Eifersüchtig
Könnte sie als Kind nur — sterben.

„Ja, es ist, es ist beschlossen!
Eins von beiden aufzugeben,
Die Geduld oder mein Leben.

„Undankbare Männerherzen!
Euch entflammt der Weiber Leichtsinn;
Die Beständigkeit des Weibes
Tötet eurer Liebe Glut.
Kennten wir euch recht, ihr Männer,
Würden wir euch je vertraun?
Sprich mir auf dein Herz, Rodrigo,

1323. ist, s. v. a. es soll für Euch keine Drohung sein (im Franz. deutlicher ce n'est pas pour vous menacer).

Denkst du noch an jene Schwüre,
An die süße Schmeicheleien,
An die Thränen und Gelübde,
Die du einst mir treu gelobt?
Alles ist dir aus der Seele,
Aus dem Herzen dir verschwunden,
Wie ein Lüftchen überm Sande
Hat die Zeit es fortgeweht.“ —

Zärtlich küssete Ximenens
Angesicht der tapfre Feldherr,
Schwur ihr auf den Griff des Degens,
Schwur ihr, treu zurückzukommen,
Sei's lebendig oder tot.

24.

Lange führeten die Brüder,
König Sancho in Castiljen,
In Gallizien Don Garzia
An der Reiche Grenzen, Krieg.
Endlich trafen sie zusammen;
Und von beiden Seiten fielen
Tapfre Männer, bis Don Sancho,
Sancho selbst gefangen ward.
Nahe war's, daß, der mit Unrecht
Krieg begonnen, ihn mit Schande
Endigte: denn unter allen
Streitenden war König Sancho
Wohl an Leibeskraft der Stärkste,
Doch der Feigeste an Mut.

Alvar Fannez, er, der erste
Freund des Cid, kaum sieht den König
Er gefangen, drängt' er stürmend
An den Platz des Unglücks ein.

1354. An der Reiche Grenzen, mißverstanden für „wegen ihres Erbteils“ (sur leurs partages).

„Laßt den König, ihr Verräter!"
Ruft er wütend, und sie flohen
Die harten Asturier.

Frei stand also König Sancho.
Doch die Schlacht, sie war verloren;
Übrig waren dem Befreiten
Kaum sechshundert Castiljaner;
Wie? sechshundert Castiljaner?
Für die ganze weite Erde
Sind sie gnug, wenn Cid sie führt.

An kommt er. Auf seinem Rosse,
Als ihn Sancho kommen siehet,
Ruft er laut zu seinem Heer:
„Auf! von neuem in das Treffen.
Bald ist jetzt das Schlachtfeld unser:
Denn der Cid ist da! Willkommen
Cid! Ihr kommt zu rechter Zeit."

Ernst antwortet ihm Rodrigo:
„Und Ihr, Herr, zu sehr unrechter
Trafet Ihr auf diesen Platz.
Besser wäret Ihr am Grabe
Eures Vaters stehn geblieben,
Betend, mit gefalt'nen Händen;
Als im ungerechten Kriege
Mit dem Bruder einzuernten
Eures Vaters harten Fluch.

„Ungern nehm' ich Don Garzia
Jetzt gefangen; für die Ehre,
[Und doch muß ich's, für die Ehre,]

1371. Genau genommen gehört Asturien zu dem Anteil Alfonsos. Herder fand die Asturier bereits im Französischen vor, wo die Noblesse Asturienne noch einmal bei der Gefangennahme des Garzia (1410 f.) erwähnt wird. — 1397. Dieser Vers, der unleugbare Schwierigkeiten macht, ist offenbar zu tilgen nach dem Vorgange Redlichs, der richtig erkannte, daß derselbe sich nur durch ein Versehn in die Reinschrift eingeschlichen hat aus der ältern Fassung, nach der 1395 ff. lautete: „Ungern nehm' ich Euren Bruder Don Garzia bald gefangen; Und doch muß ich's für die Ehre, Für den Frieden, für die Pflicht." Da V. 1397 aber doch einmal in a und in der Vulgata steht, so begnügte ich mich ihn in [ ] zu setzen. (Wer ihn um jeden Preis retten wollte, dem bliebe nichts übrig als nach 1396 etwa (;) zu setzen, was ich wollte, ehe ich den erst durch Redlich dargelegten Sachverhalt kannte; die Interpunktion nach 1396 ganz zu tilgen, wie J. Schmidt thut, führt nur zu einer unmöglichen Wortstellung.)

Für den Dienst muß ich es thun;
Muß ihn nehmen, oder sterben,
Als ein Kriegsmann. Euch, o König,
Bringet hier in diesem Felde
Weder Sieg noch Niederlage
Ruhm; Euch schändet dieser Krieg."

Eben trat Garzia singend
Auf den Kampfplatz, tief-unwissend
Was geschehn war und geschah.
Stracks erklangen die Drommeten,
Die Drommeten und die Zinken,
Neue Brüderschlacht begann.

Und in Mitte seiner Edlen
Ward Garzia bald gefangen;
„Ach, was thut Ihr, edler Cid?"
„König, was für Euch ich thäte,
Wenn Ihr mein Gebieter wäret.
Jetzt will es das Schicksal also;
Unterzieht Euch ihm, wie ich."

25.

Als Don Sancho seinen Bruder,
Den gefangenen Garzia,
In den festen Turm von Luna
Eingesperret — wie ein Sperber,
Der den ersten Raub gekostet,
Jetzt nach reicherm größerm Raube
Dürstet und nach wärmerm Blut;
Warf auf seine jüngste Schwester
Sancho sich; er schleppt' Elviren,
Wie die schwache Taube wehrlos,
Aus dem ihr verlieh'nen Toro
Gen Burgos ins Kloster hin.

Jetzt entblößet Don Alfonso,
König von Leon, die Spitze

Seines Degens und verkündet
Laut der Welt und offenbar:
„Aus Ehrfurcht für seinen Vater,
Und sich selber zu beschützen,
Unternehm' er diesen Krieg;
Doch nicht gegen seinen Bruder,
Einzig gegen den Beschützer
Eines niederträcht'gen Räubers;
Der Beschützer heiße Cid.
Denn," sprach er, „die Bösen müßten
Abstehn von den Frevelthaten,
Wenn zu solchen kein Rechtschaffner
Ihnen diente: denn der Beste
Wird im Dienst der Bösen schlecht."

„Rede jetzt," sprach König Sancho,
„Perle meines Reiches, rede.
Ziehet er nicht gegen mich?"

„Gott ist's, der uns alle richtet!"
Sprach der Cid. „Doch wollt Ihr's wissen,
König und mein Herr! So sag' ich:
Euer Bruder, weil er Recht hat,
Eilet er vorjetzt — zum Unglück."

„Auf! zu Waffen!" rief Don Sancho,
„Fliegt, ihr Fahnen! Fliegt, Paniere!
Seht, es kommen die Leoner!
Löwen der Standarten kommen,
Doch nicht Löwen, die sie tragen;
Und wir haben für sie Türme,
Türm' und Schlösser zum Gefängnis."

„Auf!" fiel Cid ihm in die Rede,
„Auf! weil man an mich dann will!"

1443. denn u. s. w., der logische Zusammenhang wird verständlich, wenn man einen Zwischengedanken ergänzt: leider aber lassen sich Rechtschaffene immer wieder zu solchen Diensten herbei: denn u. s. w. Im Französischen ist der Zusammenhang tadellos: die Bösen wären rechtschaffen (honnêtes), wenn ihnen die Guten nicht dienten; und umgekehrt wird der Gute schlecht, wenn er durch seine Erfolge ungerechten Unternehmungen die Weihe giebt (consacre). — 1456 ff. Anspielung auf die Wappen von Leon und Castilien, deren Jenes Löwen, Dieses Castelle führet. H

„Gott genad' ihm, wer an dich will,
Braver Cid, du Blume Spanjens,
Spiegel echter Ritterschaft."

Also zogen sie zum Kriege;
Don Alfonso ward gefangen,
Und gefangen ward Don Sancho,
Jener von den Castiljanern,
Von den Leonesen dieser,
Und noch wankt das Glück der Schlacht.

Als der Cid auf seinem Rosse
Lossprengt auf den Haufen Krieger,
Der Sancho umschlossen hielt.
„Fangen oder hangen!" rief er;
„Nicht das eine, nicht das andre,
Guter Cid," ward ihm zur Antwort.
„Fangen oder hangen!" rief er,
Und sein König stand befreit.

Don Alfonso blieb gefangen,
Ward gesperret in ein Kloster;
Wo ihn bald zum Dank der Ehre,
Die dem Cid er laut erzeigt,
Donna Uraka ihn ins Freie
Fördert, daß er gen Toledo
Hin zu Ali-Maimon floh.

26.

Auf Zamora geht der Feldzug,
Auf die feste Stadt Zamora!
Zahllos ist das Heer der Krieger,

1474 (1477). Franz. passender (nur an der ersten Stelle): ou me prendre ou le rendre (entweder mich gefangen nehmen oder ihn freigeben). Herders Wiedergabe ist von Unklarheit nicht freizusprechen, mag man die Worte auf die Wächter des gefangenen Königs beziehen, die auch ihn, den Cid, fangen oder hangen sollen, oder auf den Cid selbst, der sie fangen oder hangen will. — 1481—5 lauteten in ursprünglicher, im Brouillon und der Reinschrift (a) vorliegender, dem Franz. sich nahe anschließender Fassung: „Aber bald zum Dank der Ehre, Die dem Cid erzeigt er hatte (Die er laut dem Cid erzeiget a), Wußte der ihn fortzuschaffen (Fördert dieser ihn ins Freie a), Daß er zu den Mauren floh." In A wurden diese Verse dann gestrichen und durch die im Texte stehenden ersetzt (vgl. Einl. S. XLVI).

Zahllos Königes Entwürfe.
Tapfrer Cid, du edler Feldherr,
Vor Zamora ziehest du?

Unterweges spricht der König
Zu ihm: „Freilich! ausgehauen
Ist die Stadt wie aus dem Felsen,
Der ihr anliegt wie ein Panzer.
Dick wie eines Mannes Länge
Ist die Dicke ihrer Mauern;
Und die Türme dieser Mauern,
Ihre Festen aufzuzählen,
Foderte wohl einen Tag.
Abzuleiten den Duero,
Der sie einschließt wie ein Mädchen,
Ist ganz über Menschenmacht.
Übergäbe mir Zamora
Meine Schwester; Cid, so hätt' ich
Eine Festung; in ganz Spanjen
Wär' ihr keine Feste gleich.
Guter Cid, von meinem Vater
Als ein Kleinod mir vererbet,
Eidlich mußten wir versprechen,
Lebenslang Euch hoch zu ehren,
Und zu folgen Eurem Rat;
Guter Cid, du unsres Hauses
Säule, thu' es mir zu Liebe,
Bringe Botschaft nach Zamora,
Fodre es von meiner Schwester,
Fodre es zum Tausch um alles —
Doch vergiß nicht beizufügen,
Wenn sie mir die Bitte weigert,
Daß ich nehme, was ich bat."

„Freilich weiß ich nicht," antwortet
Ihm der Cid; „je mehr die Mauren

1502 wird erst klar durch Vergleichung des Franz.: Le Douro lui fait une ceinture que je ne crois pas possible de détacher à cette pucelle. (Der D. bildet für sie einen Gürtel, welchen dieser Jungfrau zu lösen ich nicht für möglich halte.)

Von Zamora ich betrachte,
Desto kühner, desto stolzer
Scheinen sie mir dazustehn."

„Recht," spricht Sancho, „recht geredet,
Dieses sind die ersten Mauern,
Die nicht deinem Anblick zittern" —

Und je näher Cid der Stadt kam,
Ging sein muntres Roß Babieça
Langsam und hing seinen Kopf.

27.

Trauer war noch in Zamora,
Um den Tod des großen Königs
Don Fernando tiefe Trauer.
Überhängt mit schwarzen Tüchern
Waren Kirchen und Altäre.
Kein Gesang, kein Ton der Freude,
Auch kein Instrument der Liebe
Ließ sich hören auf den Gassen;
Die Infantin Donna Uraka,
Schmerzlich bitter weinte sie,
Um den Tod des großen Vaters,
Um den Gram, den sie ihm sterbend
Noch in seiner letzten Stunde
Zugefügt, um seine Güte,
Um das Unglück ihrer Schwester,
Der vertriebnen Donna Elvira,
Um das Unglück ihrer Brüder,
Don Garzia, Don Alfonso;
Und wer sollt' und könnt' es glauben?
Noch beweint im tiefsten Herzen
Einen andern Wunsch Uraka.
Den Verlust wird sie beweinen,
Wenn sie jeden längst vergaß.

1524 f. Im Franz. klingt die Warnung noch deutlicher: plus il me semble qu'elles (ces murailles) se dressent avec orgueil pour nous braver (desto mehr scheint es mir, daß sie sich stolz erheben um uns zu trotzen).

Denn dem Glück geliebt zu werden,
Gleicht kein ander Glück auf Erden;
Die geliebte Schäferin,
Sie allein ist Königin.

In dergleichen Gramgedanken
Tief versenket saß Uraka,
Als auf einmal vor den Thoren
Von Zamora Cid erscheint.

28.

Grad' einreiten in Zamora
Will der Cid; als ihn die Wache,
Ihn mit seinen funfzehn Kriegern,
Anhält, draußen vor dem Thor.
Laut und lauter wird der Lärmen,
Lauter das Geschrei der Straßen,
Bis es zur Infantin drang.

Und in ihren Trauerkleidern
Eilet schnell sie auf die Mauer,
Als — das Schrecken von Castiljen,
Sie den Cid da vor sich sieht.
Ihre schönen Augen netzen
Thränen; an die Mauer drücket
Sie die Brust, enthüllt ihr Antlitz,
Und vorbreitend ihre Arme,
Rufet sie ihm furchtbar zu:

„Da du uns zu Feinden haben wolltest,
Warum klopfest du an unsre Thore?
Da durch dich wir hier im Jammer leben,
Warum kommst du und was willst du weiter?
Da, der Freundschaft Maske weggeworfen,
Du dem Unrecht deinen Arm geliehen —

1557 f. Vgl. Ged. 25, 5 ff.

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

„Seit er seinen Eid an mir gebrochen,
Den er zuschwur einer Königstochter,
Mich zu schirmen; mich, die einst ihn liebte,
Und noch jetzt sein Bild in diesen Mauern
Ehrt, in Mauern, die er kommt zu stürmen.
Seit, von seinem neuen Glücke trunken,
Er vergaß die schönen Jugendtage,
Die an meines Vaters Hof er lebte —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

„Dem mein Vater Ritterwaffen reichte,
Meine Mutter selbst den Zelter zuführt',
Ich anschnallete die goldnen Sporen,
Knieend auf dem Marmor. Er bemerkte
Damals nicht, was jedes Mädchen merket;
Er vergisset, was er war, und denkt nur,
Was er ist. Auch ich, so manches dacht' ich,
Was der Himmel mir um meiner Fehler
Willen nicht vergönnte. Meine Eltern
Hoben ihn; er stürzte mich hernieder.
Weil ich denn um seinetwillen weine —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

„Ich ein Weib, dazu noch jung und zärtlich,
Kann ihm zwar kein Leid vom Himmel wünschen;
Hat er mich mit seinem Stolz beleidigt,
Hat er innig mir das Herz verwundet,

1602 f. Franz. passender (übereinstimmend mit dem Span.): ce qu'il n'a point considéré, une femme le considère (was er nicht beachtet hat, ein Weib beachtet es). — 1615—8. Im Franz., das hier selbst nicht wörtlich übersetzt, sondern den vom Span. über-

Kommen von ihm alle meine Leiden;
So komm' auf ihn meine Güt' und Gnade;
Ich verzeih' ihm. Er darf mich beleid'gen
Ohne Strafe: denn des jungen Ritters,
Seiner, in der prächt'gen Kirche zu Coimbra,
Werd' ich stets gedenken. — Aber dennoch,
Daß er nicht den Bruch des Eids verhindert,
Den Don Sancho meinem Vater zuschwur,
Daß er seinem Raube nicht gewehret,
Der dem Don Garzia, Don Alfonso
Ihre Reiche nahm; der eine schmachtet
Im Gefängnis, der andre mußte
Zu Ungläub'gen fliehen, zu den Heiden;
Daß Don Sancho meiner armen Schwester,
Die im Kloster jetzt von Milde lebet,
Toro, ihr rechtmäßig Erbteil, raubte,
Und der Cid auch dieses ihm nicht wehrte;
Daß mein Bruder nicht, und auch der Cid nicht,
Tief erröten, mich hier zu bekämpfen,
Mich, die Schwester, mich, ein schwaches Weib nur,
Die zu Waffen nichts sonst hat, als Thränen —
Deshalb —

nommenen Gedanken wie öfter freier ausführt, stehen an Stelle dieser Verse zwei parallele hypothetische Satzgefüge, deren jedes zugleich einen Gegensatz enthält: s'il a blessé mon ame par son orgueil, il a blessé mon cœur . . ., je ne sais par quoi. Si c'est de lui que me viennent tous mes chagrins, c'est de lui que me vient ma clémence. (Hat er mein Gemüt verwundet durch seinen Stolz, so hat er mein Herz verwundet . . ., ich weiß nicht wodurch. Kommt von ihm all mein Gram, so kommt von ihm meine Huld.)

1621. „Seiner" ist in der Reinschrift nachträglich zugesetzt und dadurch der Vers überladen. Redlich vermutet, daß „prächt'gen" dafür sollte gestrichen werden. — 1622. Nach diesem Verse (Aber dennoch —) folgt in der Vulgata wieder der Refrain. Er wurde der ältern Fassung entnommen, in der 1620 ff. lauten: „Ohne Strafe, denn der schönen Tage Und des prächt'gen Aufzugs in der Kirche Zu Coimbra werd' ich stets gedenken, Doch weil er undankbar es vergessen — Rückwärts, rückwärts" u. s. w., in näherm Anschluß an das Franz. Da in der Reinschrift nach Redlichs ausdrücklicher Versicherung der Refrain fehlt, so bleibt natürlich nichts andres übrig als ihn zu streichen; gleichwohl halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß die Vulgata, indem sie ihn aus dem Brouillon einsetzte, nur ein Versehen der Reinschrift besserte. Das Franz., das ihn an dieser Stelle hat und der auch sonst (vgl. zu 1621, 1628) gerade hier etwas unfertige Zustand der Reinschrift könnten in dieser Vermutung bestärken; vgl. zu 1827. — 1628. „der andre": „a zuerst: Don Alfonso. Unvollständige Korrektur hat den metrischen Fehler verschuldet." Redlich. Die Vulgata suchte ihn durch „Gefängnisse", Redlich durch Einschiebung eines „und" zu bessern; letzteres schwerlich in Herders Sinn; die Besserung der Vulgata ist wenigstens nicht ohne prosodische Analogieen; vgl. 119. 500. 605. 1261. 1418. 1601. 2220. 2603. 2916. 3709. 3718. 3733. 3808. 3922, gar nicht zu gedenken ähnlicher Betonungen im stumpfen Strophenschluß (394. 494. 572. 1173 u. ö.) und der zahlreichen Fälle (340. 392. 131. 918. 1124. 165. 696. 910. 1207 u. ö.) wo die Flexionssilben dreisilbiger Nominal- oder Verbalformen eine Hebung tragen.

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!“

Also sprach, gepreßt den Busen
An die Mauer, Donna Uraka;
So antwortet sie dem Cid.
Er, betroffen von der Antwort,
Hält verworren; dann auf einmal
Lenkt er um sein Roß Babieça:
„Rückwärts!“ höret man ihn murmeln,
„Rückwärts!“ zwischen seinen Lippen,
Reitend nach dem Lager stumm.
Und so kommt er von Zamora
Wohl von manchem Pfeil verwundet,
Der, auch ohne Spitz' und Eisen,
Tief im Herzen bohrend glüht.

29.

Stillversunken in Gedanken
Gab der Cid, als von Zamora
Jenes Tages er zurückkam;
Stracks gab er dem König Sancho
Rechenschaft von seiner Botschaft,
Der ihm diese Worte sprach:

„Solches ist der Kön'ge Schicksal,
Wenn sie mit zu wenig Klugheit
Zu viel Ehr' erzeigen Einem,
Einem stolzen Unterthan.

„Ihr, Graf von Bivar, ich weiß es,
Jenen kecken Zamoranern
Rietet Ihr den Ungehorsam
Und das Widerstreben an.

„Eure Weisheitsregeln kenn' ich,
Fortan sind sie nicht die Meine;
Und zu meinen Füßen läge
Augenblicks hier Euer Kopf;

Hätt' ich es nicht meinem Vater,
Ich mit allen meinen Brüdern,
Auf sein Haupt zuschwören müssen,
Euch zu ehren. Fort dann! Fort
Aus Castiljen! Weg aus allen
Meinen Reichen!"

„Auch aus denen,
Die ich Euch erobert habe?
Oder nur aus denen Reichen,
Die ich, König, Euch erhielt?"

„Fort aus allen!"
Don Rodrigo,
Der gedankenvoll erst dastand,
Lächelte, sah ruhig um sich,
Und — bestieg sein Roß Babieça;
Todesstille herrscht im Lager:
Denn der Cid — er ist hinweg!

30.

Ein Geräusch von Waffenrüstung!
Pferdetritt, Galopp, Galoppe!
Zween Zamoraner Ritter
Sind es von der ersten Bravheit.

Längs dem Ufer des Duero
Reiten sie mit grünen Schilden;
Füchse reiten sie, die Degen
Sind von braunem scharfem Stahl.

Wohlgewaffnet; auf dem Sattel
Fest und leicht; wie Hasen sprengen
Sie hinauf dort jenen Hügel,
Und im Augenblicke stehn sie
Vor den Castiljanerfahnen
Also nah, daß man sich hört.

1694. braunem, franz. de fer bruni, also richtiger „poliertem". — 1696. wie Hasen, Herder verwechselt levriers (Windhunde), wie entsprechend dem span. galgos im Original steht, mit lièvres.

Einer ist ein alter Ritter,
Arias Gonsalo sein Name,
Weitbekannt. Zwei Gegner sind ihm
Wie ein Haar aus seinem Bart.
Neben ihm der junge Ritter
Ist sein jüngster Sohn; er scheute
Wohl auch nicht den dritten Mann.
Unverzagt, sobald sie hörbar
Reden konnten, rufen sie:

„Sind im königlichen Lager
Zwei der Ritter, die mit zweien
Zamoranern ihre Lanzen
Brechen wollen, sind wir da,
Sie zu lehren, König Sancho
Sei kein Edelmann, indem er
Seiner Schwester das zu rauben
Kommt, was ihr der Vater gab.

„Thun dabei Verzicht auf jede
Rittereht' und Königsladung,
Nie zu sitzen einem Edeln
An der Seite, nie von Frauen
Zu empfangen Lieb' und Gunst;
Thun Verzicht auf dieses alles,
Wenn mit zweien Lanzenstößen
Wir den Platz von unsern Gegnern
Nicht geleert. Wenn Zwei sich fürchten,
Mögen Drei und Vier und Zwanzig,
Selbst auch mit dem Teufel kommen,
Nur mit Einem nicht — dem Cid."

Als zwei Castiljanergrafen
Hörten diese kühne Fodrung,
Wie die Löwen brüllten sie:
„Wartet, Ritter, zwei Minuten,
Anzulegen uns die Waffen."
Indes sie sich also rüsten,
Sprach der alte Zamoraner,
So sprach er zu seinem Sohn:

„Rückwärts sieh dich um, o Jüngling!
Auf den Mauern, auf den Türmen
Von Zamora sehen Frauen
Und Jungfrauen auf uns her.
Nicht auf mich, der alt und grau ist,
Aber auf den jungen Ritter,
Den mannhaften, schauen sie.
Führest du dich wohl, so gäb' ich
Für mein Landgut nicht die Bänder,
Die man dir verehren wird.
Gegenteiles stürb' ich lieber,
Als die Spötterein zu hören,
Die sich rüsten deinem Ohr.

„Fest im Bügel! Halt die Lanze
Grade vor dich; auch den Schild!
Halt dein Roß zum Angriff fertig;
Wer im Kampf den ersten Stoß thut,
Hat das halbe Werk gethan.
Sieh da kommen sie! Wohlauf dann!
Siegen oder sterben, Sohn!"

Sieg war Ausgang ihres Kampfes.
Allen Damen in Zamora
Hoch zur Freude, wirft der Jüngling
Seinen Feind mit Einem Stoß
Um und um; des Alten Gegner
Flog vor seiner starken Lanze
Zehn Schuh weit von seinem Roß.

In die edle Stadt Zamora
Zogen jetzt als Überwinder
Ein der Vater und der Sohn.

31.

Sehr verlegen war Don Sancho
Vor Zamora, sehr verlegen.
Nahen konnten seine Krieger

Nicht der Stadt; doch aus Zamora
Naheten oft seinem Lager
Stolze Ritter, trotzigkühn.

Endlich traten alle edlen
Castiljaner vor den König:
„Großer König, nimmer werden
Wir Zamora nehmen, nimmer;
Hilft uns Gott nicht, und der Cid.
Euch, o König, ausgenommen,
Wiegen alle wir zusammen
Ihn nicht auf. Er überwiegt.“

Also sendete der König
Don Diego von Ordoño,
Aufzusuchen und ins Lager
Rückzuführen ihn, den Cid.

Wenn ein Herr auch unrecht zürnet,
Muß ihm der Vasall gehorchen;
Wenn ein König sich entschuldigt,
Muß er treu ihm sein und hold.

Als Don Sancho von Rodrigos
Rückkehr hörte, zog er freudig
Ihm entgegen, weit hinan.
Wenn ein König unrecht zürnte,
Muß er sich zur Ehrerstattung
Zwingen mit Erniedrigung.

Kaum ersahe Cid den König,
Sprang er schnell von seinem Pferde;
Um so mehr beschämt es diesen,
Daß Cid sich erniedrigte.

„Bald nun nehmen wir Zamora,“
Sprach der König. „Und ich sage
Nochmals: nehmt Euch vor Zamora,
König, nehmet Euch in Acht.“

1783. 1976 Ordoña a, offenbar ein Schreibfehler, vgl. 2015. 2054. 2084. 2243. — 1801 ff. Vgl. 1521 ff.

Pfeifen, Trommeln, Klarinetten
Künden an dem Kriegeslager
Cids Zurückkehr. Des Don Sancho
Ohren ärgerte der Lusthall,
Doch sein Mund — er sprach kein Wort.

32.

Hüte, hüt' dich, König Sancho,
Vor Verrätern. Vor Verrätern
Hüte jeder sich; am meisten,
Wer Gewalt und Unrecht thut.

Aus dem Thore von Zamora
Eilt heran Bellido Dolfos;
Seht, wie er sein Roß dort spornet!
Seht, er eilt zu Königs Zelt.
„Großer König, Gott beschütze
Eure Waffen," spricht Bellido;
„Gott beschütz' Euch!" spricht der König,
„Edler Mann, was führt Euch her?"

„Eu'r Vasall bin ich geboren,
Hoher König," sprach Bellido.
„Unter Euren Fahnen stritt ich,
Unter ihnen blieb mein Herz.

„Als ich dieses in Zamora
Frei bekannte, und Zamora
Riet an Euch, an Euch den Herrn,
Willig sich zu übergeben,
Droht mir Gonsalo, der alte
Arias drohet mir den Tod.

1804. Klarinetten, eigentlich Zinken (clairons); dieselbe Verwechselung 2909. 3239. 4148. (4079 sind sie von Herder zugefügt.) — 1827. „Riet an" fehlt in der Reinschrift, ist aber bereits in der Vulgata richtig ergänzt; der Fehler erklärt sich „infolge flüchtiger Korrektur der älteren Lesart" (Redlich): „Als ich dieses in Zamora Frei bekannte, droht' der alte Arias Gonsalo, er drohte, König mit dem Tode mir: Denn ich riet zugleich Zamora Euch, dem Herrn, zu übergeben." Letztere steht in der Folge der Gedanken dem Franz. näher.

„Da ich drinnen nichts vermochte,
Komm ich, Euer pflichtverbundner
Castiljaner, hier ins Lager,
Sichern Weges Euch, o König,
Einzuführen in die Stadt.

„Einen engen Gang der Mauer
Kenn' ich, eine kleine Öffnung" —

Als er also im Gespräch war,
Zeigte auf dem nächsten Bollwerk
Sich der edelste der Krieger,
Arias Gonsalo und rief:

„Sei es Euch gesagt, o König,
Euch gesagt, ihr Castiljaner.
Ein Verräter ist entwichen
Aus der Stadt; er heißt Bellido.
Vier Verräterein beging er,
Wenn er euch die fünfte zufügt;
Keinem edlen Zamoraner
Rechnet's an; ihr seid gewarnt."

Hüt' dich, hüt' dich, König Sancho,
Vor Verrätern! Vor Verrätern
Hüte jeder sich; am meisten,
Wer Gewalt und Unrecht thut.

„Glaubet nichts davon, o König,"
Sprach Bellido, „was der Alte,
Euch Mißtrauen zu erregen,
Dorther von der Mauer ruft.
Wohl weiß er, daß ich die Öffnung
Und den Gang der Mauer kenne;
Und dann weiß er auch sein Schicksal" —

1846. Nach einer span. Romanze (C. M. LXIV) hätte er seinen Vater Dolfos Bellido getötet und dann in das Wasser geworfen; eine andere (LXV) nennt auch den Vater selbst einen großen Verräter, der Sohn aber sei ein noch größerer. Letztere kannte H. und aus ihr hat er abgesehen von 1844 f., die ihrem Wortlaut näher stehn als dem Franz., schließlich noch in der Reinschrift 1846 f. eingefügt. Im Brouillon heißt es noch wie im Franz.: „Wenn er Euch verrät, so rechnet's Unsrer edlen Zamoraner Keinem an." Schon der Brouillon selbst hatte ebendaher 1809 und 1850 entlehnt.

„Ja, Bellido,“ sprach der König,
„Ich kenn’ ihn als einen stolzen,
Einen unbiegsamen Mann.
Ungern küßt’ er mir die Hand einst —
Auf! wohlauf dann zu der Öffnung,
Zum geheimen Mauergang.“ —

„Jetzt, o König, würde jeder
Uns mit seinen Augen folgen“ —
„Wohl dann! So gescheh’ es später!“

„Und am besten wär’s, o König,
Erst die Lage zu besehen,
Ihr und ich, wir gehn allein.“

Eh sie gingen, stellt der König
All sein Heer hin in die Waffen;
Schwören sollten alle Führer,
Nichts zu schonen in Zamora,
Keinem Flehn zu geben nach.

Als der Cid so schwören sollte,
Sprach er: „Meine Männer werden
Wie des Mannes Freunde kämpfen,
Der nichts fürchtet. Allenthalben
Werden sie mich vorwärts sehn.
Aber abgelegt die Waffen,
Schwör’ ich bei dem Himmel droben,
Gegen die erhabne Schwester
Meines Königes den Degen
Nie zu zucken! Hört den Schwur.“

1883 ff. Herder scheint hier die Konstruktion und damit den Sinn des Franz. mißverstanden zu haben: dort heißt es: ils me verront par-tout à leur tête, mais désarmé, le visage decouvert; et je jure à Dieu de ne tirer jamais un coup d’épée personellement contre l’aimable soeur de mon Roi (sie werden mich allenthalben an ihrer Spitze sehen, aber unbewaffnet und mit offenem Gesicht: und ich schwöre zu Gott niemals selbst den Degen zu zücken gegen die liebenswürdige Schwester meines Königs).

Einen Wurfspieß in die Rechte
Nahm der König, und sie gingen.
Längs dem Ufer des Duero
Sah man lang' sie vorwärts gehn.
Bis auf einmal sich Bellido
Hob und mit dem Dolch den König
Zehnmal in den Rücken stieß.
Fallen sah man den Monarchen,
Todverwundet, doch nicht tot.

Vor Verrätern, vor Verrätern
Hüte jeder sich; am meisten,
Wer Gewalt und Unrecht thut.

Unbewaffnet, wie er dastand,
Schwang sich auf sein Roß Rodrigo,
Einzuholen den Verräter.
An die Pforte vor Zamora
Sprengt' er, ach! als sich die Pforte
Eben hinter dem Verräter
Schloß. „O zeuge mir's die Erde,
Und der ganze weite Himmel,"
Rief er, „wie ich mich verwünsche,
Jetzt um Einen Augenblick.
Hätt' ich Sporen, ach ich wäre
Vorgekommen dem Verräter,
Hätt' ihn hier am Thor ergriffen,
Ihm gegeben seinen Lohn!"

Todverwundet trug den König
Man ins Lager; alle sprachen
Zu ihm; und ein Einz'ger nur
Sprach die Wahrheit, die ihm diente,
Ein bejahrter Rittersmann:
„König, denkt an Eure Seele!
Sonst an nichts mehr auf der Welt."

1893. Hob, „im Bügel", nach dem Franz. und Span. (on vit B. s'élever sur ses étriers, levantóse en les estribos), was aber bei H. zu 1889 und 1891 nicht stimmte.

Sterbend seufzete Don Sancho,
Als der edle Graf von Cabra
Diese Worte zu ihm sprach:
„Ach, der Kön'ge hartes Schicksal!
Daß, wenn man sie nicht mehr fürchtet,
Dann nur ihnen Wahrheit spricht."

„Auch zu andern, andern Zeiten
Sagt man ihnen wohl die Wahrheit,
Aber sie; sie hören nicht,"
Sprach der Cid; er sprach es leise,
Daß er seines Königs Seele
Scheidend nicht beleidigte.

33.

Sterbend noch die letzten Blicke
Hingekehret gen Zamora,
Liegt der König bleich und tot.
Um den blut'gen Körper stehen
Ringsum seine besten Ritter;
Alle schweigen, tiefverstummt.

Traurig, doch mit edler Stimme,
Bricht der Cid das tote Schweigen,
Und geleitete die Seele
Seines Herrn mitleidig so:

„Unglück=unglücksel'ge Stunde,
Als Ihr wider meinen Willen
Hieher vor Zamora zogt.
König, wer Euch das geraten,
Scheute weder Gott noch Menschen,
Hieß Euch das Gelübde brechen
Eurer heil'gen Ritterpflicht.

„Jetzt erscheint Ihr vor dem Richter,
Der Euch Die, die Ihr bekriegtet,
Ernst als Eure Schwester zeigt,

Die ihr Leben, die ihr Erbteil,
Das Ihr ihr abdringen wolltet,
Gegen Euch verteidigte.

„Ihr, das Schrecken aller Eurer
Brüder, Schwestern, Unterthanen,
Was seid jetzt Ihr? Eine Handvoll
Staubes, die indes wir ehren,
Ehren woll'n mit aller Macht.

„Krieger, eh der Tag sich endet,
Muß ein Ritter vor Zamora,
Auszufodern alle wegen
Schändlicher Verräterei."

Sprach es; doch niemand erhob sich;
Alle, scheint es, alle fürchten
Arias Gonsalo und seiner
Vier berühmten Söhne Mut.
Alle heften ihre Blicke
Auf den Cid, der weiter spricht:

„Krieger," sprach er, „meinen Eidschwur
Wisset ihr, mich nie zu rüsten
Gegen dies Zamora. Doch
Einen Mann will ich euch nennen,
Als wählt' ich ihn für mich selbst."

Don Diego von Ordoño,
Der dem königlichen Leichnam,
Wie abwesend in Gedanken,
Traurigstumm zu Füßen saß,
Er, der Ritterschaft von Lara
Blühnder Ruhm, erhob die Stimme
Mit unmut'gem Laute so:

„Hat," sprach er, „der Cid geschworen,
Was er wohl nicht schwören sollte:
So entbrech' er sich, uns einen
Herzunennen, den er wählt.

Viele Ritter hat Castiljen
Wie, den er uns nennen würde;
Und (doch ohn' ihn zu verachten,)
Ritter, selbst wie er, der Cid.
Wer die Fodrung gen Zamora
Bringt und sie besteht, bin ich."

Damit griff er zu den Waffen,
Und hinaus! hin vor die Mauer.
Da, mit aufgehobnen Händen
Und mit fürchterlicher Stimme,
(Seine Augen flammten Feuer
Zorns und Ehre) sprach er so:

„Ihr, meineidige Verräter,
Niederträcht'ge Zamoraner,
Memmen! denn das seid ihr alle,
Seit ihr einer feigen Memme,
Einem niedrigen Verräter,
Meuchelmörder meines Königs,
Dem Bellido Zuflucht gabt:
Denn Verräter ist der selber,
Welcher die Verräter schützt.

„Ins Gesicht nenn' ich euch solche,
Eure Vorfahrn, euren Abstamm,
Und das Brot, das ihr genießet,
Und das Wasser, das ihr trinkt.

„Daß ihr's seid, will ich beweisen:
Komme Einer gegen Einen,
Einer nach dem andern fünf;
Diego Ordoño ist mein Name,
Unbescholtnen Bluts, aus Lara;
Und ich werf' euch Zamoranern
Nicht, weil ihr ihn nicht verdienet,
Meinen Handschuh hin; ein Pferdhaar
Werf' ich euch hin, statt des Handschuhs,
Gieß' aus dieser Tintenflasche
Schwarze Tint' euch ins Gesicht."

Arias Gonsalo, der Edle,
Gab herunter von der Mauer
Ihm zur Antwort, kalt und fest:
„Ist es, was du redest, Wahrheit,
Lara, o so wär' ich lieber
Nie geboren; doch ich nehme
Deine Fodrung an und hoffe
Dir mit Gott es zu beweisen,
Daß du, ein Verleumder, lügst."

Damit stieg er von der Mauer,
Und versammlend alle edlen
Zamoraner, sprach er so:
„Tapfre Krieger, Zamoraner,
Die das ganze Weltall ehrt,
Findet unter euch sich Einer
In den Schandverrat verflochten,
Nenn' er sich und tret' hervor!
Lieber will in meinem Alter
Ich auf fremder Erde sterben,
Tief versteckt in Dunkelheit;
Als um niederträcht'gen Mordes
Willen auf geschlossnem Felde
Überwunden sein im Kampf."

„Feur vom Himmel falle nieder
Und verzehr' uns!" riefen alle
Zamoraner, „wenn ein Einger
Von uns auf die mindste Weise
Teil hat an der Frevelthat.
Fechten könnet Ihr mit gutem
Redlichem Gewissen, Graf."

2023 ff. lauten im Brouillon noch dem Franz. sich anschließend: „Der edle Greis Gonsalo Gab herunter von der Mauer, Gab gelassen ihm zur Antwort" (vgl. Einl. S. L). — 2045. „Überwinder" alle Ausgaben vor Redlich: schon Vögelin verbesserte dies nach dem être vaincu (span. ser vencido) des sonst an dieser Stelle treu wiedergegeben Originals, und wenn auch die Vulgata lediglich einen Schreibfehler der Reinschrift wiederholte, so steht doch im Brouillon „zwar abgekürzt, aber unzweifelhaft die richtige Lesart".

34.

Auf die Foderung des edlen
Don Diego Ordoño Lara,
Mehr von ihres Bruders Tode
Als vom Vorwurf auf Zamora
Tief betroffen und verwirrt,
Rief in größter Eil zusammen
Donna Uraka ihren Rat.

Niederträcht'ge nur verschonet
Feige Niederträchtigkeit;
Auf die edelsten Gemüter
Spritzet sie zuerst ihr Gift.

„Warum zögert dann der Alte?“
(Murmelt in der Ratsversammlung
Der und jener.) „Nicht aus Kleinmut;
Zögert er wohl aus geheimem
Mitbewußtsein des Verrats?“

Niederträchtiger, du lügest!
Murmelnd bleibe die Verleumdung,
Daß er wohl aus Mitbewußtsein
Zögre, dir in deinem Bart.

In den Saal der Ratsversammlung
Tritt mit allen seinen Söhnen
Majestätisch ein der Graf,
Ganz in schwarze Trauerkreppe
Eingekleidet, als beweinten
Die begrabne Ehre sie.

Vor der königlichen Tochter
Ließ der Greis aufs Knie sich nieder,
Und also sprach er zu ihr:
„Königstochter, und ihr edlen
Helden dieser Ratsversammlung,
Don Diego Ordoño Lara
(Seinen Namen nur zu nennen
Ist zum Ritterruhm ihm gnug.)

Statt des Cids ist er erschienen,
Uns des Mordes an dem Kön'ge
Von Castiljen laut zu zeihn.
Diese Schmach von uns zu wälzen,
Stell' ich mich und meine Söhne.
Nicht mehr ist es Zeit zu sprechen,
Zeit ist es, das Schwert zu zücken,
Schon zu lange säumten wir."

In dem Augenblick zerriß er,
Er und seine vier Begleiter
Ihren Trauerschmuck; in blanken
Waffen standen sie gerüstet,
Alle fünf gerüstet da.
Niedersenkten sich die Häupter
Der erst murmelnden Versammlung;
Aus dem Auge der Infantin
Flossen Thränen.

Arias sprach:
„Und nun, edelste Infantin,
Würdigt mich und meine Söhne
Anzunehmen; sie als Kämpfer
Für die Ehre von Zamora,
Mich den Greis als ihren Rat.
Ihren Mangel an Erfahrung
Heb' und stütze Eure Gnade;
Des zum Zeichen reichet ihnen
Eure königliche Hand.
Eine leichte Gunst wie diese
Ist der Sporn für edle Krieger;
Für gemeine ist's der Sold."

Huldreich reichte die Infantin
Den vier jungen edlen Kriegern
Ihre königliche Hand.
Feuer drang in ihre Adern,
Stärke drang in ihre Glieder —
Auf brach die Versammelung.

35.

Und mit Thränen in den Augen,
Unaussprechlich rührend flehte
Die Infantin Donna Uraka,
Den ungleichen Kampf zu meiden,
An den väterlichen Greis.
„Trätet Ihr dem Cid entgegen,“
Sprach sie, ach! der edle Cid
Wüßte sein' und unsre Ehre,
Beide rettend, zu verbinden;
Aber Lara, unversöhnlich
Dürstet er nach unserm Blut.
Und Ihr, in so hohen Jahren,
Nach so viel bestandnen Kämpfen
Wollt Ihr Eurer mich berauben,
Edler Greis? O so bedenkt,
Was Ihr meinem Vater schwuret,
Nie mich zu verlassen, nie!

„Ach hätt es gewollt der Himmel,
Daß der Cid“ —

„Wie dann, Infantin?
„Daß der Cid“ —

„Vom Undankbaren
Freilich sprechen wir zu viel.
Doch versprecht mir —“

„Was versprechen?“
„Wenigstens zuletzt zu kämpfen“ —

„Ich zuletzt? Wie dann, Infantin,
Habe nicht ich auf der Mauer,
Ich den Schimpf empfangen, ich?“ —
„Unbiegsamer, lasset Eure
Jungen Söhne vor Euch streiten“ —
„Wenn sie fallen, denkt Infantin,
So verlieret Ihr mit ihnen
Ihrer Dienste sechzig Jahr“ —

„Und wenn Ihr fallt?" —
„Eine Stunde
Oder zwei von meinem Leben,
Die verlier' ich und nicht mehr.
Und mein Tod, wenn er dem Kampfe
Meiner Söhne kühn vorangeht,
Ihnen schaffet er den Sieg."

Alle Damen, alle Krieger,
Arias Söhne selbst, vor allen
Donna Uraka, alle flehen
An den väterlichen Greis,

Zuzuschauen erst dem Kampfe —
Er, gezwungen von den Bitten,
Nicht im mindsten überzeuget,
Wirft, ohn' einig Wort zu sagen,
Wirft die Waffen weg, im Zorn.

36.

Nah der Mauer von Zamora
War zum grausen Todeskampfe
Zubereitet schon der Platz.
Schon durchritt ihn Don Diego,
Mit der Stärke des Alciden
Seine jungen Feind' erwartend.

Schweigt, unglückliche Drommeten,
Eines Vater Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall!

Wer den väterlichen Segen
Erst empfing; es war Don Pedro,
Er, der Brüder ältester.
Als er vor Diegos Antlitz
Kam, begrüßt er ihn bescheiden,
Als den ältern Kriegesmann:

„Möge Gott, Euch vor Verrätern
Schützend, Eure Waffen segnen,

Don Diego. Ich erschein' hier,
Von dem Schimpfe des Verrates
Mein Zamora zu befrein" —

„Schweig'!" erwidert Don Diego,
„Denn Verräter seid ihr alle!"
Und so trennen beide sich,
Raum zu nehmen; beide rennen
Mächtig los; es sprühen Funken —
Ach, das Haupt des jungen Kriegers
Trifft Diego; er zerspaltet
Seinen Helm, durchbohrt sein Hirn —
Pedro Arias stürzt vom Rosse
In den Staub hin.

Don Diego
Hebt den Degen und die Stimme
Fürchterlich hin gen Zamora.
„Sendet einen andern, rief er;
Dieser liegt." Es kam der andre,
Kam der dritte, der auch fiel.

Schweigt, unglückliche Drommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall.

Thränen flossen, stille Thränen,
Auf des guten Greises Wangen,
Als er seinen jüngsten Sohn,
Seines Lebens letzte Hoffnung,
Waffnete zum Todeskampf.

„Auf," sprach er, „mein Sohn Fernando,
Mehr, als du an meiner Seite
Noch im letzten Kampf geleistet,
Mehr verlang' ich nicht von dir.
Eh du in die Schranken eintrittst,
So umarm' erst deine Brüder
Und dann blick' auf mich zurück" —

2212 f. bezieht sich auf Nr. 30, bes. V. 1759 ff. (vgl. Einl. S. XXXII).

„Weint Ihr, Vater?“
„Sohn, ich weine!
So weint' über mich mein Vater
Einst, beleidiget vom König
Zu Toledo. — Seine Thränen
Gaben mir des Löwen Stärke,
Und ich bracht' ihm, welche Freude!
Seines stolzen Feindes Haupt.“

Mittag war es, als der letzte
Sohn des Grafen, Don Fernando
Arias, in die Schranken trat;
Dem Besieger seiner Brüder,
Seinem stolzen Blick begegnet
Er mit Ruh' und Festigkeit.

Dieser spielend mit dem jungen
Krieger nahm den ersten Streich auf,
Auf die Brust; er war nicht tödlich.
Aber bald lag mit den Trümmern
Ihrer Rüstungen der Kampfplatz
Überdeckt. Gebrochen lagen
Schon die Schranken; beide Rosse
Keuchen, durch und durch in Schweiß.

Als man ihnen Morgensterne,
Kolben brachte, deren Eisen
Blitzt in ihrer beider Hand.
Und der erste Schlag des Eisens
In der stärkern Hand Ordoños
Traf — des edlen Jünglings Haupt.

Todverwundet (seinem Rosse
Griff er um den Hals und hält sich
An der Mähn' ihm;) Hölleneifer
Giebt zum letzten Streich' ihm Kraft.
Diesen Streich, er thut ihn tapfer;
Aber weil das Blut des Hauptes
Sein Gesicht bedeckt, so trifft er

Ach, die Zügel nur des Rosses,
Sie durchhau'nd. Es bäumt das Roß sich,
Wirft den Reiter aus den Schranken —
„Sieg!" schrien alle Zamoraner;
Das Gericht des Kampfes schwieg.

Arias Gonsalo, zum Kampfplatz
Eilend, fand den Kampfplatz leer;
Sah den jüngsten Sohn verblühen,
Ihn verblühn wie eine Rose,
Eh sie sich entfaltete.

Schweigt, unglückliche Drommeten,
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall.

2256. Daß sich beide Teile den Sieg zuschrieben und die Sache unentschieden blieb, sagt auch der Franzose in seiner Schlußbemerkung zu dieser Romanze (Vögelin 189); Herder dürfte aber eher die spanische Romanze, die er sich aus dem Cancionero abgeschrieben hatte, selbst vor Augen gehabt haben; sie sagt (Vög. 188, C. M. 164) noch bestimmter, daß der Sieger nicht festgestellt wurde (así quedó esta batalla sin quedar averigado cuales son los vencedores, los de Zamora ó del campo). Am nächsten stände Herder allerdings die Äußerung der Cronica am Schlusse von c. 74 (S. 84 Huber), daß die Kampfrichter (fieles) nicht für gut fanden ein Urteil abzugeben (nin tuvieron por bien de juzgar en este pleyto si eran vencidos los Çamoranos o si non; e de essa guisa fincó el pleyto). wenn man Benutzung der Cronica annehmen dürfte. „Im Brouillon fehlt der Vers noch, wie das ergreifende 'fand den Kampfplatz leer;' es heißt kurz: Graf Arias eilt zum Kampfplatz, sah den jüngsten Sohn verblühen, wie im Franz.: Le comte Arias accourut et vit son jeune fils déjà mort" (Redlich).

Geschichte des Cid unter König Alfonso dem Sechsten, genannt der Tapfre.

37.

Fliegt, getreue Boten, flieget
„Zu Alfonso, meinem Bruder!“
(Sprach Uraka.) „Er vergisset
Seines Glückes in Toledo,
Da sein Glück ihn nicht vergißt.

„Sagt ihm, daß der Feind nicht mehr ist,
Daß sein Bruder, Don Garzia,
Aus dem Kerker in das Grabmal
Seiner Ahnen wanderte.
Sagt ihm, daß die Castiljaner,
Die Asturjer, die Leoner
Ihn erwarten, ihren König,
Wie die Schwester ihren Bruder;
Sagt es ihm und flieget schnell.“

„Was zu thun?“ sprach Don Alfonso;
„Ali-Maimon, dieser gute
Sarazene, that mir Guts.
Was dem Flüchtling man erzeiget,
Thut man das auch einem König?
Ob mein neuer Stand dem Mauren
Wohlgefalle, weiß der Himmel;
Eines, weiß ich, ist mir nötig,
Mit Vorsicht geheime Flucht.“

„In der Rundung dieser Mauern
Ist ein Ort,“ sprach der Gesandte,
„Niedersteigen wir zu Nacht.

Auf rückwärts beschlagnen Pferden
Eilen sicher wir davon."

Angekommen in Zamora,
Zog Alfonso dann nach Burgos,
Und die Reichsversammlung sprach:
„Erbe seid Ihr aller Thronen
Unsers großen Don Fernando;
Niemand streitet sie Euch jetzt.
Aber, ohn' Euch zu mißfallen,
Fodern wir von Euch den Eidschwur,
An dem Morde des Don Sancho
Teilgenommen nie zu haben
Mittel= und unmittelbar.
Solchen Eidschwur uns zu leisten
Förmlich, wie es uns gefällt,
Und bekräft'gen ihn zu lassen
Von zwölf Eurer Edelsten."

„Dieser Wunsch sei euch gewähret,"
Sprach Alfonso; „morgen schwör' ich,
In der Kirche der Gadea
Vor dem heiligen Altar.
Heut begehr' ich nur zu wissen,
Wer von euch mir diesen Eidschwur
Abzunehmen dann gedenkt?"

„Ich," sprach Cid.
„Ihr, Don Rodrigo?
Denket Ihr daran, daß morgen
Ihr ein Unterthan mir seid?"

„Noch nicht! Daran werd' ich denken,
Herr, wenn Ihr mein König seid."

2293 f. Diese Einzelheiten übergeht das Französische. H. konnte sie aus den im Cancionero und bei Sepulveda stehenden, ihm also zugänglichen Romanzen (C. M. XCVI bis XCVIII) entnehmen (vgl. auch Cron. c. 75 S. 84 Huber). Noch im Brouillon heißt es entsprechend dem Franz. (Vous êtes l'héritier des tous les trônes du grand Ferdinand, dirent les États assemblés): „Erbe seyd Ihr aller Thronen Unsres grossen Don Fernando; Niemand streitet sie Euch jetzt. Also sprach dem angekommnen Könige die Reichsversammlung." — 2310. Gadea, der h. Agatha (santa Gadea oder Agueda; Sainte Gadée).

38.

Vorm Altare der Gadea
Knieend, seine Hand geleget
Auf das Evangelium,
Und ein Eisenschloß und eine
Leimrut; so, das Haupt entblößt,
So erwartet Don Alfonso
Seinen Eidschwur von dem Cid.

Fürchterlich war dieser Eidschwur;
Schrecklich war's, ihn anzuhören,
Grausenvoll dem, der ihn that:

„Feig' ermordet müss' ich werden
Von dem Niedrigsten der Menschen,
Wie Don Sancho von Bellido;
Mein Gedächtnis sei entehrt.
Ausgerissen aus der linken
Seite soll das Herz mir werden,
Und verschlucken müss' ich es;
Wenn ich nicht die Wahrheit sage,
Daß am Morde meines Bruders
Ich durch Wollen, Rat und Wissen
Habe nicht den kleinsten Teil."
„Sprechet Amen," rief der Cid.

2323 f. Das Eisenschloß ist Symbol des Gefängnisses. An Stelle der Leimrut' steht im Franz. une arbalète de bois (span. una ballesta de palo, eine hölzerne Armbrust) als Symbol des Todes (noch deutlicher wenn von 2581 im Franz. und Span. gesagt wird, daß die Armbrust [im Span. der Pfeil] gegen des Königs Brust gerichtet war). Noch im Brouillon, der sich also an die franz. Vorlage anschließt, heißt es: „Vorm Altar der heilgen — — [der Name ist vorläufig offen gelassen, vgl. unten] Auf den Knien, die Hand geleget Auf ein Eisenschloß, die andre Auf den hölzernen Palester, Unbedeckten Haupts erwartet, Daß er eidlich ihn befrage, Don Alfonso jetzt den Cid" und in einer im Nachlasse erhaltenen handschriftlichen Übersetzung der span. Romanze aus dem Cancionero (C. M. C.): „Und wer nahm ihm ab den Eidschwur? Cid, der tapfre Castellaner, Ueber einem Eisen — — —, [cerrojo de fierro: das H. unbekannte cerrojo blieb vorläufig offen] Einem hölzernen Balester, Ueberm Evangelienbuche, Crucifix in seiner Hand." Offenbar aber war die Armbrust (der „Balester") Herder unverständlich und so wurde schließlich die Leimrut (arbret) an die Stelle gesetzt, die doch wieder nur auf Gefangenschaft deuten kann (vgl. zu 2355 und 2580 f.). Die angeführte Übersetzung bestätigt auch meine Annahme (Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 1881 S. 63), daß das Evangelium, das im Franz. und darnach noch im Brouillon fehlt, dem Spanischen entnommen ist und nicht etwa der franz. Vorlage von Nr. 42 (zu 2580 f.).

Und also zu dreienmalen
Wiederholte Don Alfonso
Den ihm vorgesagten Eidschwur;
„Sprechet Amen," rief der Cid.

Unverwandt, mit Feuerblicken,
Flammend von des Zornes Flamme,
Sah, als er den Eid ablegte,
Sah Alfonso an den Cid.

39.

„Künftig rat' ich Euch mehr Vorsicht,
(Euch betrifft jetzt meine Rede,
Don Rodrigo von Bivar.)
Zittert über jenen Eidschwur,
Den mit Schimpf Ihr von mir nahmt.
Jenes Schloß und jene Leimrut,
Zeugen meines Schwures, waren
Zeugen meiner tiefen Schmach.
Künftig, rat' ich Euch, zu wissen,
Daß ich Euer König bin.

„Seid Ihr tapfer; wohl, so zeiget
Euch auch ohne Leidenschaften.
Unterwürfigkeit gebühret
Dem Vasallen auch im Recht.
Zeiget Ihr im Felde Kühnheit,
Kopf und Herz; so zeigt an Hofe
Höfliche Bescheidenheit.
Mit den Worten nimmt die Zunge
Weg die Hälfte des Verdienstes,
Das der Arm sich kühn erwarb.

„Viel zu viel habt Ihr gesprochen,
Viel zu viel Euch angemaßet;
Doch — Ihr dientet meinem Vater;
Sonst — Und dann, was sagt der Cid?

2355 vgl. zu 2323 f. Im Brouillon: „Der Balester und das Thürschloß" (franz. Cette serrure de fer et cette arbalète). — 2358 f. fehlen noch im Brouillon wie im Franz.

„Durch die Hand des schlechtsten Menschen
Sterben? Nur des schlechtsten Menschen,
Nie die Hand des Edelmanns
Waget an den König sich.

„Kurz, des Unbenehmens halben,
Und Bescheidenheit zu lernen,
Weis' ich Euch aus meinen Landen,
Don Rodrigo, auf Ein Jahr."

„Und ich nehme vier der Jahre,"
Sprach der Cid, „um so viel lieber,
Da von Hofe die Entfernung
Mir der König selbst gebeut."

Ohne ihm die Hand zu küssen,
Ging Rodrigo von Alfonso;
Seine dreimalhundert Männer
Mit gespitzten, scharfen Lanzen,
Mit Wolfsrachen auf den Schilden,
Alle zogen sie mit ihm.

40.

Um zehn Uhr am frühen Morgen
Putzt Ximene ihre Töchter,
Donna Sol und Donna Elvira;
Schön're Kinder sah man nie;

Schmückte sie mit art'gem Kopfputz,
Und mit feinen Linnenkleidchen,
Übersät mit seidnen Blumen,
Die Ximene selbst gestickt,

2374 ff. Im Franz. deutlicher: tu as bien dit. Ils seront vils en effet: jamais Gentilhomme ne porta la main sur son Roi, qu'en cessant de l'être (richtig. Sie werden niedrig sein in der That: ein Edelmann erhob nie seine Hand gegen seinen König ohne daß er aufhörte es zu sein). — 2390. Wolfsrachen, ein Mißverständnis, das, wie Köhler S. 63 erkannte, durch einen Druckfehler in der franz. Vorlage veranlaßt ist. Dort steht statt orlés de gueules (rotberändert) span. con borlas de colorado gedruckt: o. de gueule, was H. für la gueule (Rachen, Maul) nahm. Im Brouillon steht: „Mit Wolfsrachen ihre Schilde Inwärts eingefaßt." — 2397. Linnenkleidchen, eigentlich nach dem Franz. Schleier- oder Kopftücher von feinem Linnen (bavolets de fin lin).

Ließ dann ihre edlen Knappen
Anziehn ihren reichsten Anzug:
Denn die Liverei der Diener
Zeigt des Herrn Reichtum und Stand.

So geputzet schickt Ximene
Ihre Kinder der Infantin,
Die zu sehen sie begehrt.
Sie selbst ging nicht mit den Kindern:
Denn des Cids Gemahlin hält sich
Nach der Vorschrift des Gemahls.

Seinen Rang beliebt zu machen
Bei Geringeren; bei Höhern
Ihn behaupten, war sein Wort.

Auch die wildsten Herzen rühret
Schon der Anblick dieser Kinder,
Und erfreut den Schauenden.
Thränen fließen der Infantin,
Wenn die Kleinen ihr zulächeln.
Man weiß nicht, ob sie sie hasse,
Oder liebe? Wie im Unmut
Stößt sie sie zurück und zieht sie
Liebender zu sich heran.

Fast verschlingt sie sie mit Küssen,
Und wenn sie sie still betrachtet,
Steigen Seufzer ihr empor;
Nennt sie bald die schönsten Kinder,
Die die Erde sah; und findet
Dann in ihren Zügen etwas,
Das das Bild des Vaters stört.

Dann verändert ihren Putz sie,
Als ob er durch ihre Hände
Schöner würde; o wie manches

Ging im Herzen der Infantin,
Ihr selbst unbemerket, vor.

„Wem gehören diese Kinder?“
Fragt Alfonso.
„Einem Krieger,
Der verbannt ist, den die ganze
Christenheit mit Wunsch zurückruft,
Und die Maurenwelt mit Wünschen
Von sich treibet. Das Gerücht geht,
Daß der Cid in allen Städten
Furcht verbreite. Seht die Kleinen,
Seht die Liebenswürd'gen, Bruder;
Die sind nicht so fürchterlich.“

„Kinder,“ sprach Alfonso lächelnd,
„Bittet was von mir. Was wünscht Ihr?“
„Euer Wohlsein, großer König,
Wünschen wir,“ antworten beide. —
„Hört Ihr,“ sprach des Königs Schwester,
„Was sie wünschen? Ihren Vater
Bitten sie zurück“

„Das hör' ich,“
Sprach der König, „daß Uraka
Den Verbannten noch ein wenig
Lieb hat.“

„Nein, ich schwör' Euch, Bruder,
Daß ich ihn von Herzen hasse.“
„Nehmt in Acht Euch,“ sprach Alfonso,
„Daß Ihr nicht aus lauter Hasse
Ihn bis zur Anbetung liebt.“

41.

Eines Sonntags in der Kirche
Des San Pedro de Cordoña,
Nach der Messe, sprach Alfonso
Mit dem Cid Campeador.

Neue Plane der Erobrung
In den Ländern, einst verloren
Durch des Gotenkönigs Schuld,
Den die Liebe scharf anklaget,
Und doch auch die Lieb' entschuldigt —
Neue Plane der Erobrung
Legt Alfonso seinem Feldherrn
Vor, der dann mit stillem Ernst
So antwortet:

„Zu erobern,
König, ist wohl nicht das Hauptwerk;
Das Eroberte erhalten,
Dieses ist das Schwerere.
Ihr seid neu auf Eurem Throne,
Traget noch ein junges Zepter,
Euer Reich Euch zu versichern,
König, sei jetzt Euer Werk.
Nichts gefährlicher war öfters
Fürsten als Abwesenheit."

Statt des Königes erwidert
Abt Bermudo: „Seid des Feldziehns,
Edler Cid, Ihr etwa müde,
Daß Ihr itzt so friedlich denkt?

2459. Vgl. zu 687. — 2461. Vgl. Einl. S. IV. In der Hs. steht hier, 3128 4353 u. 4370 Campeodor. — 2464. Der „Gotenkönig", wie H. der Deutlichkeit halber (in der That hat man die Stelle irrig auf Rodrigo den Cid bezogen) das ce Rodrigue seiner Vorlage (span. auch blos de Rodrigo) wiedergiebt, ist der letzte König des Westgotenreichs Rodrigo, der bei Xerez de la Frontera (711) gegen die Araber fiel. Die Romanzen singen (Duran Nr. 585—606) von seiner unseligen Liebe zu Florinda, genannt La Cava, deren Entehrung ihr Vater Graf Julian, der Verteidiger von Septum (Ceuta), der letzten westgotischen Festung in Afrika, dadurch rächte, daß er die Araber nach Spanien rief. Herders Abschrift spanischer Originale aus der Zeit vor dem 1. Bde. der „Volkslieder" enthält nach Redlich (S. 577 zu 483) „5 Romanzen vom letzten Gothenkönig aus dem Cancionero 124 b ff. unmittelbar vor den Cidromanzen".

Oder gab Euch die Gemahlin
Solche Lehren; wohl, so gehet,
Mehr zu lernen, nach Bivar.
Spanjen hat zu edlen Kriegen
Mehr Feldherren, als den Cid."

Cid sprach: „Bruder, Eure Kutte
Steht Euch schief."

„Die Kutte, Feldherr,
Weiß ich in dem Chor zu tragen,
Wie im Feld' einst die Standarte.
Hab' ich Könige der Mauren
Nicht besiegt, so hab' ich Söhne,
Die gar wohl für mich es können;
Auch bin ich, ein Pferd zu spornen,
Manns genug."

„Wohin zu spornen?"
(Sprach der Cid) „Etwa zur Flucht?"

„Fast auch glaub' ich," sprach der König,
Unterbrechend diese Reden,
„Daß nicht Furcht zwar, aber Liebe
Euch so friedlich denken macht" —

„Weder Eines, noch das Andre.,
Mein Monarch; kein ander Weibsbild
Sah man je an meiner Seite
Als die Tizonada hier."

„Cid, Ihr duldet an Euch Fehler,
Die auch Steinen Stimme gäben,
Möchtet Ihr nicht selbst die Kirche
Hier zum blut'gen Felde machen;
Und — um welche Kleinigkeit!"

2504 ff. H. folgt hier genau dem Franz. Passender sagt Cid im Span., er habe immer mehr die Tizona an der Seite als Ximena (mas traigo siempre al lado á Tizona que á Ximena). — 2506. Tizonada, Cids Degen H [vgl. zu 717].

„Herr!“ antwortete der edle
Feldherr, „mir ist's unerträglich,
Daß ein Mann, der in den Kleidern
Wohl Ölflecken, aber keines
Tropfen Bluts Blutflecken hat,
Daß der Mann vom Feldziehn sprechen,
Und dem König' und dem Feldherrn
Unverschämt einsprechen darf.
Seine Stell' ist vor dem Chorpult,
Seine Pflicht, für die zu beten,
Die im Felde Streiche thun.“

Besser wär' es dir gewesen,
Edler Cid, du hättest allen
Sarazenen hohngesprochen,
Als der Kutte dieses Abts.

42.

„Wenn Ihr, um Euch hoch zu heben,
Meines Arms Euch zu bedienen
Wisset, Ritter von Bivar,
So erwartet Ihr vergeblich
Künftighin auf diesem Wege
Euren Gang zum Firmament.

„Fürchterlich ist Euer Gradsinn;
Auf den Knien vor mir zu bleiben,
Ziemet Stolzen, wie Ihr seid.
Vor mir Euer Haupt zu blößen —

Nr. 42. Der König spricht. H — 2528. So Düntzer und der Brouillon; a und Vulg. „Armes zu“. — 2529. W i s s e t ist die nicht eben passende Wiedergabe von entendez, das vielmehr durch „meint, gedenkt“ zu übersetzen war. — 2533. Das Französische ist hier (Vous faites peur quand vous êtes droit) wie in den Eingangsworten (2527 f. Si vous entendez vous servir de mes bras pour vous élever) doppelsinnig: man kann es verstehen wie es H. wiedergiebt, aber auch: Ihr seid fürchterlich, wenn Ihr aufrecht steht (was das span. es pavor veros en hiesto ohne Nebensinn sagt); denn der folgende Befehl auf seinen Knieen zu bleiben (demeurez à genoux) sagt in sachlicher Übereinstimmung mit dem Span. deutlich genug, daß Rodrigo kniet. Will H. 2534 f. dasselbe sagen, so ist der Ausdruck jedenfalls nicht deutlich und bestimmt genug; es wäre aber auch möglich, daß dies Absicht ist um eine den Helden zu sehr erniedrigende Situation wegzuschaffen. (Vgl. Einl. S. XLIX.)

Dessen Stolz sich gnug entblößte,
Samt der hassenswerten Ursach'
Eures so gestiegnen Ruhms.

„Welches edle Unternehmen
Hielt Euch seit dem letzten Winter
Meinem Hofe so entfernt?
Warum tragt Ihr, da zum Hofmann
Edel Ihr geboren wurdet,
Warum tragt Ihr Bart und Haare
Wie ein Wüsten-Eremit?
Mir antworten auf die Frage
Werdet Ihr wohl nicht, das weiß ich;
Doch ich weiß auch, Heucheleien
Giebt es von verschiedner Art.

„Und ob Ihr mir sagen wolltet,
Daß dem Feldherrn, sich zu putzen,
Weder Zeit noch Lust gebeut;
So geruht mir auch zu sagen,
Warum Ihr denn meine Plane,
Sie enthüllend, scheitern machtet,
Ihr wißt es, zu Alcala.

„Feinde, werdet Ihr mir sagen,
Hab' ich; ja! so sagt der Beste,
Und wohl auch der Schlechteste.
Feinde, das darf ich Euch sagen,

2554 ff. Franz.: Dites-moi donc aussi qu'à l'Assemblée d'Alcala vous avez contrarié mes desseins, rompu mes alliances, découvert mes vues (Sagt mir doch auch, warum Ihr bei der Zusammenkunft von Alcala meine Anschläge vereitelt, meine Bündnisse zerrissen, meine Absichten enthüllt habt); Span.: Al de Alcalá contrallasteis Mis treguas, paz y concierto (Zu A. habt Ihr meinen Waffenstillstand, Frieden und Vertrag vereitelt). In der Antwort des Cid (entsprechend 2638 ff.) wird im Franz. nur kurz des Traité d'Alcala gedacht, den als ein Alfonso günstiges „Friedensbündnis" aufzufassen für Herder in der sich unmittelbar daran schließenden Reflexion (entsprechend 2640 ff.), die dem Franzosen angehört, Veranlassung liegen konnte. Die entsprechenden span. Verse (Lo fecho en Alcalá vedes, Non lo que fice primero; Y es mal juzgador quien juzga Sin notar todo el proceso: das bei A. Geschehene seht Ihr, nicht das, was ich zuerst that; und ein schlechter Richter ist, wer urteilt ohne den ganzen Handel ins Auge zu fassen) machen eher den Eindruck eines entschuldigenden Zugeständnisses. Eine genügende Aufklärung der Anspielung finde ich nirgends und die von Caroline Michaelis (bei Jul. Schmidt) und Düntzer aufgestellte Vermutung, daß es sich um einen Friedensschluß mit Ali-Maimon von Toledo handle, ist doch auch nur ein Notbehelf. Und wo als Anlaß zur Verbannung von einem eigenmächtigen Einfall des Cid ins Toledanische erzählt wird, ist, soviel ich weiß, nirgends von Alcala die Rede.

Feinde habt Ihr allenthalben;
Keinen Freund. Und ohne Freunde
Ist der Redlichste auf Erden
Wohl auch der Unnützeste.

„An den Grenzen meines Reiches
(Sagt man) fürchten Euch die Mauren,
Andre lieben Euch, und Alle
Ehren Euch, als einen Gott.
Wohl! prägt ihnen ferner Achtung
Ein für Euch, auch mir entgegen.
Einer, dessen Freund Ihr nicht seid,
Ali-Maimon in Toledo,
Bleibt mein Bundgenoß und Freund.

„Nach dem unglückselgen Tode
Meines Bruders küßten alle
Mir die Hand; Ihr nicht, der Cid.
Ihr dagegen ließet schwören
Und verhöhntet mich, den König,
Mit dem Eidschwur auf die Bibel,
Und die Leimrut' und das Schloß.
Stolz betruget Ihr Euch damals,
Und um diesen Stolz zu beugen,
Sag' ich Euch, was damals viele,
Viele sagten: 'den Verräter,
Den Bellido, hätte freilich
Cid erfassen, töten können,
Als ein Mann von Ehr' auch sollen;
Zeit hatt' er genug dazu.
Doch er that es nicht: denn immer
Thut der Cid nur, was er — will'.

2580 f. Vgl. zu 2355. Im Brouillon genau nach dem Franz., aber bereits mit der Vertauschung von arbalète und arbret: „schwören Mich, die Hand am Schloß der Bibel Und die Leimrut' auf der Brust" (! vous m'avez bravé dans Sainte-Gadée, où je fis serment sur la serrure du Livre sacré, l'arbalète sur le coeur. Span. En santa Gadea lo [sc. el juramento] fice Sobre los cuatro evangelios Y en el balleston dorado Teniendo el cuadrillo al pecho, d. h. nicht wie Vög. übersetzt „Und im Herzen saß der Pfeil mir", sondern „den Pfeil auf die Brust gerichtet". Gerade diese Stelle, sollte man meinen, hätte H. auf das Richtige führen müssen.

„Keiner, der mir angehörte,
Mann und Weib, es dachte keiner,
Daß an meines Bruders Tode
Teil ich hätte; nur der Cid.
Seinen Tod sandt' ihm der Himmel,
(Sagten alle) Ungehorsams
Wegen gegen seinen Vater;
Nur der Cid argwohnete.

„Dessen= dann und anderswegen
Bann' ich Euch zum zweitenmale
Fern aus allen meinen Reichen
Und bemächtige mich Eurer
Güter; wem anheim sie fallen,
Dies entscheide mein Gericht.
Auch verbiet' ich Euch, auf Alles
Was ich Euch gesagt, die Antwort."

Also sprach, von schlechten Menschen
Angereget, Don Alfonso;
So sprach er zum Ruhm und Spiegel
Aller Tapferkeit, zu Cid.

43.

„Euch antworten muß ich, König,
Denn ich hab' Euch zu antworten,
Und ich kenne, wer die Antwort
Mir verbieten darf, nur Einen,
Und der Eine ist nicht auf Erden,
Gott! — Kein Braver darf sich fürchten;
Aber Unschuld geht zu Grunde,
Durch unzeitig Schweigen, Herr.

„Hätten Ehre zu zerstören,
Worte Macht; so war es besser,
Einen Dolch auf mich zu zücken,
Als zu reden, wie Ihr spracht.

Nr. 43. Cid antwortet. H

Aber das Gesetz entehret;
Nicht der König. Ihr vermöget
Mich so wenig zu entehren,
König, als der schlechtste Mann.

„Ich auf Knieen vor Euch liegen?
Als ein Sklav'? — Und mich zu heben,
Eures Arms bedarf ich nicht.
Keines Menschen Arms, als dieses,
Und der ist der meinige.

„Laßt sich die vor Euch bedecken,
Die Euch schmeicheln. Sie thun wohl.
Ich auch werde mich bedecken,
Ich, der nie Euch schmeichelte.

„Daß ich nicht bei Hof' erschienen,
Und was ich beim Friedensbündnis
Für Euch that zu Alcala,
Hievon schweig' ich. Wer die Gutthat
Nicht empfand, die ihn verbindet,
Dem wird sie umsonst erklärt.
Des Wohlthäters Rede löschte
Gleich dem Schwamm die Wohlthat aus.

„Es erfreu' Euch, Don Alfonso,
Daß den Cid die Mauren achten;
Wenn sie ihn nicht mehr verehren,
Fürchten sie Euch schwerlich mehr.

„Euer gutes Herz, o König,
Bring' Euch lieber in Gedanken,
Was ich Guts für Euch gethan.
Hätt' ich Euch, o König, wollen
Mit dem Flecken der Verachtung
Vor mir sehen auf dem Thron,
Wahrlich, ich hätt' Eure Ehre
Durch den Schwur nicht hergestellt.

2638 ff. Vgl. zu 2551.

„Wer mir von Bellido redet,
Kann mich wahrlich tief betrüben,
Aber nicht beleidigen;
Freilich hätt' ich ihn ergriffen,
Fehleten mir nicht die Sporen —
Ach in solchen Fällen seufzet
Jedes edle, brave Herz;
Indem es den Fehl gestehet,
Fühlt es schmerzlicher die Schuld.

„Endlich, da ich mein Vermögen,
König, Eurem Dienst geopfert,
Da ich, was durch meine Waffen
Ich erworben, Euch verehret,
Was wollt Ihr mir nehmen, Herr?
Weder Ihr, noch Eure Räte
Können finden, wo nichts ist.

„Aber von nun an, o König,
Von nun an will ich erwerben,
Ich für mich und nicht für Euch.
Nicht, weil Ihr's befahlet, König,
Frei entfern' ich mich, beleidigt,
Weil Ihr also zu mir spracht.
Ehrenlos, wer von dem König
Solche Reden duldete.

„Sei mit Euch des Himmels Jungfrau,
Eure Waffen zu beglücken,
Daß Ihr nie vermißt, o König,
Einen Degen, der Euch fehlt."

Also sprach der Cid zum König;
Dies sind seine echten Worte,
Eh' er in die Bannung zog.

44.

„Undankbar-grausamer König,
Undankbarer Don Alfonso,
(Also rief in ihrem Schlosse,
Rief Ximene zu Bivar)
Mir gehört's, dich anzuklagen:
Denn allein der Weiber Herzen
Geben der Empfindung Laut.

„Unglück, Unglück dir, o König,
Daß du meinen Cid beleidigt
Zwar mit Worten nur; du durftest
Es nicht anders; mit dem Degen,
Mit ihm redet mein Gemahl.
Müßig wär' er in der Scheide
Nicht geblieben, wärst, o König,
Wärest du ein Edelmann.

„Du verbannst ihn — welche Einfalt!
Überall in der Verbannung
Schafft sich Cid ein Vaterland.
Lässest beißen ihn vom Neide;
Der zerbeißt an ihm die Zähne:
Mein Cid ist bedeckt mit Stahl.
Lässest ziehn ihn mit dem Degen;
Wohl! du wirst zurück ihn wünschen,
Wünschen in der ersten Schlacht.
Eher schätzet man das Gute
Nicht, als bis man es verlor.

„Was denkst du, daß ihn gereue?
Reut ihn etwas, o so ist es,
Feinde sich gemacht zu haben
Um Freundschaft der Könige;
Ihrer Ohnmacht aufzuhelfen,
Furchtbar sich gemacht zu haben;

Nr. 44. Ximene spricht. H

Deine Staaten zu vergrößern,
That er alles, was er that.
Ohn' ihn wären deine Reiche
Nur Asturjens Felsen noch.

„Und wie hat er dir gedienet?
Hätt' er es gethan, wie jene
Hofeskrieger, die dir schmeicheln,
Dich erheben, dich belügen,
Jetzt noch wär' er dir gar teuer,
Seine Dienste wohlbelohnt.
Sahst du ihn dagegen aber
Lieber geben, als empfangen —
Undankbare Fürsten drücket,
Drückt und dränget nichts so schrecklich
Als großmüt'ger Unterthanen
Edelmut — auch gegen sie.
Geht dann, gehet, Don Alfonso.
Euer Bann sei denen Strafe,
Die an Hofe Müßiggänger,
Fürchterlich sind — nicht den Mauren,
Aber manchem edeln Mann,
Dessen Weib sie seitwärts locken,
Locken wie die jungen Hirsche,
Wenn der Mann für Lieb' und Ehre
Kämpfet und zu Felde liegt.

„Unglück, Unglück dir, o König!
Gunst und Wahrheit waren einmal
Nur beisammen in der Welt.
Du, du gehst umringt von Hunden,
Hunden, die dir heute schmeicheln,
Morgen bei dem ersten Fehltritt
Dich anfallen, dich zerreißen.
So umgeben ist ein König,
Der, von Günstlingen verblendet,
Seiner Seele Blick verlor."

2722 f. Eine starke die Erregung Ximenens charakterisierende Übertreibung.

Also sprach in ihrem Zorne
Cids Gemahlin, nie ablassend
So zu reden, als wenn Thränen
Hemmten ihrer Klage Ton.

45.

Als der gute Cid, der Feldherr,
Dessen Leben Gott bewahre,
Gott mit aller seiner Macht;
Als er ab nun reisen wollte,
Mit Ximenen und den Töchtern,
Mit dem Hofe seiner Edeln,
Fand er alle seine Güter
In den Kriegen aufgezehrt;
Fand er keinen Maravedi,
Zu bestreiten seinen Zug.

Jene prächt'gen Hyacinthen,
Die die Könige der Mauren
Einst verehrt dem großen Cid,
Legt anitzt Donna Ximena
In die Hände des Gemahles
Zum Versatze, zum Verkauf.

Donna Sol und Donna Elvira,
Die zwei liebenswürd'gen Kleinen,
Als den Schmuck sie glänzen sahn,
Und von dem Verkaufe hörten;
Bitter flossen ihre Thränen,
Seufzer stiegen aus dem Herzen
Der unschuld'gen Kleinen auf.
„Ach, die schönen Prachtjuwelen,
Zum Versatze, zum Verkauf!"

„Gleichen," sprach der Cid, „die Kinder,
Die um das, was glänzt, nur seufzen,
Gleichen sie nicht Königen?

2769 ff. Vgl. 931 ff.

Weiber, Könige und Kinder,
Eben ihrer Schwachheit wegen
Werden sie uns achtenswert:
Denn der Schwachheit nachzugeben
Ist des Starken Pflicht; Ximene,
Geben wir den Kleinen nach."

„Und behalten die Juwelen,"
Riefen froh die kleinen Mädchen;
Die des Vaters Bart sonst scheuten
Ihn zu küssen, klimmen an ihn,
Küssen ihn mit Herzenslust.

Kommen ließ der Cid zwei Juden,
Neben sich an Tafel sitzen
Mit viel Cerimonien;
Will von ihnen tausend Goldstück'
Auf die Sicherheit von zweien
Großen Kasten, angefüllet
Mit all seinem Silberwerk;
Jedoch unter der Bedingung,
Nicht vor Jahresfrist die Kasten
Zu eröffnen, und nur dann erst
Sich zu halten an den Inhalt,
Wenn er sie nicht ausgelös't.

Mehr gesichert durch den edlen
Namen Cids, als durch die Kasten,
Zahlten ihm die zwei Beschnittne
Tausend Goldstück', gingen beide
Die Bedingung ein; doch nahmen
Sie mit sich die schweren Kasten,
Die der Cid (so wollt' es jetzo
Seine Not) mit Sand gefüllt.

That dem Herzen Cids dies wehe?
Nicht im mindsten. Herzhaft that er's,
Voll Vertrauen auf sein Glück.
„Auf, Ximene! Jetzt zur Kirche!
Weihn wir jetzt zur Hülfe Gottes
Meine Waffen, mein Panier!"

46.

Laut von Priestern und von Kriegern
Ward die Messe Cids gesungen,
Und das heilige Geheimnis
Mit Drommeten laut begrüßt;
Zimbeln klangen, Pauken schallten,
Daß die heiligen Gewölbe
Bebten; aller Krieger Herzen,
Der dreihundert Unverzagten,
Füllt ein neuer Heldenmut
Zu dem Kampf, entgegen Mauren,
Mauren in Valencia.

Als geweihet war die Fahne,
Nahm der Cid sie in die Hand.
Also sprach er: „Arme Fahne
Eines armen und verbannten
Castiljaners, nach dem Segen,
Den auf dich der Himmel legte,
Mangelt dir nur Spanjens Achtung;
Und die sag' ich dir vorher."

Hiermit rollt' er auf die Fahne,
Hebt sie schwingend in die Lüfte:
„Sieg und Ruhm wird dich begleiten,
Fahne, bis vielleicht du fliegest
Neben Königes Panier.
Don Alfonso, Don Alfonso,
Unter der Sirenen Sange
Schlummerst du; dir drohet Unglück,
Wenn du, wenn du nicht erwachst."

Krieger," sprach er, „ist's nicht also?
Wir sind aufgeweckt. Entehret
Wären wir, die etwas wert sind,
Dort, wo keiner etwas taugt.
Achtung und Verdienst, sie haben
Nur an ihrer Stelle Wert.

„Eingewiegt von den Sirenen
Schlummert dort der tapfre König;
Nutzen wir den tiefen Schlummer,
Die Boshaften zu erschrecken,
Nicht am Hofe, sondern fern.
Fürchterlicher ist den Bösen
Nichts, als derer, die sie hassen,
Fern erworbner schöner Ruhm.
Tausend edle Herzen seufzen
Ingeheim, verfolgt von Bösen;
Glücklich, wenn, sie zu enthüllen
Vor dem Angesicht des Weltalls
Sich, wie uns, der Anlaß beut.

„Edle Fahne, in den Lüften
Flattre stolz, die Zuflucht aller,
Die das Laster seufzen macht.“

Nieder senkt' er jetzt die Fahne:
„Tapfre Krieger, meine Freunde,
Rache des Vasallen gegen
Seinen angebornen Herrn,
Auch gerecht, erscheint sie immer
Nur als Aufruhr und Verrat.
Die Beleidigung verschmerzen
Ist das Merkmal höh'rer Seelen,
Ob sie sie gleich tief gefühlt.
Gölt' es Rache, mir entflöhen
Meine Feinde nicht; ich folgte
Ihnen nach zum Firmament.

„Hier, o Krieger, in des Friedens
Und der Liebe heil'ger Wohnung,
Hier blas' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtnis meiner Schmach.

2868. Düntzers Vermutung wem für wenn liegt nahe und wird jetzt durch den Brouillon, dem Redlich folgt, scheinbar bestätigt, aber das Franz.: Heureux, quand on a comme nous une occasion etc. stützt die Lesart der Reinschrift und Vulg., die ich deshalb auch im Text bewahrte. — 2874 und 2 06 fehlen im Brouillon wie im Franz.

Jegliches Gefühl der Rache
Geb' ich atmend hier den Winden.
Einzig trag' ich meine Waffen,
Die ich für mich selbst anlegte,
Einzig trag' ich für Castiljen
Sie und für die Christenheit.
Hab' ich Stärke gnug, so pflanz' ich
Meine Fahne gen Toledo,
Und was dort ich dann erwerbe,
Heiße Neu-Castilien.

„Unterdes für jetzt, ihr Freunde,
Da uns eine Herberg' fehlet,
Ist uns baldigst die Erobrung
Eines kleinen Schlosses not.
Wer auf mehr als Ehre wartet,
Der verlasse mein Panier."

Hiemit hob er auf die Fahne:
„Edle Fahne, schwinge, schwinge
Dich entfaltend durch die Lüfte.
Klarinetten und Drommeten,
Tönt! Ihr Trommeln und ihr Pauken!
Euer Samtgehall erschrecke
Nur die Schwachen und die Bösen
Und der falschen Heuchler Zunft."

47.

Kön'ge wollen ihre Diener
Nur an ihrem Platze sehen;
Den Erhabneren darüber

2893. Vgl. 2673 ff. — 2909. Vgl. zu 1804. — 2911. Samtgehall, von Herder gebildet um das Franz. harmonie wiederzugeben. — 2914 ff. Die an die Spitze der Romanze gestellte Reflexion — ein Zusatz des Franzosen — ist von H. nicht ohne Einbuße wiedergegeben worden: Les Rois voudroient voir les hommes suffire à leur place, mais non pas se mettre au-dessus. Ils ne cessent pas toujours d'estimer quand ils punissent. Comme les femmes, ils respectent leur victime, et sont fachés seulement de ce qu'elle n'a pas voulu se rendre assez méprisable pour leur plaire etc. (Die Könige möchten ihre Leute ihren Platz ausfüllen, aber nicht sich darüber erheben sehen. Sie hören nicht immer auf zu achten, wenn sie strafen. Wie die Frauen, achten sie ihr Opfer und zürnen nur darüber, daß es sich ihnen zu gefallen nicht verächtlich genug wollte machen lassen ꝛc.). Man wird nicht leugnen können, daß so die Reflexion zu dem Verhalten Alfonsos besser stimmt.

Drücken sie, wie Buhlerinnen
Den verächtlich-stolz behandeln,
Der sich, ihnen zu gefallen,
Nicht verächtlich machen ließ;
Oder wie die großen Götter,
Deren hoher Zorn im Donner
Nur das Binsenrohr verschont.

Als des Cids ruhmreichen Abzug
Don Alfonsos Ohr vernahm,
Sprach, in Mitte seines Hofes
Sprach er also: „Weggewandt
Hat sich heut von unsern Fahnen
Wohl der Tapferste der Ritter,
Der je maurisch Blut vergoß.

„Schien zuweilen seine Freiheit
Schrankenlos und nah der Kühnheit,
Ihm vielleicht war diese Freiheit
Zu erlauben; seiner Treue,
Seiner alten Liebe wegen,
Die für unser Haus er trug.

„Jetzo geht er; und auf lange —
Ein einfacher Mann; und tausend,
Tausend Herzen gehn mit ihm.
Ein einfacher Mann, verliert er
Mit dem Hofe, wo er nichts war,
Etwas? Einzig schon sein Name
Macht ihm einen andern Hof,
Wo er alles ist. Vom Schlosse,
Wenn ein hoher Stein sich losreißt,
Folgen bald ihm andre nach.

„Könige sind nie in Ruhe.
Dieser will und Der den Degen;

2948. An Stelle dieses nicht am besten passenden Verses steht im Franz. (entsprechend dem Span.): Un Gentilhomme entre au champ et ne s'inquiète que d'avoir une bonne épée: il faut qu'un Roi pense à tout (ein Edelmann rückt ins Feld und kümmert sich nur, daß er einen guten Degen habe: ein König muß an alles denken) u. s. w.

Und an alles soll der König
Denken, prüfen, widerstehn. —
Sagt' ich dem gesamten Hofe,
Daß der Cid mir für euch alle
Gilt, nähm' ich euch das Vergnügen
Seines Falles, und ihr nähmet
Meine Red' als Vorwurf auf;
Oder sprächet: das sind Launen,
Launen sind's der Könige.

„Summa: Cid, der erste Krieger,
Edel, auf der Ehre Gipfel,
Treu, verständig, mannhaft, klug —
Ohne Beugung vor dem Herren,
Was kann er vom Herrn erwarten?
Also bleib' es, wie es ist.
Damit auch die fremden Völker
(Hört es alle, die umherstehn,)
Damit auch die fremden Völker
Sagen, daß König Alfonsos
Ahndung keiner seiner Diener,
Selbst der Cid auch, nicht entging."

48.

Dasteht nun der Cid gerüstet!
Unwissend, was werden solle,
Schwört der Maure bei Mahoma.
Daß er Cid beleidigt habe,
Reuet jetzt König Alfonso;
Doch der Cid, er steht in Waffen;
Es geht nach Valencia.

Dasteht nun der Cid gerüstet;
Aufgestützt auf seinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieça beißt die Zügel,
Heiß-erwartend ihren Reiter,

2981. ihren, ein offenbares Versehn für seinen (vgl. 3973 ff., 4121 ff., 4187 ff.).

Und des Cids Paniere rauschen
In der Luft, erwartend ihn:

„Warum weinet Ihr, Ximene,
Ist so schwach denn unsre Liebe,
Daß sie nicht ertragen könne
Einige Abwesenheit?
Jeder Edle ist dem König
Dienste schuldig; dem Gerechten
Leistet man sie pflichtenmäßig;
Undankbaren schenkt man sie.

„Mut und Sinn ist Euer Erbteil,
Tochter eines Heldenstammes,
Die Gemahlin eines Kriegers,
Frei von jeder Weibesschwachheit,
So, Ximene, laß ich Euch.

„Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, stickend,
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und um Euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf.

„Zu Vergnügungen verlass' ich
Euch die Sorge für die Herden,
Für die Wolle, fürs Gefieder;
Nie, Ximene, nie seid müßig.
Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell.

„Eure reiche Kleidung schließet
Ein bis auf mein Wiederkommen;
Nicht darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abwesenheit des Mannes
Kleidet einfach sich die Frau.

„Junge Mädchen — fern vom Feuer,
Wie den Werg; doch laßt die Töchter,
Wenn Gefahren Ihr entfernet,

Sie nichts merken von Gefahr.
Lasset sie an Eurer Seite
Schlafen, und hinaus ins Grüne
Nie ausgehen ohne Euch.
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt.

„Zeigt den Hausgenossen Würde,
Euren Frauen seid gesprächig;
Gegen Fremde seid bescheiden;
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend-streng' und fest.
Keiner Freundin, auch der besten,
Zeiget Einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige:
Denn das Band der Ehgenossen
Ist ein zart-vertraulich Band.

„Nie erwirbt man sich Hochachtung,
Wo man alles von sich wissen,
Alles übersehen läßt.
Die geschwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geschwätz,
Macht dabei sich selbst verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauses seine Macht.

„Sollt' es Euch bisweilen Mühe
Kosten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen: denn der Freude
Botschaft, sie verbirgt sich schwer:
So entdeckt es, sie zum Schweigen
Zu gewöhnen, Euren Töchtern;
Ihrem Vater zu gefallen
Schweigen, weiß ich, sie gewiß.

3025. Fremde: diese bereits von R. Köhler (S. 38) nach dem Franz. (soyez discrète et modeste avec les étrangers, Span. con los estraños sagaz) vorgenommene Verbesserung der auf einem Schreibfehler der Reinschrift beruhenden Lesart der Vulg. Freunde wird durch den Brouillon bestätigt. — Daß Hs bescheiden den Sinn des Franz. nur halb wiedergiebt, ist aus dem vorgelegten Wortlaut ersichtlich.

Nehmet Rat von keinem Manne;
Fragt, was ich Euch raten würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rat.
Und in schweren Dingen — schreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.

„Zwei und zwanzig Maravedis
Lass' ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre
Adel steht nicht im Ersparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.
Seid Ihr geldbedürftig, lasset
Keinen als nur mich es wissen;
Keinen Eurer Leute setzet
Je zum Pfande; suchet lieber
Geldessummen auf mein Wort.

„Auf mein bloßes Wort, Ximene,
Dieses, wie des Himmels Feste,
Weiß man, ist fest und gewiß.
Wie ich mich für andre schlage,
Glaubt, so werden sich auch andre
Froh bemühn für mich und Euch.

„Lebet wohl! Und Einen Kuß noch!
Einen nur; ich bringe keinen
Aus den Schlachten dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! Die Krieger möchten sagen,
Ich sei hier dein Bräutigam."

3063. Keinen Eurer Leute, ein offenbares Mißverständnis: der franz. Text hat (entsprechend dem Span. vuestras prendas) aucun de vos atours, nichts von Eurem Staat (Schmuck). — 3073 f. Diese Stelle ist wie sie hier vorliegt unverständlich. Im Franz. steht passend je n'en veux qu'un, pour t'en rapporter mille, du millieu des batailles (ich will nur einen, um dir tausend zurückzubringen, mitten aus den Schlachten). Herders Text sieht aus als ob Verwechselung von mille mit (grammatisch allerdings fehlerhaftem) nulle zugrunde läge; diese wäre aber nur denkbar, wenn H. diese Romanze, die bereits in einem früheren Bande der Bibliothèque (Decembre 178z p. 39) erschienen war, nicht im Abdruck, sondern in einer an dieser Stelle nicht ganz deutlichen Abschrift vor sich hatte. Redlichs Ausgabe hat hierüber keinen Aufschluß gebracht; er teilt nur mit, daß die „nicht glückliche Änderung sich schon im Brouillon findet".

Geschichte Cids auf seinem Feldzuge in Valencia.

49.

Handelt ungerecht der König,
Will der Cid nicht also handeln;
Er verließ sein Weib in Thränen,
Und in Thränen seine Töchter,
Alle von ihm hochgeliebt;
Brach in Länder ein der Mauren,
Überwand sie in Gefechten,
Er erobert' ihre Schlösser,
Legte ihnen Zins und Pflicht auf;
Als er Alcocer erobert,
Schlossen ihn die Mauren ein.
Zahlreich waren ihre Heere,
Keinen Ausfall waget' er.

Da trat zu ihm Alvar Fannez,
Der sich nannte von Minaya:
„Galt es dazu unsre Mühe,
(Sprach er zu den Kriegsgenossen)
Daß wir unser Land verließen,
Um uns hier den Bart zu kämmen;
Brot, das müßig wir hier zehren,
Krieger, ist kein Ehrenbrot.
Auf! Hinaus unter die Mauren!"
„Alvar Fannez von Minaya,"
Sprach der Cid, „du redest tapfer,

Nr. 49 vgl. Einl. S. XLII.

Du sprichst wie ein Ehrenmann.
Nimm die Fahne!"

„Und beim Schöpfer
Schwör' ich dir," antwortet dieser,
„Wo du sie vielleicht nicht selber
Hinträgst, aus Bedenklichkeit,
Trag' ich sie." Der Ausfall glückte;
Alvar Fannez von Minaya
Drang fort in die Mauren-Länder.
Zwar beklagten sich die Mauren,
Da sie Königes Alfonsos
Schutz genössen, über Unrecht.
Aber welcher Überwundne
Klaget über Unrecht nicht?

50.

Briefe ließ der König schreiben,
Stolze Briefe an den Cid,
Voll von mancherlei Verleumdung
Seiner Feinde, der Spione.
Was den Grafen Consuegra
Cid antwortete, vernehmt.

„Edle Männer von Villalon,
Tapfre Ritter von Valverna,
Guten Leute von Vilalda,
Gute Christen von Sansueña,
Böse Spürer des Betragens
Andrer, les't und leset recht!

„Don Rodrigo ist mein Name,
Wohl auch Cid Campeador.

3119. den Grafen, nach dem Franz. aux comtes de C. und 3121 ff.: dem, wie die Reinschrift und Vulg. haben, ist doch wohl nur ein Schreibfehler. Redlich giebt nicht an, ob er den bloß nach dem Franz. oder etwa auch auf Grund des Brouillon in den Text setzt. — 3122 f. Valverna und Vilalda schrieb Herder mit dem Franz. (das aber Villalda hat) statt Valduerna (vgl. 685) und Villalva der spanischen Romanze; Salsueña dagegen in der Reinschrift und Vulg. ist ein Schreibfehler, denn der Brouillon hat wie das Franz. und Span. Sansueĩa.

So ergeben meinem König'
Als mein Weib Ximene mir,
Leb' ich als ein schlichter Kriegsmann,
Der kaum zweimal in der Woche
Ab die Kriegeswaffen legt,
Schlafe nirgend als im Zelte,
Thue keinem Freunde übel,
Stünd' es auch in meiner Macht.
Haue nur mit meinem Degen,
Aber nie mit Zung' und Feder,
Esse sitzend auf der Erde,
Weil mir eine Tafel fehlt,
Lasse niemand mit mir speisen,
Als die Braven und die Guten,
Anzuspornen durch die Sitte
Meiner Freunde Heldenmut.
Unsre Tischgespräche scharren
Nie auf die begrabnen Toten,
Greifen nie dem Urteil Gottes
Über die Lebend'gen vor.
Ich, der Cid, ich spreche selten,
Kümmre wenig mich um andre,
Frage nichts, als ob Babieça
Sei gewartet und gezäumt,
Aufzusitzen gleich nach Tafel,
Neu zu eilen ins Gefecht.

„Lege nieder mich zum Schlafe,
Nicht zu wachen und zu sinnen,
Wie auf Wegen des Betruges
Ich erschleiche fremdes Gut.
Wach' ich auf, so geht's zu Felde,
Hier — ein feindlich Schloß zu nehmen,
Oder — liegen es zu lassen,
Wie das Glück will, wie es fällt.

„Bin ich einsam, so gedenk' ich
An mein Weib, und das mit Seufzen;
Weinend mußt' ich sie verlassen,

Klagend wie die Turteltaube;
Und wohl einsam, und wohl traurig
Lebet jetzt sie in der Fremde;
Doch sie lebet glücklich dort.

„Übrigens, ihr hohen Herren,
Kann und darf der Cid antworten
Jedem, wer es sei, der frägt.
Er darf seine Seel' enthüllen
Ohne Lug' und ohne Scham."

51.

Von der Tafel seiner Tapfern
Rief der Cid, doch unvermerket,
Einen Krieger, der im letzten
Treffen übel sich erzeigt,
Martin Pelaëz; er rief ihn
Seitwärts, und sprach so ihm zu:

„Essen beide wir zusammen
Heut an dieser sondern Tafel:
Denn das Mahl mit jenen Tapfern,
Die mit hohem Ruhm dort sitzen,
Steht für heute uns nicht zu.
Esset Ihr von Eurem Schemel,
Ich von diesem; beide werden
Wir hier wohl beisammen sein."

Fort fuhr er in dem Gespräche:
„Jene, die an hoher Tafel
Dort mit Alvar Fannez speisen,
Sind Dämonen, leiden keinen
Neben sich, der seine Ehre
Nur im mindesten befleckt.
Ehre duldet keine Flecken,

3168 f. Der Franz. will vielmehr sagen, sie lebe im eigenen Lande in der Fremde (sur une Terre étrangère, quoiqu'elle soit bien dans sa Terre) und dies entspricht auch dem Span.: (Ximena) que finca . . . en tierra agena, que magüer es tierra suya Tiene enemigos muy cerca (die in fremdem Lande weilt, denn obgleich es ihr Land ist, hat sie Feinde ganz in der Nähe).

Jeder Fehl an ihr ist Brandmal,
Brandmal auf der schönsten Stirn.
Diesen Makel und sein Elend
Wegzutilgen, das vermögen
Spanjens reiche Schätze nicht."

Und sprach weiter: „Eine Quelle,
Abzuwaschen solchen Flecken,
Quillet in des Feindes Brust.
Feindes Blut tilgt die Schande
Des Verzagten. Lieber sterben,
Junger Mann, als scheun sich müssen
Und sich nicht erkühnen dürfen,
Mit den Braven umzugehn.

„An die Thaten Eures Vaters,
Meines guten Freundes Pedro,
Pelaëz, laßt uns gedenken;
Ha, wie spaltete sein Schwert!
Die Beispiele solcher Männer
Sollen uns aufmuntern, Jüngling,
Das zu thun, was jeder brave
Mann gehalten ist zu thun.
Bitten dürfen wir denn jene
Alte Teufel, daß sie wieder
Uns an ihre Tafel nehmen.
Sprecht mir, junger Mann, die Worte,
Mir mit Mund und Herzen nach:

„Lieber unterm Fuß der Heidenrosse
Sterben und zerquetscht, zertreten werden,
Als daß Einer der lebend'gen Christen
Ehrlos uns vertreib' aus der Gesellschaft.

„Setzt Euch fest auf diese Worte, Jüngling,
Daß, wenn wir auf jene Ebne kommen,

3204. So die Hs., Vulg.: tilget, was einen Vers gäbe wie 1330. 3498. 3788. 3874. 4043. 4222 Redlich: „Vielleicht: Feindes Blut nur tilgt". — 3226. Köhler (S. 69), C. Michaelis und Redlich (S. 580) wollen hierin ein Mißverständnis des Franz. Pesez bien sur ces paroles (Ponderad estas palabras) sehen. Aber schon Düntzer hat Herder mit Recht verteidigt. Dieser will ja doch nur sagen: Haltet fest an diesen Worten, legt Gewicht auf sie, damit sie euch im kritischen Augenblicke nicht abhanden kommen (vgl. den Ausdruck „auf etwas versessen sein"); und das ist ja auch der Sinn des Franz. (vgl. Littré III 1082 bes. 8 u. 12. Sachs, Encyklop. WB. I, 1154, bes. 4. 5. 7. 9).

Sie der Wind nicht etwa Euch entnehme.
Auf, zum Schwert! Eu'r Pferd habt Ihr verloren.
Sorget nicht; ich geb' Euch gleich ein andres."

Leise sprach er diese und andre Worte
Zu dem Jüngling. Es ward aufgestanden;
Da ergriff er bei der Hand ihn, rufend,
Rufend aus mit seiner Eisenstimme:

„Lieber unterm Fuß der Heidenrosse
Sich zertreten lassen, als bei Christen
Leben und entehrt sein." Also rief er.

Indem tönten die Drommeten,
Klarinetten, Zimbeln klangen;
Auf, ins Feld! Es geht zum Siege,
Krieger gen Valencia!

Von den Reden Cids entflammet,
That an diesem Tage Wunder
Pelaëz vorm Auge Cids.

52.

„Da die Königin des Himmels,
Die gebenedeite Jungfrau,
Uns Valencia zu erobern,
Hülfreich beigestanden hat;
Pedro, so geht zu den Mauren,
Schafft den Leidenden Erquickung,
Und dem Totenheer ein Grab.

„Sagt den Überwundnen allen,
Männern und den Weibern saget,
Daß die Stolzesten im Kriege,
Wir die Sanftesten im Frieden,
Menschlich und großmütig sein.

„Regt sie an, zu mir zu kommen,
Daß ich selbst mit ihnen spreche,

3239. Vgl. zu 1804.

Und für ihre Schätz' und Weiber
Bleibe keinem eine Furcht.
Denn mir fehlen für die Schätze
Kasten, und für ihre Weiber
Fehlt ein Frauen-Harem mir.
Eine nur ist meine Gattin,
Eine, meine echte Frau.

„Alvar Fannez, auf! Zu meiner
Armen leidenden Ximene.
Führt sie her, und meine Kinder;
Nehmt auch etwas Gold mit euch,
Daß sie sich das Nöt'ge kaufen
Und anständig hier erscheinen,
Diese schöne Stadt zu sehen
Und Rodrigo, ihren Freund.

„Ferner dreißig Mark an Golde
Nimm mit dir, dem heil'gen Pedro
Lege sie auf den Altar.
Auch zweitausend Silberstücke
Stelle den ehrhaften Juden
Israël und Benjamin
Bittend zu, mir zu verzeihen
Meine allereinz'ge Lüge,
Die ich lebenslang beging.

„Die verpfändeten zwei Kasten,
Die verschlossen sie annahmen,
Glaubten sie voll guten Goldes,
Und sie waren voller Sand.
Dennoch war es keine Täuschung:
Denn mein Wort war in den Kasten,
Und mein Wort ist gutes Gold.

„Antolinez, Ihr begleitet
Alvar Fannez. Seine Zunge
Ist ein wenig träg'; und Eure,
Sie gefällt im Sprechen sich.

3275. Im Kloster S. Pedro de Cardeña.

Auf! Erzählet der Ximene
Unsre Abenteuer alle,
Helft ihr denn auch im Gesange:
Denn sie liebt in frohen Stunden
Die Guitarr' und den Gesang.

„An den Hof des Königs ziehet
Dann auch beide mit einander:
Überreicht ihm die Geschenke,
Mit der ehrerbiet'gen Bitte,
Daß er Gattin mir und Kinder
Gnädig lasse mit Euch ziehn.

„Was in deiner Kriegersprache
Du zu sagen hast, vergiß nicht,
Alvar Fannez, auch kein Wort.
Wohl, daß einem Held an Hofe,
In der Schule seines Lehrherrn,
Du dabei zu lachen giebst.
Andre werden meine Plane,
So wie deine Worte, meistern
Und bespötteln. Mach' es also,
Daß dem Neide nichts auch bleibe,
Als das Gift in seiner Brust.

„Zieht dann, meine Freunde, ziehet!
Wenn hieher zurück ihr kehret,
Findet ihr mich Überwinder
Andrer Mauren, meiner Feinde,
Oder — findet mich nicht mehr."

53.

Angekommen itzt zu Burgos,
Küssete die Hand dem König
Alvar Fannez von Minaya,
Antolinez neben ihm.

3308 ff. Nach dem Franz. „manchem Cäsar aus dem feinen Zirkel des Meisters" (quelques Césars de la ruelle du Maître). Im Span. sagt Cid nur, er wisse, daß es im Kreise (rueda, der Höflinge) manchen geben werde, der seine Gedanken und ebenso die Worte des Alvar Fannez abmessen (abwägen mida) werde.

„Unterthänige Geschenke
Überbring' ich, großer König,
Von dem stolzesten Vasallen,
Den Ihr aus dem Reich gebannt.

„Und mich selbst in dieser Sendung
Nicht zu täuschen, so erlaubet,
Daß ich Euch die Worte sage,
Die er zu mir selbst gesagt:
Denn wo Cid nicht ist, bin ich.

„Also sprach er: Aus Valencia
Send' ich, was von dem Vasallen
Seinem Oberherrn gebührt.
Das Andenken an die Härte,
Die Ihr, König, mir erwiesen,
Längst ist es aus meiner Brust.
Vielmehr segn' ich alles, alles,
Was daher zu meinem Ruhme
Und für Euer Reich entsprang.
Überreichen wird Euch Fannez
Hundert ritterliche Pferde
Mit den Decken und Geschirr;
Hundert Sklaven, die sie führen,
Und im Kasten dreißig Schlüssel
Von den Städten und den Schlössern,
Die hiemit Euch der Verräter,
Die der Cid Euch übergiebt.

„Stolz bezahl' ich meine Schulden,
König, mit den Gütern reicher
Überwundner Könige.
Einem Armen und Vertriebnen,
Dem Ihr nichts, o König, ließet,
Blieb nichts übrig, als auf Kosten
Andrer Euch befriedigen.

„Alvar Fannez, mein Gesandter,
Ist ein Krieger, der sich selber
Sein Gut zu erwerben weiß;
Er begehret nicht Geschenke,

Nur daß Ihr ihm, König, zusprecht,
Wie es seiner Ehre ziemt.
Was ich nie von Euch erlangte,
Wahrlich, das verdienet er.

„Ehrenworte kosten wenig,
Und sie sind so reich einträglich
Einem guten Könige;
Sie gewinnen ihm die Herzen,
Wenn bei ungerechten Worten
Sich das treuste ihm entzieht.
Daß der Cid Euch treu blieb, König,
Traut, o trauet nicht dem Beispiel;
Viele sind vielleicht an Mute,
Wenige ihm an Großmut gleich.
Edel hielt er's, Euch zu dienen,
Andre könnten's edel halten,
Sich zu rächen für die Schmach.
Wer den Dolch Bellido reichte,
Kann ihn dreißig andern reichen,
Wenn er sie dafür bezahlt.
Fing Bellido nicht mit Schmeicheln
Seinen Trug an bei Don Sancho,
Den sein Dolchstich endete?

„Wer einmal den Schmeichlern wohlthut,
Leget sich die harte Not auf,
Immer ihnen schön zu thun.
Schmeichler sind es, die sich rächen;
Aus dem Honig' ihrer Lippen
Machet Euch ein Bollwerk, König,
Und Ihr werdet es erfahren,
Wie dies Euch verteidige.

„Werdet Ihr vielleicht mir sagen:
'Aus dem ungestümen Munde
Cids ergehen nichts als Lehren';
Freilich ging wohl mancher König
Irre durch zu viele Lehren;
Aber Der war stets verloren,
Dem kein Rat gefällig war."

Spottend hob ein Graf die Stimme,
Sprach mit höhnischem Gelächter:
„Klar ist's, lieber heut als morgen
Wünscht der Cid sich her nach Burgos,
Um hier fortzupredigen."

Alvar Fannez stieß im Zorne
Rückwärts sich den Helm, und knirschend
Rief er: „Wer hier wagt zu mucken —
Wo der Cid nicht ist, bin ich."

Alles schwieg; und Antolinez,
Er begann mit süßer Rede;
Seine sanften Worte rührten
So die Seele des Monarchen,
Daß er augenblicks Ximenen
Frei es stellte, zum Gemahle
Hinzuziehn, zum großen Cid.

54.

Angekommen in Valencia,
Angelangt nach langer Trennung
In der schönen Stadt, gewonnen
Durch die Tapferkeit des Cid,
Lebten jetzt Donna Ximena,
Sie, die Mutter und die Töchter,
Mit dem Cid, der hoch sie liebte,
In Verehrung, Freud' und Glück;

Als schnell eine Botschaft ankam:
„Miramamolin, der Große,
Nahe sich mit mächt'gen Heeren;
Funfzigtausend Mann auf Rossen,
Die zu Fuße nicht zu zählen;
Ihm Valencia zu entreißen,
Nah' er mächtig sich dem Cid."

3425. Miramamolin (ämir-al-mûminîn), Titel des Herrschers von Marokko und überhaupt offizieller Kalifentitel, (in der Cronica del Cid, c. 143 [S. 145 Huber] erklärt als „Herr aller andern Herren"; c. 229, S. 232 als „Kaiser", emperador) bedeutet „Beherrscher, Fürst aller Gläubigen" (Engelmann, Glossaire de mots espagnols et portugais dérivés de l'Arabe. Leyde 1861).

Wohlerfahren in den Waffen,
Rüstet dieser stracks die Festen
Aus mit Vorrat und mit Volk;
Muntert' auf dann seine Ritter
Freudig, auf gewohnte Weise,
Führte dann Donna Ximena,
Sie und seine beiden Töchter,
Auf des Schlosses höchsten Turm.

Allda sahen sie zum weiten
Meer hinaus, die Mauren kommen,
Sahn mit großer Eil' und Sorgfalt
Sie aufschlagen ihre Zelte,
Unter Kriegsgeschrei und Trommeln,
Kriegsgeschrei und Paukenhall.

Großes Schrecken faßt die Mutter
Wie die Töchter: denn sie hatten
Solche Heere nie zu Felde,
Nie auf Einem Platz gesehn.
„Fürchtet nichts, ihr Lieben alle,"
Sprach der Cid, „solang' ich lebe,
Nah' euch keine Sorg' und Angst.
Morgen; und ihr sehet alle
Diese Mauren überwunden;
Töchter, und von ihrer Habe
Mehrt sich euer Heiratsgut.
Je mehr ihrer, desto besser,
Desto reicher wird die Beute,
Für die Kirche zu Valencia,
Die dem Volk zu hoher Freude
Morgen euch zu Füßen liegt."

Jetzt bemerkend, daß die Mauren
Nah sich an die Thore drängten,
Sonder Ordnung, im Gewühl,
Sprach er: „Alvar Salvadores!

3462. Im Span. daß sie „durch die Gärten eingedrungen seien" (Viendo entonces que los Moros Por las **huertas** han entrado): Herder scheint huertas mit puertas verwechselt zu haben.

Leget an Euch Eure Rüstung,
Nehmt mit Euch zweihundert Reiter,
Wohlgeübt auf ihren Rossen,
Und macht auf die Heiden Jagd,
Daß Ximene und die Mädchen
An dem Jagen sich erfreun.“

Kaum gesprochen, so geschah' es:
Im Getümmel, im Getrappel
Flohn die Mauren zu den Zelten,
Wer nicht fliehen konnte, blieb;
Doch hier wandten sie sich alle,
Und weil Alvar Salvadores
Vorwärts sich zu weit gewagt,
Fiel er in die Hand der Mauren,
Bis ihn Tages drauf mit reichem
Ruhm befreiete der Cid.

55.

Wohlgeordnet seine Völker,
Die zu Fuß und die zu Rosse,
Zog der Cid jetzt aus Valencia;
Aus dem Thor der Wasserschlange
Zogen sie hinaus ins Feld.

Seine Fahne trug Bermudes,
Hieronymus der Bischof
Zog in Rüstung mit dem Heer,
Gegen den Barbarenkönig,
Miramamolin genannt,
Der dem Cid die schöne Beute,
Sein erworb'nes Reich Valencia,
Mit wohl funfzigtausend Reitern
Trotzig abzunehmen kam.

Als einander gegenüber
Mauren nun und Christen standen,

3484. Span. Por la puerta de Culebra. — 3487. Bischof, genauer Erzbischof, wie er 3597 und im spanischen Original auch hier genannt wird.

So viel Mauren, Christen wenig,
War alles in Furcht und Angst;
Bis auf seinem Roß Babieça
Cid erschien, in reichen Waffen,
Und mit lauter Stimme rief:
„Gott mit uns, und San-Jago!“
Sprengte dann ein in die Feinde;
Hieb und tötete; gebadet
War sein Arm in Heidenblut;
Wer sich ihm zu nahen wagte,
Jeder Maur galt Einen Hieb.

Endlich fand den Maurenkönig
Selbst er auf im Schlachtgetümmel.
Dreimal traf er; dreimal schützte
Den Barbaren nur die Rüstung,
Bis er sich, erst hintern Hügel,
Schleichend dann in ein Kastell zog,
Und dem Cid das Feld verließ.

Von dem Volk, mit ihm gezogen,
Blieben wenig' ihm der Tausend;
Was nicht tot lag, ward gefangen,
Und das Lager, reich an Silber,
Reich an Pferden, ward erbeutet;
Und im allerreichsten Zelte,
Das die Christenheit je sah,
Fand sich Alvar Salvadores;
Hoch erfreuet war der Cid;
Hoch erfreuet kehrten alle
Nach Valencia; Mutter, Töchter,
Die vom Turm die Schlacht geschauet,
Froh empfingen sie den Cid.

3502. Jago, dreisilbig wie 3528. — 3510. Dreimal, die altformelhafte Zahl, vgl. Einl. S. XV. — 3512. Von einem Hügel weiß das span. Original nichts, und es scheint, als ob Herder dasselbe nicht ganz verstanden hätte. Es sagt, daß das Pferd des Cid weit vorgekommen sei (ein von Herder übergangener Zug), und als er sich gegen den Mauren umwandte, habe dieser bereits solchen Vorsprung gewonnen gehabt, daß er ihn nicht einholen konnte und dieser in ein Kastell entkam (Y cuando tornara al Moro, Mucha tierra le ha cobrado, Non lo pudiera alcanzar, En un castillo se ha entrado). Vielleicht hat die mucha tierra den „Hügel“ veranlaßt, der bereits im Brouillon erscheint: „Bis sich hinter einen Hügel, Dann in ein Kastell der Heide Rettet' und das Feld verließ“.

56.

Dankend Gott und San-Jago
Für den Schutz, den sie ihm schenkten,
Für die Kraft, die sie ihm liehen,
Auszufechten solche Schlachten,
Zu bezwingen so viel Mauren,
Zu gewinnen Städt' und Festen,
Wie kein andrer sie gewann;
Denn Gott und der Erz-Apostel
Hielten ob ihm ihre Hand;

Lebte Cid jetzt, hochgefürchtet,
Hochgefürchtet und verehrt,
In Valencia mit Ximenen,
Und mit seinen beiden Töchtern,
Donna Sol und Donna Elvira,
Die er über alles liebt.

Ringsum in Castiljen gingen
Von ihm Wunder-Neuigkeiten,
Also daß zwei junge Grafen,
Reiche Grafen Carrion,
Vor den König Don Alfonso
Bittend traten, daß er beide
(Brüder waren sie) vermähle
Mit den edlen Töchtern Cids.

Don Alfonso, kein Bedenken
Findend an der reichen Heirat,
Lud den Cid, ihn in Requeña
Zu besuchen, sprach mit ihm
Viel von seinen Wunderthaten,
Von den Schlachten, von den Siegen;
Rechenschaft gab ihm der Cid.

„Aber Ihr seid alt geworden,
Guter Cid," sprach Don Alfonso.
„Großer König," sprach der Feldherr,
„So viel Sorg' und Kriegesarbeit
Macht schon alt; kaum hatt' ich Ruhe,
Kaum Erholung Einen Tag.

Alles indes überstanden,
Ist Valencia, Euch gewonnen,
Voll Vermögen, voll von Gütern,
König, Euer Eigentum."

„Guter Cid, genießt das Eure,"
Sprach Alfonso; „mir genüget
Eurer Thaten Ruhm, die Ehre
Eines Feldherrn und Vasallen,
Wie kein Christenreich ihn hat;
Gerne wünscht' ich Euren Töchtern
Standesmäßige Gemahle;
Und da haben sich zwei Grafen,
Reiche Grafen Carrion,
Brüder, sie von mir erbeten;
Übel wäre nicht die Heirat,
Und ich steh' für die Gefahr."

Sprach der Cid: „Sie sind die Eure,
Guter König, und Ximenens
Wille ist gewiß der meine;
Die ich über alles liebe,
Meine Töchter, schenk' ich Euch."

Traten zu ihm beide Grafen,
Küsseten dem Cid die Hände,
Nach Castiljen zog der König,
Nach Valencia zog der Cid.

57.

Mit ihm zogen beide Grafen,
Ihm zu seinen Schwiegersöhnen,
Seinen Töchtern zu Gemahlen
Von dem Könige geschenkt;
Hocherfreuet war Ximene,
Hocherfreuet beide Töchter;
Alvar Fannez übergab sie

Den Gemahlen, und der gute
Erzbischof verlobte sie.

Feste werden angeordnet,
Ritterkämpfe, Prachtturniere;
Mohren, Christen, alle freuen
Auf das Fest sich, auf die Spiele;
Ach, ein böser Unfall störte
Alle Freuden, alle Lust.

Hört! Ein ungeheurer Löwe,
Den der Cid an seinem Hofe
Längst schon hielt, entkam dem Wächter,
Und, als wär' er angewiesen,
Lief er auf die beiden Grafen,
(Eben schlummerte der Cid)
Warf die Tafel um und brüllte
Schrecklich. Sein Geschrei erweckte
Schnell den Schlummernden; er sprang
Auf den Stuhl, erhob die Stimme;
Und der Löwe, der ihn ansah,
Der die Eisenstimme kannte,
Wandte sich und ging zurück.

Blaß von Todesfurcht und Schrecken
Schleichen jetzt die Grafen seitwärts,
Wähnend, daß zu ihrem Schimpfe
Dieser Scherz bereitet sei:
Darin stärket sie ihr Oheim,
Der zur Heirat sie begleitet,
Und so werden eins sie alle,
Abschied schnell vom Cid zu nehmen,
Wegzuziehn mit ihren Weibern,

3597. Hieronymus (3487), der im Spanischen hier ausdrücklich genannt wird. (Don Hieronimo arzobispo Luego los ha desposado.) Im Brouillon ist ha desposado besser wiedergegeben durch „vermählte": vgl. 3625. 3675 und zu 3632. — 3607. Im Span. wird dieser Gedanke ausdrücklich abgewiesen und betont, daß nur die Unachtsamkeit des Wärters Schuld trug (Por descuido de su guarda Y no por serle mandado). — 3610. Offenbar ein durch las tablas (Brettspiel) veranlaßtes Mißverständnis des Originals, das sagt, daß der Löwe dahin drang, wo der Cid weilte und die beiden Grafen beim Brettspiel waren (Y donde estaban los condes Ambos las tablas jugando). — 3612 f. Wieder ein Mißverständnis des Originals, das aussagt, der Cid habe vordem geschlafen „Hingestreckt auf seinen Stuhl" (Antes estaba durmiendo Echado sobre el su escaño).

Und zu rächen an den Töchtern,
Was am Vater sie nicht könnten —
O des schändlichen Beginnens!
O des bübischen Verrats!

Ehrerbietig treten beide
Vor den Cid, Abschied zu nehmen,
Heimzuziehn mit ihren Bräuten,
Und die Hochzeit dort zu feiren,
Also wünschte es ihr Vater. —

Cid, befremdet und betroffen,
Hielt in seinem großen Herzen
Beide — nicht für niederträchtig,
Nur für launig und unhöflich;
Doch der Mutter Herz wehklaget,
Und es schlägt das Herz der Töchter,
Unter Seufzern, unter Thränen
Scheidend; Cid begleitet sie.

58.

Auf geradem Wege zogen
Erst die Grafen; wohl empfangen
Von des edlen Cids Vasallen,
Freundlich auch von jedermann;
Wer des Helden Namen kannte,
Wer des Helden Töchter sah,
War ihr froher Unterthan.

Auch die Schwiegersöhne heucheln
Freundlich ihrem guten Vater,
Der beklommen von den Töchtern
Und mit Seufzen Abschied nahm;
Denn ein Strom gepreßter Thränen
Gießt sich auf der Töchter Wangen:

3632 f. Im Brouillon genauer nach dem span. Original (De nos volver á Castilla Á estar en nuestro condado Con ambas nuestras mugeres): „Heimzukehren nach Castiljen, Unsre Gattinnen mit uns." Vgl. zu 3597. — 3635 ff. Vgl. Einl. S. XLIX. — 3638. launig hier in dem Sinne von launisch.

„Warum geht Ihr, guter Vater?
Wem verlaßt Ihr Eure Töchter?"
Warum gehst du, edler Cid?

Seitwärts ab vom Wege lenken
Jetzt die Grafen in die Wüste,
Voraus sendend ihren Zug.
Und als tief sie im Gebirge
Waren, einsam von den Menschen,
Hießen sie die edeln Donnas
Niedersteigen von den Mäulern;
O der niedrigen Verräter!
O des schändlichen Verrats!

Rache jetzt am Cid zu nehmen,
Am Cid, der sie nie beleidigt,
Auch des Castiljaner-Adels
Neid und Haß und bittern Groll
Auszugießen, einzuprägen
Unauslöschbar auf sein Haus,
Reißen sie den Schmuck der Kleider
Ab vom Busen der Vermählten,
Schleppen sie an ihren Haaren,
Geben Streiche ihren Wangen,
Ihrem Rücken Riemenstreiche,
Daß ihr Blut zur Erde fließt.
„Habt das jetzt für euren Vater,
Für den großen Cid, den Edeln,
Der den Castiljaner-Adel,
Der den Hof verachtend schmähte,
Der auf Uns den Löwen ließ."

Also ließen sie die beiden,
Die Unschuld'gen, angebunden
Tief im Wald' an einem Baum.
Und wie nach vollführtem Siege
Ziehen fürder sie die Straße.
„Wo ist unsre Herrschaft blieben?"
Fragt der Zug. Die Grafen sprechen:

„Donna Sol und Donna Elvira,
Beide sind sie wohl versorgt.“
O der niedrigen Verräter!
O des schändlichen Verrats!

Doch vom Himmel und im Herzen
Ihres edlen, großen Vaters
War die Rettung der Verlassnen
Wunderbar vorher bestimmt.
„Reitet,“ sprach der Cid beim Abzug',
Zu Ordoño, seinem Neffen,
„Reitet querhin durch die Wüste,
Zu Valencia sehn wir uns.“

59.

Angstgeschrei und Weh und Seufzen,
Ächzen, wie der Sterbenden,
Drang hinauf von den Verlassnen,
Auf gen Himmel und erreichte
Bald Ordoños horchend Ohr.

Den Verlassenen zu Hülfe
Eilt' er tiefer in die Wüste,
Und als er die Edlen sah —
Wütend rauft er sich die Haare,
Wütend flucht er den Verrätern,
Feig' entflohen waren sie;

Decket dann mit seinen Kleidern
Die Verlassenen, Halbtoten,
Löset ihre harten Bande,
Eilt Erquickungen zu suchen,
Rettung, Obdach, Sicherheit.
Bald auch fand er einen Landmann,
Treu dem Cid und ganz ergeben,
In des Hütte trugen beide
Schweigend die Verlassenen,

3696 ff. Vgl. zu 3635 ff.

Wo des Landmanns Weib und Töchter
Freundlich ihrer sich annahmen
Und sie treu verpflegeten.

Don Ordoño sprach: „Señoras,
Unter dieser guten Leute
Sichern Obhut weilet hier;
Ich geh' jetzt mit einer Nachricht —
Ach, wo werd' ich Worte finden,
Sie dem Vater, sie der Mutter
Zu verkündigen? Dem Cid!"

Wo die Thaten Rache fodern,
Schweigen Worte. Cid erwidert
Nichts, und schlug sich an die Brust.
„Wohl hast du mir das gesaget,
Gutes Herz! Doch so abscheulich,
Schändlich, häßlich, niederträchtig,
Nicht der Teufel handelt so."

Aber welche Thränenquellen
Werden jetzt der Mutter Augen!
Standhaft tröstet sie der Cid;
Sendet Boten ab zum König,
Schnelle Boten, um Erlaubnis,
Kommen selbst vor ihn zu dürfen,
Gen Toledo, wo er war.

60.

Gnädig nahm ihn auf der König,
Als er ankam mit den Rittern,
Gnädig, wie es Cid verdient:
„Meine Dienste wißt Ihr, König,
Für Fernando, Euren Vater,
Für den unglücksel'gen Sancho,
Und, Alfonso, auch für Euch."

3737 f. Vgl. zu 3635 ff.

Alsobald gebot der König;
Und die beiden Grafen reichten,
Schimpflich, und doch nicht beschämet,
Den Tizona und Colado
Ihrem edlen Herrn zurück.

„Hab' ich," sprach der Cid, „euch wieder,
Angedenken meines Lebens,
Dich Tizona; einst gewonnen
Von Bukar, dem Mohrenkönig',
Als Valencia ich bezwang;
Dich, Colada, den der edle
Graf von Barcelona trug,
Als den Aragonier-König
Wir mit Ruhm besiegeten;
Nehmt die Degen, Don Bermudez
Und Alvar Fannez Minaya;
Bis zum Schluß der Reichsversammlung
Wahrt vor jedem Niederträcht'gen,
Wahret sie in eurer Hand."

Jetzt mit fürchterlichem Aufruf
Griff der Cid an seinen Bart,
Nannt' in Gegenwart des Königs
Und der ganzen Reichsversammlung,
Nannt' die Grafen und den Oheim,
Der den Anschlag angegeben,
Niederträchtige Verräter.
Als ein Mann von Ehre trug er
Ritterlich die Klage vor.

3758. den: Herder schwankt zwischen dem masc. (vgl. 4087, 4183, 4313; es schwebt der Begriff „Degen" vor, vgl. 716 ff.) und dem nach dem Span. richtigen fem. (3849, 3970). — Colado, so durchaus, nur einmal (3765) die richtige, dem Span. entsprechende Form Colada. Herder versäumte zu erzählen, daß der Cid den Grafen beide Schwerter gegeben, was auch das span. Original erst hier bei der Klage kurz nachträgt (C. M. 320: Díles Tizona y Colada, las espadas de mi lado). — 3764. Richtiger heißt es in der zugrunde liegenden spanischen Romanze (C. M. 288) en aquel dia Que lo vencí yo en Valencia (an jenem Tage, da ich ihn bei Valencia besiegte): hier herrscht entschieden Verwirrung, die zum Teil (vgl. zu 717) schon in den Romanzen beginnt, bei Herder aber dadurch vermehrt wird, daß der erste vor den Verrat der Infanten fallende Angriff Bukars (Einl. S. XIV, Cronica c. 229, Huber S. 232 ff., wo aber Cid die Tizona schon Kap. 221, S. 223 vom König Juñez erbeutet hat, C. M. CXLVI—CLI), den 3763 f. eigentlich voraussetzt, von dem zweiten (Cron. c. 278, p. 293. C. M. CLXXXVII), in die letzten Tage des Cid fallenden nicht geschieden, hier sogar mit den Kämpfen vor der Einnahme von Valencia vermengt wird. — 3766. Vgl. Enleitung S. VI. XIV. — 3775. Ein traditioneller auf das Poema zurückgehender Zug.

Sich entschuld'gen wollen beide;
Doch umsonst ist die Entschuld'gung,
Auf der Lippe stockt das Wort.
„Sprechet," rief der Cid noch lauter,
„Ist es Wahrheit, was ich sage?
Tod oder Bekenntnis." —

„Der,"
(Sprach im Spott Garzia Cabra)
„Der mit seiner Eisenstimme
Und mit seinem langen Bart,
Will euch, Grafen, hier erschrecken;
Geh' er hin zu seinen Mauren" —
„Schweigt," antwortete der König,
„Recht gilt hier es und Gericht.
Fechten müßt ihr, Angeklagte,
Drei mit drei; ihr beiden Grafen
Und der Oheim in Person;
Anderseits, wen von den Rittern
Gegenüber euch zu stellen
Der Beleidigte sich wählt."

Auf der Stelle wählte Cid
Drei von seinen wackern Männern,
Don Bermudes und zwei Vettern,
Stellend sie dem Feinde dar;
Nahm darauf vom König' Abschied,
Nach Valencia zog er heim.

61.

Niederträchtige Verräter
Bleiben immer hinterlistig;
Können sie mit Ritter-Ehre
Nicht entgehn dem bösen Kampf,
Wollen sie ihn von Toledo
Fernhin ziehen auf die Ebne
Ihres Städtchens Carrion.

Schon versammlet sind dort alle
Große stattliche Verwandte,
Selbst aus königlichem Stamm;
Alle reich in goldner Rüstung,
Alle prächtig im Gefolge,
Übermütig, frech und stolz.

Und ihr Anschlag ist, die Ritter
Cids voran hinwegzublasen,
Ehe noch der Kampf beginnt.
Kaum wird diesen solches merkbar,
Wenden sie sich an den König:
„Unter des Gesetzes Schutz
Und in deinem sind wir, König;
Dir vertraut, dir anbefohlen;
Wenn wir hinterlistig fallen,
Rächen wird uns unser Cid.“

So gewarnet nimmt der König
Aller dreier Leib und Leben
Öffentlich in seinen Schutz;
Weis't die hinterlist'gen Grafen
Gen Toledo, untersagend
Das Gefecht in Carrion.
O wie sank das Herz den Frechen!
Vorm Colado, vor Tizona
Zittert jetzt ihr Übermut.

Feld und Platz sind abgemessen,
Aufgerichtet stehn die Schranken,
Wo bleibt Fernan Gonsalez?
Denn Bermudes steht erwartend —
Endlich tritt er auf, erbebend,
Stößt zuerst mit seiner Lanze,
Und schon liegt er tief am Boden,
Mit durchbohrtem Schild' und Harnisch.
Bittend fleht' er um sein Leben,
Als er die Tizona sah
Aufgehoben. „Stirb, Verräter!“

Rief Bermudes. „Schenk', o schenke
Mir mein Leben," sprach der Feige;
„Ich erkenne mich besiegt."

Martin Antolin von Burgos
Hob die Lanz' und den Colado
Gegen Diego Gonsalez.
Mächtig schrie er um Erbarmen
Unter Püffen, unter Streichen
Des Colado, bis sein Roß ihn
Günstig aus den Schranken riß.
„O wie schändlich," riefen alle,
„Schändlich ist auch der besiegt."

Nuño Gustios tritt entgegen
Dem verräterischen Oheim,
Suer Gonsalez, durchbohret
Ihm auf Einmal Helm und Schild;
Blutend liegt er an dem Boden,
Schon setzt Nuño ihm die Lanze
Ins Gesicht; da ruft des Vaters
Klägliches Geschrei: „Erbarmen!
Lieget er denn nicht besiegt?"

Ja besiegt, und niederträchtig
Feige sind sie überwunden,
Die Stolzen, Vermessenen.
Nichts blieb itzt dem König übrig,
Als das Urteil auszusprechen
„Niedriger Verräterei".
Ehrlos werden ihre Namen,
Eingezogen ihre Güter,
Und kein Mann von Ehre nennet
Ohne Scham die Niedrigen.

Als der Cid von seinen Siegern
Froh die gute Botschaft hörte,
Dankt er Gott; doch blieb im Herzen
Ihm die bittere Erinnrung
Lebenslang ein wunder Ort.

Seit der Schmach, die ihm begegnet,
Trug er fortan schwarze Rüstung,
Übersät mit goldnen Kreuzen,
Und war stiller als vorher.

62.

Eingeschlummert, matt vor Alter,
Saß auf seinem hölzern Stuhle
Cid, der Feldherr; neben ihm
Saß Ximene mit den Töchtern,
Stickend eine feine Leinwand,
Ihnen winkte mit dem Finger
Sie, des Vaters süßen Schlummer
Nicht zu stören; alles schwieg.

Als zwei persische Gesandte,
Den ruhmvollen Cid zu grüßen,
Kommen mit Geräusch und Pracht.
Denn der Ruf von seinen Thaten,
Von der Größe seines Wertes,
Drang durch Mauren und Araber
Hin ins ferne Persien.

Von des Helden Ruhm ergriffen,
Sandt' der Sultan ihm Geschenke,
Seidenstoffe, Spezerein.

Angelanget mit Kamelen,
Traten vor ihn die Gesandten;
„Ruy Diaz, (sprach der Eine
Mit hinabgesenktem Blick)
Ruy Diaz, tapfrer Feldherr,
Unser mächtiggroße Sultan
Beut dir seine Freundschaft an.
Bei dem Leben Mahoms schwur er:
Hätt' er dich in seinem Lande,
Wohl die Hälfte seines Reiches
Gäb' er gerne dir als Freund.

Seine Achtung dir zu zeigen,
Sendet er dir die Geschenke.“ —
Ihm antwortete der Cid.

„Sagt dem Sultan, Eurem Herren,
Daß die Ehre seiner Botschaft
Ich empfange unverdient.
Was ich that; es war nur wenig;
Was ich bin, ward oft verleumdet.
Hätt' er sich bei uns erkundet,
Wer ich sei? Er hätte schwerlich
Mir die Ehre nicht erzeigt.
Indes, wär' er Christ, ich machte
Ihn zum Richter meines Werts.“

Also sprach der Cid und zeigte
Ihnen darauf seine Schätze,
Die Gemahlin und die Töchter;
Zwar nicht überdeckt mit Perlen,
Ohne Schmuck und Edelsteine,
Doch des Herzens Güt' und Unschuld
Sprach aus jeglichem Gesicht.
Über seiner Töchter Schönheit
Waren beide hoch erstaunt;
Und noch mehr, noch mehr erstaunet
Über seine schlichte Sitten,
Über sein einfaches Haus.

Auch in Spanien besiegte
Bald sein Ruhm die ärgsten Neider;
Seine schönen edlen Töchter,
Donna Sol und Donna Elvira
Fand der Lohn; an zwei Infanten
Arragoniens und Navarras
Wurden glücklich sie vermählt.

3929 f. So auch in der Handschrift. Ich verstehe: „er hätte mir schwerlich oder vielmehr gewiß nicht die Ehre erzeigt“. Diese Auffassung scheint auch das in B nach *schwerlich* gesetzte (,) anzudeuten (seit C wieder fallen gelassen). Einer Änderung (*wohl* statt *nicht* oder *wahrlich* statt *schwerlich*, möchte ich nicht zustimmen, wenn auch die Fügung nicht ohne Härte ist.

63.

Matt von Jahren, matt von Kriegen,
Obwohl überdeckt mit Ruhme,
Als der Cid, Bukar entgegen,
Der Valencia ihm zu rauben,
Auf ihn drang mit starker Heerskraft,
Dreißig Könige mit ihm;
Als Cid gegen sie hinauszog,
Sprach er zu Ximenen so:

„Wenn ich überdeckt mit Todeswunden
Auf dem Schlachtfeld' falle, so bestatte
Mich beim heil'gen Pedro de Cordoña,
Nahe dem Altare; und, Ximene,
Sei wohl auf der Hut, daß dich der Mauren
Keiner dann in Furcht und Schwachheit sehe.
Wenn man diesseit über meinem Leichnam
Ruhepsalmen singt, so rufe jenseit
Man zu Waffen, daß mein Tod den Feinden
Neuen Mut nicht, und den Sieg nicht gebe.

„In der Rechte laß mir die Tizona
Auch in meiner Gruft, daß sie kein andrer,
Kein Unwürd'ger führe. Will es Gott so,
Und du siehst Babieça aus dem Schlachtfeld'
Ohne mich heimkehren; öffn' ihm freundlich
Gleich die Pforte; streichle ihn, Ximene;
Wer dem Herrn so treu, wie er gedient hat,
Ist auch Lohns wert nach des Herren Tode.

„Hilf, Ximene, hilf mir in die Waffen;
Sieh dort blinket schon die Morgenröte;
Und es geht auf Leben oder Tod jetzt.

3962. Vgl. zu 687. — 3970. Im Franz. (Vög. 323, vgl. 330 f.) soll man ihm sein „gutes Schwert" nur zum Leichenschmuck in der Rechten lassen, und er ordnet außerdem an, daß es nie in die Hände eines Schwächlings übergehn soll (Pour me servir de parure funéraire laissez ma bonne epée dans ma main droite, et j'ordonne qu'elle ne passe jamais entre des mains efféminées): ob Mißverständnis oder absichtliche Änderung, in beiden Fällen kann der Schluß der 69. Romanze, den auch die von Herder gekannte aber verschmähte Romanze vom Juden und Cid (C. M. CCI) voraussetzt, Einfluß genommen haben. In beiden ist auch die Tizona genannt, die übrigens das Herder unbekannte spanische Original (C. M. CXLVI) auch an dieser Stelle statt des vorsichtigeren allgemeinern Ausdrucks im Franz. hat, wiewohl es sich eigentlich auf den ersten Kampf mit Bukar bezieht (vgl. zu 3764), in dem der Cid das Schwert erst erbeutete (zu 717).

Gieb mir, Liebe, gieb mir deinen Segen;
Und was ich erworben, sei der Himmel
Gnädig deiner Kraft, es zu erhalten."

Ausgesprochen diese Worte,
Schwang er mühsam sich vom Eckstein
Auf sein gutes Pferd Babieça;
Das sah seinen Herren traurig,
Traurig hing es seinen Kopf.

64.

Matt von Kriegen, matt von Kämpfen
Lag der Cid auf seinem Lager,
Denkend an die nahe Zukunft,
An Gefahren der Ximene,
Als er neben sich am Bette
Leuchten sahe welchen Glanz!

Einen Mann an seiner Seite
Sah er; heiter war sein Antlitz,
Glänzend; und sein Haar gekräuselt,
Weiß wie Schnee; er saß ehrwürdig
Da, da in süßem Himmelsduft.

„Schlummerst du, mein Freund Rodrigo?
(Sprach er) Auf! ermuntre dich!"

„Und wer bist du," sprach der Feldherr,
„Der im Wachen mit mir spricht?"

„Pedro bin ich, der Apostel,
Dessen Haus dir so beliebt ist,
Hergesandt auf deine Sorgen,
Komm' ich zu verkünden dir,
Daß dich Gott nach dreißig Tagen
Rufet in die andre Welt,

„Wo dich alle deine Freunde,
Wo die Heilgen dich erwarten;
Um die Freunde, die du lässest,

Um Ximenen sei nicht bange;
Aufgetragen meinem Vetter,
Dem San-Jago, ist ihr Sieg.
Mache fertig dich zur Reise,
Und bestelle froh dein Haus."

Dies gehöret, sprang Rodrigo
Munter auf von seinem Lager,
Will dem heiligen Apostel
Dankend froh zu Fuße fallen;
Doch die himmlische Erscheinung
War hinweg; er stand allein.

65.

Tausend hundert zwei und dreißig,
Am dreizehnten Tag des Maimonds
War es, als der gute Feldherr
Von Bivar die Welt verließ.

Tages drauf als ihm San Pedro
Prophezeiend war erschienen,
Ließ er seine Freunde kommen,
Und Ximenen ihm zur Seite,
Sprach er seinen letzten Willen
Ernst und ruhig also aus:

„Zu San Pedro de Cardeña,
Wie du mir versprachst, Ximene,
Wird mein Körper heimgeführt;
Jedem meiner edlen Männer
Gieb fünfhundert Maravedis:
Denn sie waren treuergeben,
Treu dem Cid bis in den Tod.
Alvar Fannez von Minaya,
Du, mein Freund, wirst sie verteilen;
Was dir bleibt, meine Ximene,
Wend' es an zu frommen Werken,
Und für deine Güt' und Liebe
Habe meinen treusten Dank.

In das Kloster zu Cardeña
Wirst du meinen Leib begleiten;
Mein Vertrautester, Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Bischof,
Alvar Fannez, und Bermudes,
Meine treugeliebten Alle,
Werden, dir und mir gefällig,
Wohl mit dir die Reise thun."

So empfahl er Gott die Seele,
Nahm Abschied von seinen Freunden,
Und empfing das Sakrament.

66.

Tages noch vor seinem Tode
Ließ Cid seine Freunde kommen,
Und als Feldherr sprach er so:

„Ich weiß, daß der Maurenkönig,
Daß Bukar mit seinen Heeren,
Der Valencia hart umschließt,
Gierig meinen Tod erwartet;
Bergt dem Sarazenen ihn.

„Und die kostbarn Spezereien,
Die Balsame, die der Sultan
Mir aus Persien gesandt,
Sandt' er wohl für meinen Leichnam —
Wohl, ihr Freunde, laßt ihn waschen,
Balsamiert ihn mit der Myrrhe,
Kleidet ihn von Haupt zu Fuß;
San-Jago wird euch begleiten,
Und kein Klaggesang erschalle,
Keine Thräne wein' um mich.

„Vielmehr, wenn ich ausgeatmet,
Lasset die Drommeten tönen,
Laßt die Pauken, laßt die Zimbeln,
Laßt die Klarinetten rufen,
Feldgeschrei zur nahen Schlacht.

„Und wenn ihr dann nach Castiljen
Meinen Leichnam hinbegleitet,
Wiss' es ja kein Mohren-Seewolf,
Alle lasset hier zurück.
Sattelt meinen Freund Babieça,
Kleidet mich in meine Waffen,
Gürtet an mir den Tizona,
Und so setzt mich auf mein Roß.
Neben mir dann geht Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Bischof,
Und mein tapfrer Freund Bermudes;
Ihr Alvar Fannez Minaya
Ziehet stracks hin auf Bukar;
Daß euch Gott den Sieg verleihn wird,
Sagte mir San Pedro selbst."

Also sprach der Feldherr ruhig,
Und des Sultans Ehrenbalsam
War gesandt ihm zum Triumph.

67.

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt:
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letztenmal.

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,

4083. Mohren-Seewolf ist eine von Herder ohne Anhalt im Original (Y cuando partir querais A ese reyno Castillo, En secreto lo diredes A la gente que ende habia) gebildete Bezeichnung für die übers Meer nach Spanien gekommenen Mauren, aber wie der Zusammenhang lehrt, nicht, wie man angenommen hat, für die Scharen Bukars, sondern für die Mauren in Valencia, denen der Cid nicht hinlänglich traut. Nur auf diese kann sich Alle (4084) beziehen und es auf „die Freunde und Diener mit Ausnahme der im Folgenden genannten" (Düntzer) zu deuten, verwehrt Interpunktion und Zusammenhang. Im Original erteilt der Cid die gerade entgegengesetzte im Grunde aber auf derselben Gesinnung beruhende Weisung, kein Maure bleibe aus der Vorstadt Alcudia (Non quede Moro ninguno Del arrabal de Alcudia). — 4087. Vgl. zu 3758. — 4108. Genau „von T. und A." (montagnes d'Albaracin et de Terouel) in Aragonien.

Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muts,
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin.
Ach, der Tod, er raubt uns alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen;
Er blickt hin zum letztenmal.

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal sehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt aufs Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund;

Fühlt er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal

Gerne hätt' sich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster

Weht ein Wind her von den Höhen,
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entschläft.

Auf nun, auf! Drommeten, Trommeln,
Pfeifen, Klarinetten tönet,
Übertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

68.

Ausgeatmet hat der gute
Cid, der von Bivar sich nannte.
Zu vollbringen seinen Willen
Ist Gil Diaz jetzt bedacht.

Balsamieret wird sein Leichnam;
Frisch und schön, als ob er lebte,
Sitzt er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig=weißem Bart;
Eine Tafel stützt die Schultern,
Eine Tafel Kinn und Arme,
Unbewegt auf seinem Stuhle
Sitzt er da, der edle Greis.

Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegsdrommeten,
Weckten auf den Maurenkönig,
Der Valencia hart umschloß.

Mitternacht war's, und man setzte
Auf sein gutes Pferd Babieça
Grad' und fest den toten Herrn;
Schwarz und weiße Niederkleider,
Ähnlich dem gewohnten Harnisch,
Der Cid an den Beinen trug;
Durchgenäht mit goldnen Kreuzen

4148. Vgl. zu 1804.

War die Kleidung; ihm am Halse,
Eingefaßt mit der Devise,
Wellenförmig hing sein Schild.
Von gemaltem Pergamente
Stand ein Helm ihm auf dem Haupte
Ganz in Eisen eingekleidet
Schien er da auf seinem Roß,
In der Rechte den Tizona. —

Neben ihm zu einer Seite
Ging Jeronymo, der Bischof,
An der andern ging Gil Diaz;
Beide führten den Babieça,
Der sich seines Herrn erfreute,
Der noch einmal auf ihm saß.

Sacht geöffnet ward die Pforte,
Die hin gen Castiljen führet,
Trabethor wird sie genannt:
Durch sie zog Pedro Bermudes
Mit erhobner Fahne Cids,
Neben ihm vierhundert Ritter,
Zur Bedeckung ihr, voran.
Jetzt nun folgete Cids Leiche,
Hundert Ritter um sie her;
Hinter ihr Donna Ximena,
Wohlbegleitet von sechshundert
Edeln Männern, ihrem Schutz.

Schweigend ging der Zug und langsam,
Leis', als wären es kaum zwanzig;
Aus Valencia waren alle
Längst schon, als der Tag anbrach.

Alvar Fannez war der Erste,
Wütig stürzt er auf die Mauren,
Die Bukar hieher gelagert;
Ungeheuer war die Zahl.

4178. Wellenförmig (ondeada) bezieht sich im Span. (Y su escudo puesto al cuello Con su divisa ondeada) nicht auf den Schild (escudo), sondern auf die divisa, das Wappenbild auf demselben. — 4183. Vgl. zu 3758.

Traf zuerst auf eine schwarze
Mohrin, die aus türk'schem Bogen
Gift'ge Pfeile tödlich schoß,
Also meisterhaft, daß man sie
Einen Stern des Himmels nannte;
Sie und ihre Schwestern alle,
Hundert schwarze Weiber streckte
Alvar Fannez in den Staub.

Dies gesehn erschraken alle
Sechs und dreißig Mohrenkön'ge;
Furcht-erblasset stand Bukar.
Wohl sechshunderttausend Ritter
Dünkt ihnen das Heer der Christen,
Alle weiß und hell wie Schnee.
Und der Schrecklichste vor allen,
Reitend vor auf weißem Rosse,
Größer als die andern alle,
In der Hand eine weiße Fahne,
Auf der Brust ein farbicht Kreuz,
Sein Schwert glänzete wie Feuer —
Als er anlangt bei den Mauren,
Breitet ringsum er den Tod.
Alle fliehen nach den Schiffen,
Viele stürzen sich ins Meer.
Wohl zehntausend waren ihrer,
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Flut verschlang.
Von den Mohrenkön'gen blieben
Zwanzig; nur Bukar entrann.

Also siegt' auch nach dem Tode,
Weil San-Jago ihm voranging,
Cid; gewonnen ward an Beute

4230. Im Span. heißt es: womit er die Mauren schlug (La espada semeja á fuego, Con que á los Moros llagava; Gran mortandad face en ellos): Herder verwechselte offenbar llagava mit llegava. — 4238. nur wäre, wenn man es nicht in einem mehr allgemein adversativen als streng ausschließenden Sinn nehmen darf, nicht ohne Bedenken: Herder müßte schon wieder vergessen haben, was er kaum (4219) gesagt hatte. Auch im Span. wird Bukars Rettung durch die Flucht erzählt; aber ein ausschließendes nur hätte darin keinen Anhalt (Búcar huyendo se escapa).

Großer Reichtum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Ärmste wurde reich.

Sodann setzten nach dem Willen
Cids die freundlichen Begleiter
Nach San-Pedro de Cardeña
Ruhig ihre Reise fort.

69.

Boten sandte jetzt Ximene
Auf der Reise nach Castiljen,
Boten an Cids Anverwandte,
Boten auch an ihre Töchter,
Und an ihre Schwiegersöhne,
Zwei gekrönte Könige;
Daß sie kämen und den Feldherrn,
Ihren Freund und Vater ehrten,
Ihm erzeigend noch die letzte
Trauervolle Liebespflicht.

Alvar Fannez war der Meinung,
Daß man in den Sarg ihn legte,
Diesen dann mit Purpur deckte,
Und mit goldnen Nägeln schlösse;
Doch Ximene Gomez sprach:

„Cid mit seinem schönen Antlitz,
Mit den hellen, offnen Augen,
Soll er in den Trauerkasten,
In den festverschloßnen Sarg?
Nein! Es sollen meine Töchter,
Meine Schwiegersöhn' ihn sehen,
Wie er noch im Tode lebt."

Angenommen ward die Meinung;
Eine Stunde weit von Osma
Sammlete sich die Versammlung
Und der Ehrenzug begann.

Arragoniens König Sancho
Kam mit seinen braven Rittern;
Ihre rückgekehrten Schilde
Hingen an dem Sattelbogen,
Schwarze Mäntel trugen alle,
Aufgeschlitzte Trauerkappen,
Nach castilischem Gebrauch.
In der tiefsten Trauer waren
Donna Sol und ihre Damen,
Schwarz umhüllt mit Etamin.

Fast erhob sich schon ein Weinen;
Aber schnell verbot Ximene
Alle Klagen, alle Thränen,
Weil der Cid es untersagt:
Ihres Vaters Hand zu küssen
Nahten stillverehrend beide,
König und die Königin.

Auch der König von Navarra
Trat hinzu mit Donna Elvira,
Küssend ihres Vaters Hand;
Viele stille Thränen flossen,
Bis sie zu San Pedro kamen,
Wohin sich der Cid gewünscht.

Selbst der König von Castiljen,
Als er von dem Zuge hörte,
Sandt' er Boten ihn zu grüßen,
Ehrenvoll ihn zu begleiten,
Eilte selbst hin nach Cardeña,
Und als er den Toten sah,

Wundert' er sich seiner Schönheit,
Ordnete, daß statt im Grabe
Er auf einem prächt'gen Stuhle
Säße neben dem Altar.
Aufgerichtet, reich vergoldet
Ward ihm schnell ein Tabernakel,

Länger als zehn Jahre saß er
Da in seiner vollen Rüstung,
Als ob er noch leibt' und lebte,
Den Tizona in der Hand.

70.

Sancho, König in Navarra,
Zugenamt der Heldenmüt'ge,
Er, des großen Cids Urenkel,
Den ganz Spanjen noch verehrt;
Mit Alfonso von Castiljen
Führet' er siegreiche Kriege,
Drang hinein bis über Burgos,
Überall gewinnend Beute,
Bis mit solcher reichbeladen
Er hinwegzog, voll des Wahnes,
Niemand könn' ihm widerstehn.

So kam er auf seinem Rückzug'
In das Kloster de Cardeña,
Wo begraben lag der Cid,
Hochverehrt: denn niemand glich ihm
Seit der Zeit an Mut und Stärke,
Wie an Güt' und Redlichkeit.

Vorgesetzter dieses Klosters
War ein Abt, ein Mann von Jahren,
Der als Ritter einst in Waffen
Ehre sich und Ruhm erworben,
An Gestalt ein Mann von Ansehn,
Voll Gemüts; es drückt' ihn schmerzlich,
Daß der König von Navarra
Mit dem Schimpfe von Castiljen
So viel Beute mit sich nahm.

Als der König zum Altare
Trat, bewundernd seine Fahne,
Deren gleich' er in ganz Spanjen

4313. Vgl. zu 3758.

Keine nirgend je gesehn,
Riß der Abt sie vom Altare,
Und erhob die Fahne — Cids.

„Wisse,“ sprach er, „großer König,
Wiss’, in diesem heil’gen Kloster,
Das mir anvertrauet ist,
Liegt ein Held, mit dessen Fahne,
Unter ihr darf ich mich messen,
Großer König, selbst mit dir.
Denn hier ist die Leichenstätte
Cids, genannt Campeador.

„Eine Gunst von dir zu bitten,
Herr, ergriff ich seine Fahne
Kühn, und trage meine Bitte
Dir in tiefster Demut vor.
Laß den Raub zurück, o König,
Den du unserm Land’ entziehest;
Dir gereicht’s zu höherm Ruhme,
Wenn du ihn der Heldenfahne
Weihest und dem Grabe Cids.“

Einen Augenblick betroffen
Und nachdenkend stand der König,
Über dieses Abtes Mut;
Dann sprach er: „Aus mehrern Gründen
Thu’ ich, Vater, was Ihr bittet,
Und laß meine Beute hier.

„Erstens, weil ich, aus dem Blute
Des Campeadors entsprossen,
Der Urenkel bin von Cid.
Seine Tochter, Donna Elvira,
Die Gemahlin Don Garzias,
Rühm’ ich, ist Großmutter mir.

„Zweitens laß ich aus Verehrung
Gegen diese Heldenfahne
Und des hier Begrabnen Ruhm,
Eurer Obhut anvertrauet,
Gern die Kriegesbeute hier;

„Die ich dann auch, recht gesaget,
Wäre jetzt der Cid am Leben,
Wohl nicht mit mir nehmen dürfte;
Nie wär' ich so weit gekommen,
Hätte nie sie mir erworben,
Nie ließ er vor seinen Augen
Sie hinziehn aus seinem Lande,
Lebte noch der tapfre Cid.
Also lass' ich sie dem Toten,
Euch zu frommem Brauch, zurück."

Er befahl und alle Beute
Blieb dem Kloster von Cardeña;
Sie ward eine fromme Stiftung.
Ein Wohlthäter für die Armen,
Ein Beschützer der Verlaßnen
Ward der Cid auch in der Gruft.

Paramythien.

Einleitung.

Die erste Anregung zu Herders „Paramythien“ gaben Lessings Fabeln und die Abhandlungen über die Fabel (1759), die auch auf seine Erörterungen „Vom neuern Gebrauch der Mythologie“ in der dritten Sammlung seiner „Fragmente“ (1767) einen so wesentlichen Einfluß nahmen. Wie Lessing dort in der fünften Abhandlung einen heuristischen Gebrauch der alten Fabeln gewünscht und angedeutet hatte, auf welchem Wege aus den alten Fabeln neue erfunden werden könnten, so verlangt Herder in seinen „Fragmenten“ einen heuristischen Gebrauch der alten Mythologie, um an ihr zu lernen „selbst Erfinder zu werden“. Da er aber die „Schwierigkeiten, uns gleichsam eine ganz neue Mythologie zu schaffen“, nicht verkennt, so begnügt er sich mit dem „leichteren und sichreren“, „aus der Bilderwelt der Alten gleichsam eine neue uns zu finden“, indem man die alten Bilder und Geschichte auf nähere Vorfälle anwendet, in sie einen neuen poetischen Sinn legt, sie hier und da verändert um einen neuen Zweck zu erreichen, verbindet und trennet, fort führt und seitwärts lenkt, zurück geht oder stille steht. Indem er diesen Gedanken weiter ausführt und durch Beispiele belegt, verweist er für das, was ihm „der am meisten dichterische Gebrauch der Fabellehre und der

Quell zu den schönsten und reizendsten Fiktionen scheint", nämlich „aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit, poetisch wahrscheinlich und poetisch schön zu erklären", auf Lessingsche Fabeln wie ganz besonders „jene allerliebste" Zeus und das Pferd (II, 18), oder die Esel (II, 10), Zeus und das Schaf (II, 18) und die Ziegen (II, 24) und auf jene „Tändeleien" Gerstenbergs (1759, verbessert 1760 und 1768), in denen uns dieser „den Ursprung des Kusses, der Syrene und des Bärtchens"*) erzählt. Es sind das Stoffe, bei denen sich Herders poetisches Interesse mit einem philosophisch-historischen begegnet. Er führt sie z. T. wieder an in jener aus dem fragmentarischen „Versuch einer Geschichte der Dichtkunst" (Lebensbild I, 3, 1, 100) in die zweite Ausgabe der ersten Fragmentensammlung herübergenommenen Stelle (Suphan II, 61 und Anm.), wo er es als „eins der angenehmsten Felder" bezeichnet, „auf welche sich die menschliche Neugierde verirren kann: über den Ursprung dessen, was ist, zu philosophieren" .... „ihn entweder historisch zu erfahren, oder philosophisch zu erklären, oder dichterisch zu mutmaßen". „Mit welchem Vergnügen", heißt es da weiter, „durchträumen wir dichterische Erzählungen von diesem und jenem Ursprunge: hier den ersten Schiffer, dort den ersten Kuß, hier den ersten Garten, dort den ersten Toten, hier das erste Kamel, dort das erste Weib: Erdichtungen, in denen die Dichter unserer Sprache noch so sparsam sind." Da kommen also noch ein paar Dichtungen Geßners hinzu."**)

Ganz analog aber lauten eine Reihe von Themen zu Dichtungen, welche Suphan (a. a. O. Anm.) und Haym (Herder I, 164 Anm.) aus Herders „ältesten Arbeits- und Dichtungsheften" mitteilten. Sie zeigen, daß sein vorhin erwähnter Vorschlag eines heuristischen Gebrauchs der alten Mythologie ebenso mit eignen dichterischen Versuchen zusammenhing wie der Lessings von dem heuristischen Gebrauch der Fabel mit seinen eignen Fabeln (namentlich des zweiten Buches). Da finden sich Themen „notiert und skizziert" wie: die Erfindung der Künste; Saturnalie, die Erfindung des Mein und Dein (Anlage ähnlich der des „Eleusischen Festes": Suphan); Erfindung des Weins, der Buchstaben; Ursprung der Rose („die Entstehung der roten Rosen" ist die Überschrift eines Gedichtchens in einem Rigaer Exzerptenheft: Haym); Ursprung der Verschiedenheit der Menschen, der Runzeln des Weisen, des Grübchens, der Frauenzimmertracht, der Malerei, der Bildhauerei, der Säulenordnung. Von einem Thema, Erfindung (sic) der Blattern, teilt Haym als Beispiel der „für die Aus-

*) „Der Geschmack eines Kusses", „Parthenope" und „Das Kennzeichen der Untreue" (vgl. Lessing im 32. und 33. und Nicolai im 156. Litteraturbrief). Hamels Auswahl (Kürschners Deutsche National-Litt., Bd. 48) giebt keine der drei kleinen Dichtungen; die letzte teilt Lessing a. a. O. in ihrer ursprünglichen Fassung mit.

**) Freys Auswahl (Kürschners Deutsche National-Litt. Bd. 41, 1 Abt. S. 209 ff. 81 [Lycas oder die Erfindung der Gärten]). Der erste Tote könnte vielleicht „der Tod Abels" von Geßner sein (Frey, S. 99 ff.), eine Dichtung, die auch sonst Herder beachtenswerte Anregung bot (vgl. Suphan VI, XIII. 168 f.)

führung hie und da hinzugeschriebenen Andeutungen", die zeigen, „daß es überall auf die Verwendung mythologischer Figuren abgesehen war" mit, wie es in drei Scenen, Verse mit Prosa wechselnd, ausgeführt werden sollte: Venus, Pallas und Juno stellen eine erkrankte Schöne auf das Flehen ihres Liebhabers wieder her und drücken ihr zum Andenken an die Gefahr und die Errettung drei Grübchen ein. Da ist auch in der Form, Verse mit Prosa wechselnd, das Muster Gerstenbergs unverkennbar. „In Versen," berichtet Haym, „wird ein andermal 'die Schöpfung der Turteltaube' besungen." In der Fassung, die das Gedicht im Jahre 1771 in Bückeburg erhielt, wo der alte Gedanke wieder aufgenommen wurde, hat es zuerst Redlich (Suphan 28, 557 f.) mitgeteilt und darnach ist es hier zu Nr. 5 wiederholt worden.

Von allen diesen Entwürfen und Versuchen kam vorerst nichts ans Licht der Öffentlichkeit. Erst im Jahre 1781 wurde eine Anzahl solcher Dichtungen in Prosa durch das „Journal von Tiefurth" dem engeren Kreise des Weimarer Hofes bekannt. Im vierten Stück desselben (3. September, des Herzogs Geburtstag) erschienen unsere Nr. 9, 1, 7, 2, 8. Auf Nr. 9 (Die Rose 1.) folgte aber noch ein Seitenstück: Die Rose 2., ein Wettstreit zwischen Jüngling und Mädchen im Preise der Rose als Blume der Liebe oder der Freundschaft, den die Rose selbst zu Gunsten des Mädchens entscheidet (Suphan 28, 162), so daß sich drei Paare stoffverwandter Dichtungen ergeben, und nur der letzten auf Nr. 8 noch folgenden, Minervens Geburt 1. (a. a. O.), in welcher Jupiter eben durch diese von seiner etwas niedrigen Meinung vom weiblichen Geschlecht geheilt wird, fehlt, wie es ausdrücklich am Schluß heißt, „der Pendant hiezu". Eingeführt wurden diese kleinen Dichtungen aber durch eine Zuschrift, welche Bezug nimmt auf die im ersten Stücke des Journals (erschienen zu Ende der auf die Ausgabe des vom 15. August 1781 datierten Avertissements folgenden Woche) gestellte Preisaufgabe: „Wie ist eine unokkupierte Gesellschaft für die Langeweile zu bewahren?" Diese Zuschrift lautet:

An die Herausgeber des Tiefurther Journals.

Zwei Einsiedler*) hörten von der Frage einer berühmten Gesellschaft: „Wie man sich angenehm okkupieren könne, ohne okkupiert zu sein?" und weil sie eben den Abend vorher, als den 2ten Sept. a. c. zwischen 9—10 Uhr nach einem angenehmen Spaziergange in eben dem Fall gewesen zu sein glaubten, so beschlossen sie, die Probe ihrer Okkupation vorgenannter Gesellschaft als einen kleinen Beitrag zu ihrer Frage aufs bescheidenste vorzulegen, zumal der Tag selbst, als der 3. Sept. a. c. jeden Beitrag zu einem etwannigen Amusement zu erlauben schien.

Die beiden Einsiedler hatten sich nämlich in vorgenannter halben Abendstunde Gegenstände aufgegeben, auf die sie ihr Gespräch und ihr

*) Vgl. 160, 5 und Anmerkung.

Spaziergang führte, z. E. Rose, Morgen- und Abendröte, Nacht, Schlaf und die Geburt der Minerva*), von der sie eben viel Wunders und Ruhms gehört hatten; jeder von ihnen sagte, was ihm einfiel und alles sollte und mußte diesmal eine Fabel werden.

Sie wagen's, dies Fabelwerk, aus dem überhaupt unsre Welt bestehet, als den amusanten Zeitvertreib einer Gesellschaft vorzuschlagen, die so zahl- als geistreich ist und von der dies Rad angenehmer Dichtung erst recht in Umlauf gebracht werden könnte. Dem 3. Sept. zu Ehren wollten sie eine Fabel hinzuthun; es gelang ihnen aber keine, die des Tages wert wäre und überlassen also diese erste bessere Probe sogleich der heutigen Gesellschaft, der sie sich hiemit inkognito aufs beste und unterthänigste wollen empfohlen haben.

Die beiden Einsiedler.
den 3. Sept. 1781.

In dem zu Ende des Jahres erschienenen zehnten Stücke folgte noch Nr. 5, auch diese bereits umgegossen in die Prosa, an welcher Herder auch später für diese Dichtungen festhielt mit einer einzigen Ausnahme (Nr. 3).

Einem größern Leserkreise wurden dieselben erst einige Jahre später zugänglich gemacht durch die „Zerstreuten Blätter", für deren „erste Sammlung" Herder im Jahre 1784 die kleine aus Nr. 1—12 bestehende Reihe zusammenstellte. Von den bereits im Tiefurter Journal stehenden Stücken blieben zwei, das Gegenstück zu Nr. 9 und Minervens Geburt ganz ausgeschlossen, die andern wurden mehr oder weniger überarbeitet, wobei nicht bloß die Rücksicht auf die Wahl des Ausdrucks sondern namentlich auch auf den Tonfall und den Rhythmus der Prosa maßgebend erscheint. Ehe sie gedruckt wurden, versicherte sich Herder des Urteils der nächsten Freunde, besonders Goethes und Knebels. Auf des erstern Verlangen sollte schon am 13. November 1784 die Stein Herder auf den Abend einladen, daß sie „die Fabeln lesen könnten" und am 22. meldet er ihr, Herder habe ihm „seine mythologischen Fabeln" geschickt, „die ich mit dir lesen will und soll" (Goethes Briefe an Fr. v. Stein III, 117. 120). An Knebel sendet sie Herder am 19. Dezember (Knebels Litt. Nachlaß II, 298; zum Datum Von und an Herder III, 16, Anm. 2) zugleich mitteilend, daß „noch einige der Art hinzukommen" sollten, dazu er „die Materie im Kopf habe", aber die Arbeit an den „Ideen" habe ihm dazu nicht Zeit gelassen. Knebel, der melden sollte, „ob und was ihm davon gefalle", fand sie „golden" und bekennt Strafe erwartend, wenn er sie verdient habe, er hätte „es nicht lassen können" und hätte seiner Schwester

*) die Geburt der Minerva, das zu Goethes Geburtstag im selben Jahre in Tiefurt aufgeführte Schattenspiel (vgl. G. an Fr. v. Stein 29. VIII 81), worüber der Herzog im Tief. Journal Bericht erstattete (vgl. K. J. Schröer in Westermanns Monatsheften, März 1885, S. 754 ff.).

„ein paar zum h. Christ abgeschrieben“. (Von und an Herder III, 17.) Am 2. März 1785 waren „die Blätter meistens gedruckt“ und Herder konnte dem begeisterten Freunde bald ein Exemplar in Aussicht stellen (Knebels Nachlaß II, 240), am 10. April erhielt Gleim die „erste Sammlung“ der „Zerstreuten Blätter“, wo unsere Paramythien S. 164—214 stehen. Die „zweite, neu durchgesehene Ausgabe“ (1791) ließ auch die Paramythien nicht ganz unberührt: manche kleine Änderung des Ausdrucks, der Wortstellung, der Satzverbindung u. dgl verrät die unermüdlich bessernde und feilende Hand des Verfassers; einmal (zu 168, 1) wird auch dabei Rücksicht genommen auf ein öffentliches Urteil. Darnach reproduzierte sie die Gesammtausgabe (1806 Z. sch. Litt. VI, 145—192; Taschenausg. 1827 VI, 221—257), vermehrt um ein ungedrucktes Stück „Minerva“ (Nr. 13). Vermehrung um drei Stücke, „die sich handschriftlich auf einem Blatt mit der Schöpfung der Turteltaube fanden“, brachte jüngst Redlichs Ausgabe bei Suphan 28, 127—166 (vgl. 557 f.): es sind das eigentlich reine Tierfabeln. Auch zwei unvollendete Stücke „Pan“ und „Jupiter“ fanden sich im Nachlaß (vgl. den Brief an Knebel oben S. 152). Bei Redlich findet man auch die Lesarten der ersten Ausgabe der „Zerstreuten Blätter“ und, worin Düntzer schon vorangegangen war, aber allerdings, wie sich jetzt zeigt, nicht immer mit der nötigen Genauigkeit (Ausgabe bei Hempel Bd. II, 16 ff.), die des Tiefurter Journals und die zurückgelegten Stücke daraus. In einer kritischen Gesamtausgabe durften natürlich auch diese nicht fehlen: hier schien es mir genug zu sein an der kleinen vom Dichter selbst herausgegebenen Sammlung, und nur der einen schon durch die Gesamtausgabe zum Gemeingut gewordenen Nr. 13 mochte ich ihren Platz nicht streitig machen; von ihr gebe ich den Text Redlichs, der die Willkürlichkeiten des ersten Drucks nach der Handschrift verbessern konnte, bei den andern legte ich die zweite Ausgabe der „Zerstreuten Blätter“ zu Grunde, die ich ebenso wie die erste selbst verglichen habe.

Der Name „Paramythien,“ den Herder diesen sinnigen allegorischen Dichtungen in den „Zerstr. Bl.“ gab und über den er sich 159, 8 ff. selbst näher erklärt, erscheint, soweit ich sehe, zuerst im Briefwechsel mit Knebel. Bis dahin hatte er sich für ähnliche Erfindungen der allgemeineren Bezeichnungen „dichterische Erzählungen,“ „Erdichtungen“ („Dichtungen“ noch auf dem Titel der gedruckten Sammlung), „Fictionen“ bedient (Suphan zu II 61), und daß auch Goethes Benennung „mythologische Fabeln“ oder „Fabeln“ schlechtweg auf Herders Sprachgebrauch zurückgeht, wäre zu vermuten, wenn es auch nicht durch diesen selbst bestätigt würde, der sie 161, 4 (vgl. S. 152. 160, 6) „mythologische Idyllen oder Fabeln“ nennt. Das gemahnt wieder an den, von dem ihm überhaupt die erste Anregung zu solchen Dichtungen gekommen war. Und an Lessing erinnern diese in der That noch in ihrer von jener Anregung durch zwei Jahrzehnte getrennten reifsten Form nicht bloß durch vereinzelte Reminiszenzen und

die seinen Manen in Nr. 3 dargebrachte Huldigung. Wie bei Lessing in jenen schon früher genannten Lieblingsfabeln Herders, die er gern, noch in der Adrastea (II 1, 110), citiert, das Pferd, das Schaf vor Jovis Thron, so werden hier der Schlaf, Aurora, die Rose, der sterbende Schwan über ihre Klagen und Wünsche eines Besseren belehrt oder getröstet — dämonische oder Schicksalsfabeln könnten wir mit dem späteren Herder solche Dichtungen nennen, nach der Definition in dem Adrastea-Aufsatz über die Fabel (II 1, 109 f.) —; Dichtungen aber wie „der Sphinx" — ein Thema, das aufs engste sich berührt mit den wissenschaftlichen Interessen Herders — können wenigstens äußerlich erinnern an jene kleinen Fabelcyklen, wie „der Rangstreit der Tiere" oder „die Geschichte des alten Wolfes", an denen Lessing die Möglichkeit eines äsopischen Heldengedichtes gezeigt zu haben glaubte (vgl. den Schluß der dritten Abhandlung): Herder rühmt es in der Adrastea (a. a. O. 111 f.) der dämonischen oder Schicksalsfabel, „die Götter und das Schicksal selbst auf den Schauplatz bringt," überhaupt nach, daß sie sich „ohn' allen gesuchten Pomp oft zu einem kleinen Epos" erhebe. Aber wie Herder schon in seiner Jugend zugleich ein Bewunderer und Gegner Lessings war, auch in der Fabeltheorie: dieser wollte die Fabel aus der Poesie in das Gebiet der Philosophie verweisen, jener suchte sie der Poesie zu retten und hielt daran auch später fest (Suphan II 196 ff. Zerstr. Bl. III 132; Adrastea a. a. O. 119) — so sind auch diese Paramythien, um einen treffenden Ausdruck Hayms zu gebrauchen, nicht bloß „offenbar ein Seitenstück, sondern in ihren weichen Umrissen, der zarten Sinnigkeit der „vieler Wendungen fähigen Allegorie", ihrem „ätherischen Gewande" (S. 161, 11 f), ihrer blühenden Sprache zugleich auch „ein Gegenstück" zu der scharfen Bestimmtheit, dem Witze und der nicht selten epigrammatischen Knappheit und Kürze der Lessingschen Fabeln.

Aber auch der Zusammenhang mit Gerstenberg und Geßner ist nicht bloß durch „die Schöpfung der Turteltaube" festgehalten: ähnliche Themen kehren noch mehrmals wieder: die Entstehung der Blumenwelt (4), die Schöpfung der Lilie und Rose (6), die „wahre Geschichte der Echo" (10), ein Thema, das zugleich an Ovids Metamorphosen erinnert, die, so sehr sie ihm auch Kant „auf der einen Seite" als „unschmackhaft" verleidet haben mag, ihn doch „auf der andern, wenn sie aus der Mythologie uns bald dies bald das erklären, wie es ward?" lesbar schienen und „voll poetischen Erfindungsgeistes" (Suphan I 447. II 61 und Anm. Lebensb. I 3, 1, 100).

In der Form aber emanzipierte sich der gereifte Mann von der früheren Nachahmung Gerstenbergs. Wenn er aber auch hier statt dessen Mischung von Prosa und Vers und statt der Strophen der Bückeburger Zeit reine Prosa setzte, eine Prosa freilich, die ähnlich der Geßners in ihrem Rhythmus öfter ganze oder doch Bruchstücke von Versen durchhören läßt, so wird sich der Leser Herderscher Gedichte auch leicht auf solche be-

sinnen, die ihrem Inhalte nach ganz gut unter den „Paramythien" stehen könnten: ich meine Gedichte wie „die Dämmerung", „das Kind der Sorge", „Flora und die Blumen", „die Kunst", „die Perle", „Liebe und Gegenliebe" in der zwei Jahre später veröffentlichten (Zerstr. Bl. III, 1 ff.), aus „zum Teil zwanzig Jahre alten" Jugendversuchen zusammengestellten kleinen Sammlung „Bilder und Träume". Wie aber diese „Paramythien" weiter nebst manchem andern zusammenhängen mit der Herder damals lebhaft beschäftigenden Erforschung „der in Mythe, Dichtung und Künsten sich bewegenden Wechselbeziehung an Begriff und Bild", das hat schon vor Jahren A. Schöll kurz und treffend angedeutet (Weimar, Herder-Album S. 237 f. Ges. Aufsätze z. klass. Lit. alt. u. neuer Zeit S. 189).

Die Aufnahme bei den Zeitgenossen war eine sehr günstige. Die Allg. Lit. Ztg. auf d. J. 1785 (Nr. 90 v. 19. April II 63) rühmte die „außerordentliche Naivetät und Süßigkeit, die durch den Kern moralischer Lehre, den sie enthalten, für den Genuß noch reizender werden" und hob als eine der schönsten Nr. 6 zur Probe aus; eine einzige daran geknüpfte Ausstellung nahm Einfluß auf die zweite Ausgabe (vgl. zu 168, 1). Die Rezension der Zerst. Bl. in den Götting. Anz. von gel. Sachen 1785 II. 1181 St. 118 v. 28. Juli), in der Herder die Freundeshand Heynes erkannte (Von und an H. II 198 f.), charakterisierte sie als „eine sehr artige Erfindung", zu der aber „ein feiner Witz, ein sanftes Gefühl" gehöre, und wünschte, „da dies seltene Gaben sind", „wenige Nachfolger". Auch der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (32, 2 [1787], 216 ff.) schien diese Bearbeitung von „Gegenständen der Mythologie mit dem Zweck der äsopischen Fabel" ein vortrefflicher Gedanke, der dem Verfasser auch auf eine vorzügliche Art gelungen" sei. Sie hob als Probe Nr. 7 aus; den Preis vor allen aber erkannte sie der Sphinx (Nr. 12) zu. Sie rühmt die Sprache als „edel, eindringend", nur schien sie ihr „bisweilen nur zu blühend und der Nummerus (so!) zu üppig". Sie entdeckte auch schon „mit Erstaunen in der Prosa unsers Autors viele weit bessere Hexameter als . . in den Blumen aus der Anthologie" und gab Belege davon aus verschiedenen Stücken. Es war ihr das eine Bestätigung ihres Urteils „daß Herr Herder ohnmöglich in der Mechanik des Versbaues sehr bewandert, und daß sein Ohr nicht gewöhnt sein kann, den der Prosa und Poesie eigentümlichen Wohlklang und Harmonie zu unterscheiden". Ich sehe nicht, daß Herder diese Ausstellung bei der zweiten Ausgabe irgend berücksichtigt hätte. Noch zweiundzwanzig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen bei der Besprechung des sechsten Bandes der Werke z. sch. L. und K. erkennt die Neue Leipziger Litterarzeitung 1807 II, 1200 (75. St. vom 12. Juni) als das Vorzüglichste des ganzen Bandes „die reizenden, mit eben so vieler Tiefe, als Zartheit des Gefühls erfundenen und ausgeführten Paramythien, die . . . hoffentlich in der deutschen Litteratur nie veralten werden, solange nicht eine neue Barbarei die Grazien aus unsern nordischen Gegenden, wo sie nur schüchtern verweilen, wieder verscheucht".

Paramythien.

Dichtungen aus der griechischen Fabel.

Aus der Einleitung „Statt der Vorrede ein Gespräch“

zu

Zerstreute Blätter von J. G. Herder.

Erste Sammlung. Gotha 1785. Zweite, neu durchgesehene Ausgabe. Gotha 1791.

Demodor. — Was haben Sie weiter?

Theano. Etwas, was mich nebst den Blumen am meisten vergnügt hat, Paramythien. Was bedeutet das Wort?

Demodor. Paramythion heißt eine Erholung; und wie Guys erzählt, nennen noch die heutigen Griechinnen die Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit kürzen, Paramythien. Ich konnte den meinen noch aus einem dritten Grunde den Namen geben, weil sie auf die alte griechische Fabel, die Mythos heißt, gebauet sind und in den Gang dieser nur einen neuen Sinn legen.

Theano. Ein schöner Name zu einer schönen Sache: denn, Demodor, ich wünschte, daß ich alle abgetragne, zu oft gebrauchte Märchen der Mythologie wenigstens in einer neuen Absicht wiederkommen sähe. Ja mir wäre es lieb, wenn ich jeden schönen Gegenstand um mich her mit einer Dichtung aus alten Zeiten gleichsam zu verwandeln und neu zu beleben wüßte.

Demodor. Versuchen Sie es, Theano, und Sie werden unvergleichbar=schönere hervorbringen, als hier versucht sind. Wissen

7. Theano. Unter diesem (wohl Homer, Il. V, 70. VI, 298. XI, 224, entlehnten) Namen (der Gattin Antenors und Priesterin der Athene in Troja) verbirgt sich hier und in den Gesprächen über „Gott“ (1787) Karoline, die „arbeitselige Mitgefährtin, die in der Natur etwas anderes ist als der blaue Dunst einer Theano, (den ich dem Publikum vorgemacht habe)“ (H. an Hamann 4. VIII 85, Hamanns Schriften VII, 271) darnach aber von Freunden wie Hamann (a. a. O. 258. 262) und F. L. W. Mayer (Von u. an H. II, 245) in ihren Briefen so genannt wurde. — 9. Voyage litteraire de la Grèce ou Lettres sur les Grecs, anciens et modernes, avec un parallèle de leurs moeurs. Par M. Guys. Paris 1776, 3. éd. 1783, nach Redlich im 22. Brief, in der mir vorliegenden deutschen Übersetzung, Leipzig 1772, II, 1 ff. im 21. „Die griechischen Erzählungen oder Paramythia.“

Sie, wie diese entstanden? Durch das Spiel eines Wettstreites auf einigen Spaziergängen.

Theano. Es scheint, Sie setzen die Geschichte Ihrer Blumengesellschaft fort.

Demodor. Ungefähr. Zwei Einsiedler gaben sich auf einigen ihrer Spaziergänge Gegenstände auf, darüber eine Fabel, eine Dichtung oder was ihnen sonst einfiele, zu sagen. Ich war einer derselben, setzte auf, was gesagt wurde, und so sind diese Erzählungen worden. In einigen werden Sie noch Spuren des Wettstreites finden.

Theano. Ein Spiel, das nicht jedem glücken wird.

Demodor. Ihnen gewiß, und ich sehe schon schöneren Paramythien über einige Ihrer geliebten Gegenstände entgegen. Niemals dichtet die Seele angenehmer als in solchen Spielen, und ich wollte, wie schon Lessing bei der Äsopischen Fabel gesagt hat, daß man auch Kinder darin übte. Die alte Mythologie würde ihnen durch diese Verwandlung lieb werden, ihre Erfindungskraft wird geschärft und ich habe Proben, wie naive Gedanken zuweilen aus der Seele eines Schoßkindes der Natur, das alle Gegenstände noch mit neuer frischer Liebe ansieht, lieblichen Knöspchen gleich, hervorkeimen. Da Sie diese kindliche Einfalt lieben, Theano, will ich Ihnen zu einer andern Zeit einige derselben mitteilen.

Theano. Und ich will versuchen, ob ich auch noch Kind sein kann, um mir einige Gegenstände jugendlich zu malen. Wenn nicht so blumenreich —

Demodor. Das Blumenreiche gehörte hier zu den Gegenständen; sonst wäre es ein Fehler. Je schöner Ihre Dichtung sein wird, desto weniger hat sie des Schmucks nötig. Sie kennen das griechische Epigramm:

Schön, Aglaja, bist du, die ringsum alles verschönet,
Schön im Schmucke! doch nackt bist du die Schönheit selbst.

---

3 f. Die „Blumen aus der griechischen Anthologie gesammlet“, deren Entstehungsgeschichte im vorausgehenden Teil der Einleitung erzählt ist. — 5. Als „Einsiedler“ bezeichnen sich H. und Karoline bereits im Frühjahr 1772. (Aus Hs. Nachlaß III, 222. 223.) Zu der folgenden Geschichte der Paramythien vgl. Einl. S. 151 f. — 15. Lessing, Abhandlungen über die Fabel V. Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen. — 29. Es gelang bis jetzt nicht es nachzuweisen. — 30. Sch. b. du, A., die ꝛc. A.

Aus der „Vorrede zur zweiten Ausgabe“.

IV. Die Paramythien sollen die alte Mythologie ebenso wenig verwirren, als unzeitige Nachahmungen auffodern; sie sind ihrer Art nach mythologische Idyllen oder Fabeln, Dichtungen über Gegenstände der Natur, dergleichen wir ohne den Namen der Paramythien schon mehrere in unsrer Sprache haben. Von den Alten selbst ist die Mythologie oft zu Paramythien angewandt in Epopeen und Epigrammen, in Elegien, Oden, Idyllen und Chören; wie könnte sie auch sonst der Dichtkunst brauchbar werden? Auch im Vortrage selbst muß sie, dünkt mich, nur als eine leichte, vieler Wendungen fähige Allegorie behandelt werden: ihr Gewand ist ätherisch.

(1.) Die Morgenröte.

Eine Schar fröhlicher Mädchen beging mit Tänzen und Lobgesängen das Fest der Aurora. „Schönste, seligste Göttin, sangen sie, du in Rosengestalt, in ewiger Jugendschönheit. Täglich erwachest du neu, gebadet im Quell des Genusses und der erquickenden Blüte!“ — Als eben, da die Sonne aufging, Aurora ihr Gespann zu ihnen lenkte und vor ihnen stand, die schönste, aber nicht die glücklichste aller Göttinnen. Thränen waren in ihren Augen, und der Duft des Schleiers, den sie von der Erde gezogen hatte, lag wie eine feuchte Wolke vor ihrem leuchtenden Rosenantlitz.

Kinder, sprach sie, die ihr mich mit Lobgesängen ehret, eure jugendliche Unschuld hat mich hergezogen, euch mich wie ich bin zu zeigen. Ob ich schön sei? sehet ihr selbst; ob ich glücklich sei? mögen euch die Thränen sagen, die ich täglich in den Schoß meiner Schwester Flora weine. Unbedachtsam in meiner Jugend, vermählte ich mich jenem alten Tithonus, aus dessen Armen ihr mich täglich so früh emporeilen sehet. Ihm und mir zur Strafe ward ihm seine graue Unsterblichkeit ohne Jugend, die auch mir so lange ich bei ihm bin, Glanz und Schönheit raubet. Deswegen eile ich so früh an mein kurzes Geschäft die Schatten zu verjagen, und verberge mich tagüber im Strahl der Sonne, bis ich von ihm, so bald er mich wieder erblickt, mit Thränen und Schamröte in sein graues Bette hinuntergezogen werde. Spiegelt euch,

ihr Mädchen, an meinem Beispiel, und glaubt nicht, daß die Schönste von euch auch die Glücklichste sein müsse, wenn sie nicht auch so weise als schön ist und sich einen ihr gleichen Gatten zur Glückseligkeit wählet.

Aurora verschwand; aber ihr Bild glänzte fortan den Mädchen in jeder Thräne des Taues wieder. Sie priesen sie nicht mehr als die glücklichste der Göttinnen, weil sie die schönste sei, und wurden weise durch ihr Exempel.

(2.) Der Schlaf.

In jener Schar unzählbarer Genien, die Jupiter für seine Menschen erschaffen hatte, um durch sie die kurze Zeit ihres mühseligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. „Was soll ich, sprach er, da er seine Gestalt ansah, unter meinen glänzenden gefälligen Brüdern? welches traurige Ansehen habe ich im Chor der Scherze, der Freuden und aller Gaukeleien des Amors? Mag es sein, daß ich den Unglücklichen erwünscht bin, denen ich die Last ihrer Sorgen entnehme, und sie mit milder Vergessenheit tränke. Mag es sein, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich doch auch nur zu mühseliger neuer Arbeit stärke. Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Sorge des Elendes wissen, denen ich immer nur den Kreis ihrer Freuden störe" —

Du irrest, sprach der Vater der Genien und Menschen, in deiner dunklen Gestalt wirst du aller Welt der liebste Genius werden. Denn glaubst du nicht, daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, sie ermüden früher als Sorg' und Elend, und verwandeln sich dem satten Glücklichen in die langweiligste Trägheit.

Aber auch du, fuhr er fort, sollt nicht ohne Vergnügungen sein; ja in ihnen oft das ganze Heer deiner Brüder übertreffen. Mit diesen Worten reichte er ihm das silbergraue Horn anmutiger Träume. Aus ihm, sprach er, schütte deine Schlummerkörner, und die glückliche Welt sowohl, als die unglückliche, wird dich über alle deine Brüder wünschen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, sind von deinen Schwestern, den Grazien, mit zauberischer Hand von unsern seligsten Fluren gesammlet. Der ätherische Tau, der auf ihnen glänzet, wird einen

jeden, den du zu beglücken denkst, mit *seinem* Wunsch erquicken, und da sie die Göttin der Liebe mit unserm unsterblichen Nektar besprengt hat: so wird die Kraft ihrer Wollust viel anmutiger und feiner den Sterblichen sein, als alles, was ihnen die arme Wirklichkeit der Erde gewähret. Aus dem Chor der blühendsten Scherze und Freuden wird man fröhlich in deine Arme eilen: Dichter werden dich besingen, und in ihren Gesängen dem Zauber deiner Kunst nachbuhlen: selbst das unschuldige Mädchen wird dich wünschen und du wirst auf ihren Augen hangen, ein süßer, beseligender Gott. —

Die Klage des Schlafs verwandelte sich in triumphierenden Dank, und ihm ward die schönste der Grazien, Pasithea, vermählet.

(3.) **Der Tod.**

Ein Gespräch an Lessings Grabe.

Himmlischer Knabe, was stehest du hier? die verglimmende Fackel
    Nieder zur Erde gesenkt; aber die andere flammt
Dir auf deiner ambrosischen Schulter an Lichte so herrlich!
    Schöneren Purpurglanz sah ja mein Auge nie!
Bist du Amor? —
                    „Ich bin's! doch unter dieser Umhüllung
    Ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen Genien sahn die gütigen Götter
    Keinen, der sanft wie ich löse das menschliche Herz.
Und sie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöse,
    Ihnen ein bitter Geschoß, selbst in den Becher der Lust.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die scheidende Seele
    Auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf."
„Aber wo ist dein Bogen und Pfeil?" Dem tapferen Weisen,
    Der sich selber den Geist längst von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich lösche die glänzende Fackel
    Sanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht

19. Vgl. die zu 164, 6 citierte Abh. Herders S. 345² (332¹): „Der Genius des Schlafs hatte eine große Anzahl Brüder, die, wie allenthalben, so auch auf Grabmälern in mancherlei Spielen vorgestellt wurden; wer unter diesen war ihm näher verwandt als *Amor*?" O. Jahn, Archäol. Beitr. S. 173; Baumeister, Denkmäler des klass. Altert. Eros 4: Eros als sanfter Genius des Todesschlafs (S. 504).

Diese andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
Um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht.
„Und wer ist der Weise, dem du die Fackel der Erde
Hier gelöschet und dem jetzo die schönere flammt?"
Der ist's, dem Athene, wie dort dem tapfren Tydides,
Selber schärfte den Blick, daß er die Götter ersah.
Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an.

(4.) Die Wahl der Flora.

Als Jupiter die Schöpfung, die er zu schaffen gedachte, in idealischen Gestalten vor sich rief, winkte er, und es erschien unter andern die blumige Flora. Wer mag ihre Reize beschreiben? wer ihre Schönheit schildern? Was je die Erde aus ihrem jungfräulichen Schoße gebar, war in ihrer Gestalt, in ihrem Wuchs, in ihren Farben, in ihrem Gewande versammlet. Alle Götter schauten sie an; alle Göttinnen beneideten ihre Schönheit.

Wähle dir, sprach Jupiter, aus dieser zahlreichen Schar von Göttern und Genien einen Liebling; doch siehe zu, eitles Kind, daß dich deine Wahl nicht trüge!

Leichtsinnig blickte Flora umher: und o hätte sie den schönen, den in Liebe für sie entbrannten Phöbus gewählet! Aber seine Schönheit war dem Mädchen zu hoch: seine Liebe für sie zu verschwiegen. Flüchtig lief ihr Blick umher, und sie erwählte — wer hätte es gedacht? — einen der letzten aus der Zahl der Götter, den leichtsinnigen Zephyr.

Sinnlose! sprach der Vater; daß dein Geschlecht auch in seiner geistigen Urgestalt schon jeden buhlerischen, leicht auffallenden Reiz einer höhern stillern Liebe vorziehet! Hättest du diesen gewählt (er winkte auf Phöbus), du und dein ganzes Geschlecht hätte mit ihm die Unsterblichkeit geteilet. Aber jetzt, genieße deines Gatten!

Zephyr umarmte sie, und sie verschwand. Sie verflog als Blumenstaub ins Gebiet des Gottes der Lüfte.

5. Athene] Minerva A. — dort, Ilias V, 127 ff. — 6. Anspielung auf die Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet [Leipz. 1769]. H Vgl. Herders gleichnamige Abhandlung Zerstr. Bl. II, 273 ff. der 1. und 285 ff. der 2. Ausg. u. über den S. XIII erwähnten „in einem Provinzialblatt" veröffentlichten „ersten Entwurf" Haym I, 679 ff. — 8. bald] da A. — 10 f. H. benützt hier die Platonische Vorstellung von den Urbildern der Dinge, den Ideen.

Als Jupiter die idealischen Gestalten seiner Welt zur Wirklichkeit brachte, und der Schoß der Erde dastand, die verstobnen Blumenkeime ins Leben zu gebären, rief er dem über der Asche seiner Geliebten entschlummerten Zephyr: „Wohlauf! o Jüngling, wohlauf! Bring' deine Geliebte her, und siehe ihre irdische Erscheinung." Zephyr kam mit dem Blumenstaube: der Blumenstaub flog hin über die Weite der Erde. Phöbus aus alter Liebe belebte ihn: die Göttinnen der Quellen und Ströme, aus schwesterlicher Neigung, durchdrangen ihn: Zephyr umfing ihn, und Flora erschien in tausend vielfältigen sprießenden Blumen.

Wie freute sich jede derselben, da sie ihren himmlischen Buhler wieder fand! sie überließen sich alle seinem tändelnden Kuß, seinen sanftwiegenden Armen. Kurze Freude! Sobald die Schöne ihren Busen geöffnet, und das hochzeitliche Bett in allen Reizen des Wohlgeruchs und der Farben bereitet hatte, verließ sie der satte Zephyr; und Phöbus, voll Mitleid über ihre zu gutwillig betrogene Liebe, schaffte mit seinem zehrenden Strahl ihrem Gram ein früheres Ende.

Jeden Frühling, ihr Mädchen, beginnet aufs neu dieselbe Geschichte. Ihr blühet wie Flora; wählt euch einen andern Geliebten als Zephyr.

(5.) Die Schöpfung der Turteltaube.

Zwei Liebende saßen zusammen im ersten holdseligen Traum ihrer Wünsche; aber ach! ihre Wünsche sollten ein Traum bleiben.

22. Vgl. Einl. S. 151. Ältere Fassung v. J. 1771 „aus Herders Handschrift und Karolinens von ihm selbst korrigierten Abschrift im sog. silbernen Buch" (Einl. zu d. Ged. S. 378):

Klaget, ihr holden Täubchen!
strömet, o strömt nur immer
in meine Dämmrung euer Ach!

Girrende Liebeseufzer
girret — ihr treuen beide
von Einem Liebesach beseelt!

Hier in der Bäume Dämmrung
saßen im schönsten Traum' einst
umarmend sich der Liebe Paar!

Siehe! da kam vom heitern
Himmel ein Strahl der Abgunst
Und schied der Liebe treues Paar!

Einer im Arm des Andern —
Liebe! dein letzter Seufzer
verflog im letzten Lebenshauch!

Liebe! dein treuer Seufzer
nein! er ist nicht verflogen.
Schnell war die beste Göttin da!

Winkte, da floß der Seufzer
lebend zusammen! Flügel,
der Liebe Flügel wurden ihm!

Siehe! da saß der Täubchen
girrendes Erstes Brautpaar
von Einem Liebesach beseelt!

Flogen der guten Göttin
girrenden Dank zu sagen
und bargen sich in ihren Schoos,

Immer der guten Göttin
Lieblinge! Senkt ihr Wagen
sich ab zum stillen Liebehain,

Neidend schnitt die unerbittliche Parze und ihre Seelen schieden in Einem Kuß, in Einem Seufzer unzertrennt mit einander.

Das Erste, was sie, von ihrem Körper getrennt, erblickten, war die um sie schwebende Göttin der Liebe. Traurig und klagend flohen sie in ihren Schoß. — „Du standest uns nicht bei, gute Göttin! Du sahest unsre Wünsche, und ließest sie uns nicht genießen im Menschenleben. Aber wir wollen uns auch als Schatten noch ungetrennt lieben."

Die Liebe der Schatten, sprach die bewegte Göttin, ist eine traurige Liebe. Nun stehet's zwar nicht in meiner Macht, euch das Leben der Menschen wieder zu geben; aber das vergönnt mir das Schicksal, euch in eine Gestalt meines Reichs zu verwandeln. Wollt ihr die Tauben sein, die triumphierend meinen Wagen ziehen, und im Chor der Buhlereien und Scherze von ambrosischer Speise leben? Eure Treue, eure Liebe verdient diese Belohnung.

„Verzeih, o gütige Mutter, sprachen die Liebende mit Einem Munde, verzeihe uns die zu gefahrvolle, zu glänzende Belohnung. Im Chor der Scherze und Buhlereien, im ewigen Geräusch und Glanz deines siegreichen Hofes, wer ist uns Bürge für unsre Treue, für unsre Liebe? Sollen wir Tauben sein, so sende uns in die Einsamkeit, damit wir in unserm armen Nest uns einander alles werden, alles bleiben."

Die Göttin sprach das Wort der Verwandlung; siehe, da flog das erste Paar girrender Turteltauben. Sie girreten Dank der Göttin, und flogen ihrem Grabe zu, wo sie mit ihrer Treue, mit ihrer rührenden Klage die alte Parze bewegen wollen, daß sie ihnen ihr ungenossenes Menschenleben wiedergebe. Aber auch ihre gemeinschaftliche Klage ist ihnen Trost; die zarte, treue Liebe, die sie in ihrer Wüste genießen, ist ihnen mehr als alle Scherze und Freuden an Venus' Throne.

Ist's Neid oder Güte, daß ihnen die Parze noch immer ihre Taubengestalt läßt, und sie vor dem gefährlichen Lose eines wandelbaren Menschenherzens bewahret?

Flatternde Sperlingschwätzer
tragen ihn nicht! ihn tragen
der Liebetauben treues Paar!

Girret ihr treuen beide!
girret, der Liebe Kinder,
wie Liebe weiß und zart und treu.

Glückliche! treue Liebe,
lange der Stadt entflogen,
erwärmt noch euer kleines Nest!

Klaget, ihr holden Täubchen!
strömet, o strömt nur immer
in meine Dämmrung euer Ach!

Alle wesentlichen Veränderungen der Zerstr. Bl. finden sich auch schon im Tiefurter Journal.

(6.) Die Lilie und die Rose.

Sagt mir, ihr holden Töchter der rauhen schwarzen Erde, wer gab euch eure schöne Gestalt? denn wahrlich von niedlichen Fingern seid ihr gebildet. Welche kleine Geister stiegen aus euren Kelchen empor? Und welch Vergnügen fühletet ihr, da sich Göttinnen auf euren Blättern wiegten? Sagt mir, friedliche Blumen, wie teilten sie sich in ihr erfreuend Geschäft? und winkten einander zu, wenn sie ihr feines Gewebe so vielfach spannen, so vielfach zierten und stickten. —

Aber ihr schweigt, holdselige Kinder, und genießet eures Daseins. Wohlan! mir soll die lehrende Fabel erzählen, was euer Mund mir verschweiget.

Als einst, ein nackter Fels, die Erde dastand: siehe, da trug eine freundliche Schar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten Fels zu beblümen. Vielfach teilten sie sich in ihr Geschäft. Schon unter Schnee und im kalten kleinen Grase fing die bescheidne Demut an, und webte das sich verbergende Veilchen. Die Hoffnung trat hinter ihr her, und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyazinthe. Jetzt kam, da es jenen so wohl gelang, ein stolzer, prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt: die Narzisse blickte umher mit ihrem schmachtenden Auge.

Viel andre Göttinnen und Nymphen beschäftigten sich auf mancherlei Art, und schmückten die Erde, frohlockend über ihr schönes Gebilde.

Und siehe, als ein großer Teil von ihren Werken mit seinem Ruhm und ihrer Freude daran verblühet war, sprach Venus zu ihren Grazien also: „Was säumt ihr, Schwestern der Anmut? Auf! und webet von euren Reizen auch eine sterbliche, sichtbare Blüte.“ Sie gingen zur Erd' hinab und Aglaja, die Grazie der Unschuld, bildete die Lilie: Thalia und Euphrosyne webten mit schwesterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Rose.

Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Rose neideten keine, und wurden von allen beneidet. Schwesterlich blühn sie zusammen auf Einem Gefilde der Hora, und

zieren einander: denn schwesterliche Grazien haben ungetrennt sie gewebet.

Auch auf euren Wangen, o Mädchen, blühn Lilien und Rosen; mögen auch ihre Huldinnen, die Unschuld, Freude und Liebe, vereint und unzertrennlich auf ihnen wohnen.

(7.) Aurora.

Aurora beklagte sich unter den Göttern, daß sie, die von den Menschen so viel gelobt, von ihnen so wenig geliebt und besucht werde; am wenigsten aber von denen, die sie am meisten besängen und priesen. Gräme dich nicht über dein Schicksal, sprach die Göttin der Weisheit, gehet's mir anders?

Und dann, fuhr sie fort, siehe die an, die dich versäumen, und mit welcher Nebenbuhlerin sie dich vertauschen. Blick auf sie, wenn du vorbeifährst, wie sie in den Armen der Schlaftrunkenheit liegen und modern an Leib und Seele.

Ja hast du nicht Freunde, hast du nicht Anbeter gnug? Die ganze Schöpfung feiert dir: alle Blumen erwachen, und kleiden sich mit deinem Purpurglanz in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommt dich: jedes sinnet auf neue Weisen, deine flüchtige Gegenwart zu vergnügen. Der fleißige Landmann, der arbeitsame Weise versäumen dich nie: sie trinken aus dem Kelch, den du ihnen darbeutst, Gesundheit und Stärke, Ruhe und Leben: doppelt vergnügt, daß sie dich ungestört genießen, ununterbrochen von jener geschwätzigen Schar schlafender Thoren. Hältst du es für kein Glück, unentweiht genossen und geliebt zu werden? Es ist das höchste Glück der Liebe bei Göttern und Menschen.

Aurora errötete über ihre unbedachte Klage; und jede Schöne wünsche sich ihr Glück, die ihr gleich ist an Reinigkeit und Unschuld.

---

1. In A steht zwischen „einander:" und „denn" noch folg. Satz: die Blume der Unschuld erhebt die Braut der Liebe und Freude:; der Satz wurde in B gestrichen, offenbar mit Rücksicht auf folg. Bemerkung der Allg. Lit. Ztg., die in ihrem Abdruck dieses Stückes jene Worte in [ ] setzte (vgl. Einl. S. 155): „Selbst der kälteste Scholiast, der nach Jahrhunderten noch dieses Paramythion lieset, dürfte sich hier jener Ausrufung des Maler Vernet nicht entbrechen können: Ah que cela est beau! Bloß die in Klammern eingeschlossene Stelle dürfte er etwa für ein Glossem einer fremden Hand ansehn, oder wenigstens anstatt Braut kühnlich Blüte zu lesen vorschlagen."

(8.) Nacht und Tag.

Nacht und Tag stritten miteinander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe, Tag, fing an zu streiten.

Arme, dunkle Mutter, sprach er, was hast du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getötet hast, zum Gefühl eines neuen Daseins; was du erschlafftest, rege ich auf —

Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung? sprach die bescheidne, verschleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermattest? und wie kann ich's anders, als meistens durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme alles, was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schoß: so bald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alle dein Blendwerk und neiget sein Haupt sanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordne Seele mit himmlischem Tau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahl nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die verhüllete Nacht, ein Heer unzählicher Sonnen, unzählicher Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.

Eben berührte der schwatzende Tag den Saum ihres Gewandes, und schweigend und matt sank er selbst in ihren umhüllenden Schoß. Sie aber saß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone mit ewig ruhigem Antlitz.

(9.) Die Rose.

„Alle Blumen rings um mich her sehe ich welken und sterben; und doch nennet man nur immer mich die verwelkliche, die leicht vergängliche Rose. Undankbare Menschen! mache ich euch mein kurzes Dasein nicht angenehm gnug? Ja auch selbst nach meinem Tode bereite ich euch ein Grabmal süßer Gerüche; Arzneien und Salben voll Erquickung und Stärkung. Und doch hör' ich euch immer singen und sagen: Ach, die verwelkliche, die leicht zerfallende Rose."

So klagte die Königin der Blumen auf ihrem Thron, vielleicht schon in der ersten Empfindung ihrer auch hinsinkenden Schönheit. Das vor ihr stehende Mädchen hörte sie und sprach: „Er-

zürne dich nicht über uns, süße Kleine; nenne nicht Undankbarkeit, was höhere Liebe ist, der Wunsch einer zärtlichen Neigung. Alle Blumen um uns sehen wir sterben, und halten's für Schicksal der Blumen; aber dich, ihre Königin, dich allein wünschen und halten wir der Unsterblichkeit wert. Wenn wir uns also in unserm Wunsche getäuscht sehen: so laß uns die Klage, mit der wir uns selbst in dir bedauren. Alle Schönheit, Jugend und Freude unsres Lebens vergleichen wir dir; und da sie wie du verblühen, so singen und sagen wir immer: Ach die verwelkliche, die leicht zerfallende Rose."

(10.) Die Echo.

Glaubet es nicht, gutherzige Kinder, glaubt nicht der Fabel des Dichters, daß die bescheidne Echo je eine ansprechende Buhlerin des eitlen Narcissus oder eine schwatzhafte Verräterin ihrer Göttin gewesen: denn nie zeigte sie sich ja einem Sterblichen, nie kam ein Laut zuerst aus ihrem Munde. Aber höret zu, daß ich euch die wahre Geschichte der Echo erzähle.

Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine thätige Mitgehilfin Jupiters bei seiner Schöpfung. Mütterlich gab sie aus ihrem Herzen jedem werdenden Wesen einen Ton, einen Klang, der sein Innres durchdringet, sein ganzes Dasein zusammenhält und es mit allen vergeschwisterten Wesen vereinet. Endlich hatte sie sich erschöpft, die gute Mutter und weil sie ihrer Geburt nach nur halb eine Unsterbliche war, sollte sie sich jetzt mit dem Leben von ihren Kindern scheiden. Wie ging ihr der Abschied so nah! Bittend fiel sie vor dem Thron Jupiters nieder und sprach: Gewaltiger Gott, laß meine Gestalt verschwinden unter den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus und trenne mich nicht von denen, denen ich aus meinem Herzen das Dasein gegeben habe. Wenigstens unsichtbar will ich um sie sein, damit ich jeden Hall des Schmerzes und der Freude, mit dem ich sie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen teile.

Und was würde es dir helfen, sprach der Gott, wenn du ihr Elend unsichtbar mit ihnen fühltest und ihnen nicht beizustehen, ihnen auf keine Art sichtbar zu werden vermöchtest? denn das letzte versaget dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schicksals.

„So laß mich ihnen nur antworten dürfen; unsichtbar nur

die Laute ihres Herzens wiederholen können und mein Mutterherz ist getröstet."

Jupiter berührte sie sanft und sie verschwand, sie ward zur gestaltlosen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach: sie spricht aus jedem Geschöpf, aus jedem brüderlichen Wesen den Laut des Schmerzes und der Freude mit dem Gleichlaut einer harmonischen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einsame Wald wird von ihr belebet; und o wie oft hast du mich, zärtliche Mutter, du scheue Bewohnerin der Einsamkeit und der stummen Haine mehr in ihnen erquickt als in dem öden Kreise tonloser Menschenherzen und Menschenseelen. Mit sanftem Mitleid giebst du mir meine Seufzer zurück; so verlassen und unverstanden ich sein mag, fühle ich doch aus jedem deiner gebrochenen Töne, daß eine alles-durchdringende, alles-verbindende Mutter mich erkennt, mich höret.

(11.) Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos sein? sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst, und badete sich im Glanz der schönsten Abendröte; beinah ich allein im ganzen Reich der gefiederten Scharen. Zwar der schnatternden Gans und der glucken-den Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir o sanfte Philomele beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldne Abendsonne! dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben."

Stillentzückt, tauchte der Schwan nieder und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor; als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Phöbus. „Holdes, liebliches Wesen, sprach er, die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest und die dir nicht eher gewährt werden konnte." Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollos;

aufgelöset und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt war das harmonische Lied: lange Wellen zog er daher in süßen entschlummernden Tönen, bis er sich — in Elysium wieder fand, am Fuß des Apollo in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte: denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollos und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an; das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes.

(12.) Der Sphinx.

Eine Erd- und Menschengeschichte.

1.

Sehet ihr jene dunkle Wolke? sprach Jupiter an einem Tage, da die Götter in Freude lebten. Helldunkel und verwirrt schwebt sie tief unter unserm Fuß in den Lüften; was gilt's, wenn wir sie zu einem Wohnplatz belebter Wesen und zu einem neuen Spiel unsrer Freuden machten? Er sprach's, und alle Götter stimmten ihm bei.

Sogleich sandte Rhea, die Mutter der Götter, den künstlichen Vulkan hernieder, und gab ihm von ihrem ewig-brennenden Altar das himmlische Feuer in seine Hände. Ungestüm fuhr er hernieder und zerstieß am Felsen, dem Kern der Wolke, seinen Fuß, daß er noch davon hinket. Er ging in die Klüfte des Felsen mit seiner Flamme, und bereitete sie zum Heiligtum der Vesta: er bildete Gänge in denselben, wo er noch seine Metalle schmiedet.

Juno, seine unsterbliche Mutter, sah ihm nach, und erheiterte mit dem Lächeln ihres Blicks die oberste trübe Luft. Neptun goß seine Wasser auf die Erde: da wurden Meere und Ströme. Pallas

warf ihren Schleier hinab: da ward die schöne Bläue der Luft, geschmückt mit goldenen Sternen Apollo fuhr rings um sie her, und goß auf sie seine Strahlen. Seine keusche Schwester fuhr langsam ihm nach, und ließ den Schmuck ihres Hauptes, den Mond, über ihrer Atmosphäre. Ceres leerte ihr Fruchthorn aus, voll Samen und Kräuter; und die himmlische Venus ließ sich nieder, alles erfüllend mit Leben und Liebe. Der neue Schauplatz grünte und blühete; und alle Götter vereinigten sich, ein Geschöpf zu schaffen, das dies neue Tempe genösse und fühlte.

Da winkte der Vater der Götter, und Leben quoll in den Staub: es regte sich ein Gebilde in Göttergestalt, und die Göttinnen eilten hinzu, es aufzurichten von der Erde. Pallas berührte seine Stirn, und der Funke der Weisheit zündete an in seinem Haupte. Juno berührte seine Augen, und sie blickten majestätisch umher. Venus berührte seine Lippe, und die schönste Gabe ihres Schatzes, Überredung der Liebe, floß auf dieselbe. So bildeten sie einen Mann: so bildeten sie ein Weib: Göttinnen und Götter freuten sich ihres Gebildes —

— Als plötzlich der Bote der Götter ankam, der eben ausgesandt gewesen war, das Schicksal um einen Spruch zu befragen, und erschrocken die Nachricht brachte, daß die mächtigen Götter des Tartarus über ihr neues Gebilde zürnten. „Ohne sie zu befragen, sprach er, habt ihr ihnen ein so weites Gebiet ihrer dunkeln Herrschaft entrissen; darum ist Pluto ergrimmt, die alten Parzen, die wütenden Erynnien zürnen: Nemesis hat euch beim Schicksal verklagt, und die unerbittliche Mutter hat ihren Klagen Gehör gegeben. Vernehmt ihre strenge Entscheidung:

„Ein kurzes Leben sei den Lebendigen auf ihrer neuen Erde bestimmt; und da sie aus dem Felsen hervorgebracht ist, so sei der Sterblichen Leben ein hartes Leben. Das Metall in seinem Schoße sei ihnen ewige Mühe, ein immer wachsender Hader und vielen der mordende Tod. Brüder werden Brüder erwürgen, und Hirten der Menschen ihre Völker schlachten. Der Freund stellt seinem Freunde nach Leben und Ruh; und selbst die süßen Gaben der Himmlischen,

10 f. Vgl. Lessings Fabeln I, 5 Zeus und das Pferd (Kürschners Deutsche National-Litt. 58, 221, 16 f.): „Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub" u. s. w. — 25. Erynnien, so beide Ausgaben statt Erinnyen; ebenso 175, 13; 176, 22. — 29 f. Ähnlich Ovid Metam. I, 414 von den durch Deukalion und Pyrrha aus den rücklings geschleuderten Steinen erzeugten Menschen: Inde genus durum sumus experiensque laborum, Et documenta damus qua simus origine nati. — 32 f. Hirten der Menschen (Völker), homerisches Epitheton der Könige.

Verstand und Überredung und Liebe werden ihnen ein immerfließender Quell des Irrtums und des Truges und des Jammers. Also will es das Schicksal!“

Erblasset standen alle Götter da, als Merkur sprach: denn eben als er noch sprach, trat schon die Dienerin des Schicksals, die ehrwürdige Nemesis heran, sie, die immer die Erde durchwandert, zu vergelten das Gute, zu strafen das Böse. Ungesehen geht sie umher und zeichnet die Thaten an und wie sie ihr Buch der Unerbittlichen vorlegt: so wägt das Schicksal.

2.

Die Götter waren bestürzt; doch nicht ohne Rat und Hilfe. Sie wußten, das Schicksal sei unerbittlich, aber auch gerecht; widerrufen läßt sich sein Ausspruch nicht, aber er läßt sich anwenden und mildern. Im Urteil, das Merkur gebracht hatte, war nicht bestimmt, daß die Neuerschaffnen ein Eigentum der Unterirdischen sein sollten; noch weniger war die Linderung der Leiden, die ihnen das Schicksal auflegte, einem mitleidigen Wesen versagt. Aufs neue also sandten sie den Merkur ans hohe Fatum hinauf, mit einer zwiefachen Vorstellung zu lindern den Spruch des Schicksals.

Gerechte Göttin, sprach Merkur und trat vor die ewigen Tafeln, der Mensch ist unschuldig an seinem Dasein: er hat sich nicht selbst geschaffen. Vergönne also, daß die, die ihn ins Leben riefen, ihm auch sein kurzes gefährliches Leben versüßen und lindern.

Die ewige Tochter der Notwendigkeit neigte bejahend ihr Haupt und Merkur sprach weiter.

Gerechte Göttin! Der Boden der Erde ist den Unterirdischen abgewonnen und so bleibe er das Gebiet ihrer Herrschaft, aus dem sie Gift und Qualen den Sterblichen senden. Aber alles Lebendige auf und über der Erde ist der himmlischen Götter Werk: vergönne, daß es in ihrer Herrschaft bleibe. Wenn die Parze schneidet: so werde der Leib des Menschen zu Staub; aber mir erlaube, daß ich den himmlischen Atem ins Reich der Himmlischen führe, aus dem er entsprang.

Du bittest zu viel, sprach das Schicksal, und Nemesis rede.

Nemesis trat heran und sprach: die ewigen Gesetze fodern Wiedervergeltung. Wer Böses auf der Erde verübt und es nicht büßet: der büße es im Tartarus ab, bis seine Seele rein ist:

dann führe sie, wohin du willt. Die Reinen und Guten kannst du mitten durch den Orkus führen; ich wehre dir nicht den Weg.

Das Schicksal winkte Ja, und Merkur verließ den gerechtesten der Throne.

3.

Welche eine andre Scene begann nun auf der Erde! Die Himmlischen und Unterirdischen waren im friedlichen Kampf mit einander um die glücklich-unglückliche Menschenherde: denn ihre Grenzen waren vom Schicksal geschieden, und die gerechte Nemesis war Bewahrerin dieser Grenzen. Der Schlund des Tartarus brachte Unheil ans Licht: Krankheiten und Seuchen, Erdbeben und Feuerströme stiegen hervor; das verführende Gold und das mordende Eisen. Die Parzen webten und schnitten ab: die Erynnien schwungen ihre Fackeln in die Herzen der Menschen; doch nicht anders, als ihnen die thatenverzeichnende Nemesis Erlaubnis gab und winkte.

Gegenteils thaten die Götter aus helfendem Mitleid mehr für die Menschen, als sie zur bloßen Zeitkürzung würden gethan haben: denn die Elenden waren ihr Werk. Merkur ging hernieder und gab ihnen das Geschenk der Sprache. Apollo ging hernieder, und ward ein jugendlicher Hirt: er lockte sie in ein friedliches Thal und erweichte die Herzen der Jugend durch Gesang und Liebe. Bacchus ging hernieder und zeigte den Menschen die erquickende Traube: er preßte sie in den Becher des Gastrechts, den er mit Rosen der Freundschaft und mit dem Lotos milder Vergessenheit kränzte. So mischten sich tausendfach, unerkannt und in vielen Gestalten, die Götter unter die Menschen: sie besuchten die Hütten der Armen, und waren insonderheit beim Spiel der unschuldigen Jugend. Grazien und Tugenden aus dem Gefolge der Venus beschäftigten sich mit der schönsten Zeit des Menschen, wenn er im Liebreiz blühet, und allen sanften Eindrücken gern Raum giebt. Ja endlich bekam zu noch größerer Sicherung jeder Mensch am Tage seiner Geburt einen hilfreichen Genius, der ihn unsichtbar begleite, der aber, um seine Vernunft zu eigner Thätigkeit zu gewöhnen, ihn minder lehre als warne, ihn kräftiger rette als führe.

13. Vgl. zu 173, 25. — 24. Lotos, Odyssee IX, 93 ff. — 34 f. Wie Sokrates von seinem Genius (*δαιμόνιον*) sagte: vgl. Platons Apologie 31 D und Stallbaums Anm. Über den von Hamann (Stürmer und Dränger I, (Nat.-Litt. 7!) 11) auf Herder und von diesem wieder auf Goethe und die Stürmer und Dränger übertragenen Glauben an einen den Menschen begleitenden Genius vgl. weiter Minor, J. G. Hamann S. 30 f.; Haym, Herder I, 19.

4.

Was sollten die Götter mehr thun, als sie thaten? und dennoch sahen sie viel vergebliche Mühe vom Werk ihrer Hände. Gerne hätten sie den Menschen den kleinen Stolz gegönnet, daß sie alle das erfunden haben, was eigentlich die Genien und die verkleideten Götter für sie erfanden; wenn nur auch die Geschenke ihrer schönsten Erfindungen dem kindischen Geschlecht Nutzen gebracht hätten. Aber nach dem Spruch des Schicksals ward ihnen das Beste zum Ärgsten. Bacchus mit seiner gekelterten Traube, Apoll mit seinem Gesang und Tanz, Merkur mit seiner Zither und seiner überredenden Sprache, am meisten endlich Venus mit ihrem Zauberkelch der Freude und Liebe sahen Folgen, an die sie nicht gedacht hatten, und für die sie keine Mittel mehr wußten. Die Thörichten und Verkehrten! sie fingen an, den Gott auch in seiner tiefsten Verkleidung zu erkennen und zu fliehen. Tugenden und Grazien wurden aus allen Spielen verbannt: der Liebreiz und die errötende Scham flohen die Wangen der Jugend und für die Stimme des Genius war jedes Ohr taub, jedes Herz eisern. „Wir sind keine Götter, sprachen sie, und wollen unter uns leben. Vernunft ist uns gegeben, und so bedürfen wir keiner einhauchenden Stimme beschwerlicher Lehrer."

Die Parzen schnitten und die Erynnien streuten Funken. Nemesis zeichnete an: die Erde war voll unglücklicher, und der Tartarus voll büßender Menschen. Voll Traurigkeit und Zorn über den Undank der Menschen zogen die Götter in den Olymp, und ließen ihnen ihre tierische Behausung.

5.

Bis Pallas einst vor Jupiter erschien, und ihn mit einem Andenken ans versunkne Menschengeschlecht störte. Ruhest du, Vater? sprach sie: kannst du ruhen und dir verzeihen, daß du Unglückliche gemacht hast?

Ich habe sie nicht zum Unglück erschaffen wollen, sprach er, und schwieg.

Das beruhigt dich, Vater, fuhr die fürsprechende Göttin fort; aber auch dich nicht ganz: noch weniger jene Unglückliche selbst,

5. alle ist das im vorigen Jahrh. häufige, heute ungebräuchliche, unveränderliche alle (= all, DWB. I, 207, 3), man verb. also: alle das (nicht etwa: sie alle). — 22. Erynnien, vgl. zu 173, 25.

und am wenigsten das hohe Schicksal, das dir alle Mittel der Linderung und Verbesserung ihres Zustandes in deine Hand gestellt hat.

„Und welche wären übrig? antwortete er im Unmut. Sind sie nicht alle versucht worden, um Undankbare zu verbinden, und Unglücklichen durch ihre eigne Schuld das Unglück zu mehren? Laß mich, Tochter."

Zürne nicht, Vater, sondern höre mich gütig an, wie du mich sonst hörtest. Die Mittel, die wir bisher an den Sterblichen versucht haben, waren ihnen auswärtige, fremde Mittel. Ein Gott mußte ihnen beistehen, ein Genius sollte sie warnen, ein höherer Geist für sie erfinden; was Wunder, daß sie diese fremden Wohlthaten sich zur Beute gemacht und gemißbraucht haben? was Wunder, daß sie endlich dieses ganzen störenden Götterumgangs müde geworden sind? Das Gute quoll nicht aus ihrem Herzen: es ward nicht in ihrer eignen Seele geboren. —

„Und was folgte daraus, meine Tochter?"

Daß es ihnen auch nicht die Freude der Selbstempfängnis gab, den Grund der daurendsten mütterlichen Freude. Offenbar, o Vater, versahen wir's in unsrer Menschenbildung, daß wir den Thon zu schwach und zu fein nahmen, daß der Hauch unsers Mundes sich ihnen in zu geringem Maß mitteilte, als daß sie die Gefahren bestehen könnten, die ihnen das Schicksal auflegte. Wir müssen uns ihnen also noch enger zu verknüpfen, ihre innere Kräfte zu stärken und das Menschengeschlecht durchs Menschengeschlecht zu erheben suchen. —

Die dunkle Philosophin hätte vielleicht noch lange so fort geredet; aber die schalkhafte Venus unterbrach sie, und warf dem Jupiter zu — den Apfel der Liebe.

Pallas schwieg und schlug den Schleier nieder: denn das hatte ihr dunkler Rat nicht gemeinet; die Auslegung der Venus aber gefiel, und Jupiter ging den Göttern vor am Beispiel. Er schlüpfte hinunter, bald als goldner Regen, bald als Schwan, bald in andern Gestalten, wo irgend er nur eine Schönheit fand, in der ein Funke von Götterseele gedeihen konnte. Einige Götter und selbst Göttinnen folgten nicht ungern; insonderheit ließ sich

20 f. Vgl. Lessings Emilia Galotti V, 7 (Werke II (Nat. Litt. 59), 441, 25 ff.): (Odoardo:) „Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thone, sie nahm ihn zu fein."

die zärtliche Mutter des Menschengeschlechts, die den Rat mit dem Apfel gegeben hatte, auch die Ausrichtung des Rates sehr angelegen sein, so daß zuletzt jeder entzückte Liebhaber in seiner Chloris eine Venus oder Grazie zu umarmen glaubte. Selbst die keusche Diana ward von der großmütigen Begierde, Menschen zu veredeln, ergriffen, und hing, da sie sich ihrem Endymion leibhafter Weise zu nahen nicht wagte, mit zärtlich begeisterndem Blick über seinem schlummernden Auge. Nur zwo Göttinnen, Juno und Pallas, blieben keusch: jene aus Stolz und Eifersucht; diese, deren Rat gänzlich verfehlt war, aus schamhafter Weisheit.

6.

Die Scene des Menschengeschlechts ward nun in ihrem Innern verändert. Halbgötter und Heroen erschienen; nicht durch fremde, sondern durch eigne Kräfte: der Same der Göttlichkeit war in sterbliche Leiber gepflanzet. Welche größere Thaten geschahen jetzt! welchen weitern Begierden gab die enge menschliche Brust Raum! Aeskulapius, Jupiters Sohn, erweckte Toten und verminderte dem Tartarus sein Reich. Herkules und so manche andre seiner Art befreiten die Erde von Ungeheuern, und drangen als Sieger selbst in die unterirdische Wohnung. Sanftere Göttersöhne kamen auf sanftere Art den Unterdrückten zu Hilfe: manchen frühern Simonides erretteten Castor und Pollux, ohne daß die Geschichte ihre Sagen erhalten. Als eine hilfreiche Flamme schwebten sie über den Masten der Schiffe, als glänzende Sterne über dem Schlachtfelde, und standen den Streitenden bei. Der Sohn Apollos und der Muse zähmte abermals tierische Menschen mit seinem Saitenspiel, und drang seiner geliebten Eurydice bis ins Reich der Schatten nach. So stifteten Göttersöhne den Bund der Freundschaft und Treue bis über das Grab: Heroen waren's, die Königreiche gründeten, Gesetze gaben, Staaten stifteten, und noch in ewigem Nachruhm leben. Sie warteten nicht auf den Stab Merkurs, sie durch die Thäler der Unterirdischen zu führen; in Flammen gereinigt stiegen

21 f. Über die wunderbare Rettung des Dichters Simonides von Keos berichtet Cicero de oratore II, 86, § 352 f.: S. speiste bei Skopas und trug ein Gedicht auf diesen vor, in dem auch Kastor und Pollux gepriesen wurden. Deshalb erklärte Skopas, er wolle ihm nur die Hälfte der dafür ausgemachten Summe geben, die andere Hälfte möge er sich von den Tyndariden geben lassen. Kurz darnach ward S. hinausgerufen, da zwei Jünglinge seiner begehrten. Er ging hinaus, fand aber niemanden; während dessen aber stürzte der Saal, in dem Skopas schmauste, ein und begrub diesen samt den Seinigen. — 25. Der Sohn Apollos und der Muse (Kalliope): Orpheus. — 26. abermals, wie früher (175, 21) Apollo selbst. — 32 f. Wie Herkules.

sie selbst zum Himmel empor, und die Götter bewillkommten sie als ihre Söhne und Brüder. Im Himmel und auf der Erde siegprangten die Göttersöhne und Venus lächelte über ihren Apfel der Liebe.

Aber wie bald ging auch diese Scene vorüber! Die alten Götter wurden ihres Werkes müde, und allmählich fing ihr Geist an unter den Sterblichen zu verhauchen. Die Abkömmlinge der Heroen waren zwar auf ihren Ursprung stolz; allein es war nur ein fremder, ererbter Vorzug, den sie jetzt zur Unterdrückung anderer Sterblichen mißbrauchten. Träge floß das Götterblut in ihren Adern, und dafür schmückten sie sich mit Wappen und Ahnen. Schon wollte Jupiter der Pallas Vorwürfe machen, wie sehr ihre Weisheit sie diesmal bei solchem Puppenspiel betrogen; als sie, ohne sich über einen Rat zu rechtfertigen, den sie niemals gegeben hatte, stillschweigend zur Erde hinabstieg und ihr Werk selbst anfing.

7.

Unter allen Göttern und Göttinnen hatte nämlich Pallas allein den Vorzug, daß sie ohne äußere Berührung im Haupt Jupiters erzeugt war, und also auch unmittelbar auf menschliche Seelen wirken konnte. Keiner Verkleidung bedurfte sie daher, um die Sterblichen zu unterrichten, noch weniger einer täuschenden Verführung. Sie warf die Flöte weg, die ihr Merkur leihen wollte, und die doch immer mehr auf die Ohren als auf die Gemüter der Menschen wirkte; dagegen teilte sie sich unmittelbar lehrbegierigen Seelen mit, die ihren Wert erkannten, und ihre schweigende Gestalt liebten. Sie lehrte den Pythagoras schweigen und denken: ohne wachende Träume enthüllte sie ihm die Gesetze des Weltalls, und öffnete sein Ohr der Harmonie der Sphären. Den begeisterten Plato führte sie ins Reich der Seelen, sie zeigte ihm den Staat der Götter, und selbst die himmlische Liebe. Den Brutus und Scipio bewaffnete sie, mit ihrem undurchdringlichen Schilde, und flößte das Gefühl in sie, nicht nur das Vaterland, sondern auch die Tugend zu lieben, den Neid zu verachten, und sich durch sein Schlangenhaar nur anreizen zu lassen zu größerer Tugend. Deshalb setzte sie das Haupt Medusens auf ihre Brust, und gab der Furie daselbst eine himmlische Schönheit. Mit ihrer schlichten Lanze, die einst die Riesen niedergeworfen hatte, schlug sie den Fels und es ging aus ihm hervor der wohlthätige Öl-

baum. Nicht Sieger der Feinde, sondern Wohlthäter der Menschen krönte sie mit seinem friedlichen Laube; am liebsten aber den, der sich selbst überwand und mit sich in Friede lebet. Auch sah sie bei dieser Belohnung auf keinen Stand, auf kein Geschlecht, auf kein Alter. Sie brachte sie dem Sklaven Epiktet sowohl, als dem geplagten Marc-Aurel auf seinem bestürmten Throne; inwendig in ihre Seele goß sie aus das Öl des himmlischen Friedens. Auch das weibliche Geschlecht entging nicht ihrer schwesterlichen Aufsicht: sie erfand, nicht für sie sondern in ihnen, alle Künste der Arbeitsamkeit und des stillen häuslichen Fleißes. Mit der Penelope webte sie ihr frommes Gewand, und erquickte die Harrende durch Thränen ihrer geduldigen Hoffnung. Selbst den Tod lehrte sie einige Edle ihres Geschlechts verachten. Sie gab der Arria den Dolch in die Hand, und verwandelte die Kohle der Porcia in glühenden Nektar. Ihren besten Lieblingen aber, Männern und Weibern, gab sie ihr Bild, das Palladium der Unschuld. Als Siegerin erschien sie jetzt im Olympus, ohne Stolz, in ihrer bescheidenen schweigenden Größe. Jupiter gab ihr das menschliche Geschlecht, um welches sie die größesten Verdienste hatte, zu eigen, und sie erwählte sich statt aller Lustbarkeiten des Himmels, die Erde zu ihrer stillen und vertraulichen Wohnung. Am liebsten wohnet sie bei dem überlegenden und geschäftigen Weisen; und freuet sich des stillen Glücks einer guten Erziehung, eines häuslichen, arbeitsamen Lebens. Dafür höhnte nun freilich die umschweifende Venus sie mit dem Symbol einer dunkeln Nachteule; das Schicksal selbst aber sandte ihr als der einzigen und besten Ausführerin seiner Ratschlüsse ein Sinnbild edlerer Art, den Sphinx, das Bild einer verborgenen Weisheit.

Noch ist dein Reich, o große Göttin, hie und da nur im Dunkeln auf der Erde; möge es bald ein allgemeines lichtes Reich werden!

---

10 f. Odyssee II, 93 ff., I, 363 f. — 13. Arria, die ihrem wegen Verschwörung gegen Kaiser Claudius nach Rom geschleppten Gatten Pätus den Dolch, mit dem sie sich durchbohrt hatte, mit den Worten reichte: es schmerzt nicht, Pätus. Plinius Ep. III, 16. Martial I, 13. Herders Adrastea II, 2, 240. — 14. Porcia, die Gattin des M. Brutus, tötete sich nach dem Untergange ihres Gatten durch Verschlucken glühender Kohlen: Valerius Maximus IV, 6 § 5 und Plutarch (dem H. schon für seinen „Brutus" eine Porciascene entnommen) Brutus c. 53 (Vitae ed. Sintenis V, 101).

(13.) Minerva.

1.

Ihrer Bescheidenheit ungeachtet, hatte Minerva bald alle Göttinnen gegen sich: denn auch im Olymp, sagt man, ist Neid eine gemeine weibliche Tugend. Sehet doch, sprachen sie, die Alleinweise! Sie fliehet unsre Gesellschaft, sie kann sich mit uns nicht würdig genug unterhalten. Und was mag sie denn in ihrer Einsamkeit thun? Unterhält sie sich etwa mit ihrem Kauze? —

Bescheiden trat Minerva hervor und zeigte ihre neue, schöne Erfindung, das Gewebe. Sehet, sprach sie, meine Schwestern, was mein Zeitvertreib sei, die stille, nützliche Arbeit. Die Kunst meines Sinnes und meiner Hände wird den Menschen zur Kleidung, zur Zierde werden: mein Geschlecht wird sich angenehm beschäftigen und die Männer durch Bande des Fleißes fester an sich ziehn und an sich erhalten, als durch alle Netze müßiger Liebe. Glaubt ihr denn auch nicht, daß Ein sinnreicher Gedanke nützlicher Erfindung unendlich anmutiger sei, als alle Geschwätze und langweiligen Spiele? —

Sie kehrte in ihre Einsamkeit zurück und bekümmerte sich nicht weiter um die Nachrede des trägen, geschäftlosen Neides.

2.

Die überwundnen Göttinnen rüsteten sich auf einen andern Angriff. Wenigstens sieht man offenbar, sprachen sie, Minerva taugt nicht zur Liebe. Und wie könnte sie's auch? ist sie nicht aus dem kalten Hirn unsers Altvaters gebildet! Ihr Herz schlägt nicht, denn auch ihr Herz ist nur Gedanke: kein Feuer, das aus zärtlicher Umarmung floß, wallt in ihren Adern. Lasset sie verehrt, lasset sie nützlich werden; angenehm, gesucht, geliebt werden, wird sie nie — und geht etwas über die allbeseligende, liebliche Liebe?

Der Vater der Götter nahm sich sein selbst in seiner Tochter an: Glaubt ihr, sprach er, daß der Lebenssaft meines Haupts nicht auch aus meinem Herzen emporquoll? bereitete nicht eben mein Herz seine feinsten Säfte? — Und dann, wie unweise wähnet ihr, daß Eine wahre Götterverehrung ohne Liebe, und je Liebe ohne Verehrung statt finde? Gehet hin und fragt darüber alle Lieblinge der Minerva, in beiden Geschlechtern: um Eine Gabe

der Weisheit lieben sie sie herzlicher und inniger, als euch um hundert luftige Geschenke des leichtsinnigen Amors.

Du insonderheit, meine schaumgeborne Tochter, ob ich dich gleich sehr lieb habe, erinnere dich deines Ursprungs und deines täglichen Schicksals! — Er schwieg: aber Göttinnen und Götter fühlten's, was er damit sagen wollte.

Die feinste Liebe ist hohe Weisheit, und nur die höchste Weisheit wird die wirksamste, dauerndste Liebe.

3.

Venus bereitete sich zum dritten Angriff. Nun denn, sprach sie, über Eins ist die Sache entschieden, über ihre und meine Schönheit. Paris sah uns beide, der unparteiische feine Paris.

Paris? fiel Juno ihr ins Wort, der parteiische, grobe Hirt? Schämst du dich nicht seines Urteils und der verderblichen Bestechung, mit der du ihn verführtest? —

Laß uns nicht zanken, Königin der Götter, sprach sie, laß uns vergessen die alte Geschichte und nur gegen die anmaßende Thörin Eins sein, die dir und mir schadet. Hätte sie mein schönes Haar, würde sie's unter ihren Helm verbergen? Hätte sie deine stolze Brust und den Zaubergürtel meiner Hüften, dessen Reize du auch erfahren, würde sie ihren drückenden Harnisch wählen? Laß uns aufs neue vor Paris treten; aber nicht einzeln, sondern alle zusammen, und alle entkleidet —

Schweige, sprach Jupiter, und rege nicht wieder die Eris auf, die, eures eitlen Wahns wegen, Göttern und Menschen gnug zu schaffen gemacht hat, um die Grille. Wenn meine Tochter je fehlte, so war's, da sie sich mit dir und vor solch einem Richter in einen Streit einließ. Diesmal allein, und eben nur am zärtesten Punkt eures weiblichen Herzens, zeigte sie weibliche Schwachheit. Gesetzt nun auch, sie hätte nicht dein Haar, nicht deine wollüstige Bildung; will sie sie haben? und macht sie darauf Anspruch? Sie läßt dich prangen und buhlen in deiner Nacktheit und verbirgt jungfräulich auch ihre unleugbaren mir nur bekannten Reize.

4.

Die Göttin der Weisheit erschien auf der Erde; und alle Damen wollten fortan Göttinnen der Weisheit werden. Was,

20 f. Ilias XIV, 153—362, bes. 214—223 und 292 ff.

dachten sie, ist leichter als dieses? Ihren Helm mit der Eule pflanzen wir auf unser Haupt, und verschönern ihn zu einem bebuschten männlichen Hute. Ihren Harnisch zieren wir unendlich aus, daß er die schlankste, schönste Brustwehr werde; das Bild ihrer Meduse endlich soll auf unsrer Brust, in unsern Gesprächen glänzen — wir wollen von Nichts als unsern Siegen über stolze Nebenbuhlerinnen sprechen. Was fehlt uns, sprachen sie, zu leibhaften Göttinnen der Weisheit?

Eine Kleinigkeit, versetzte Minervens Eule; nämlich, daß hinter dieser ganzen Palladischen Rüstung eine Pallas wohne. Meine Federn leihe ich euch nicht, ihr würdet sie auch selbst verschmähen; der stolze Pfau muß euch kleiden. Euren Brustharnisch schont Amor nie; ihr schnürt ihn selbst so vorsichtig, daß seine Pfeile überall Öffnung finden. Medusens Antlitz endlich — macht ja nicht, daß Pallas zürne, und euch, wie sie schon einer Nachahmerin, der Arachne, that, in das, was ihr nicht sein wollt und so oft desto mehr seid, leibhaft verwandle.

Wollt ihr Minerven nachfolgen, fuhr die ernste Eule fort, meiner eingezognen, geschäftigen Königin, Minerva, hier habt ihr, wenn sie den männlichen Speer ablegt, ihr liebstes, häusliches Werkzeug. — Die Eule wollte ihnen Minervens Erfindung und Heiligtum, die Spindel, reichen — und alle Damen flohen die ernste, häßliche Eule.

5.

Eine feile Lehrmeisterin nach der Mode sollte ein junges Mädchen zu guten Grundsätzen und Sitten bilden; sie fing ihren Unterricht also an:

Vor allen Dingen, mein Kind, erzürne keine Göttin! vernachlässige keinen Dienst und keine Mode des Dienstes, der irgend einer derselben gebühret. Du weißt, welches die drei mächtigsten und beliebtesten sind: Venus, Juno und Pallas. Vom Dienst der Venus fange an: denn sie ist eine Freundin und Gesellin der Jugend; die Jugend währt nicht lange, und mit ihr verlassen uns leider! die schönsten Gaben der Venus. Zur Erinnerung dessen, siehe, da hast du ihren Spiegel und ihren Apfel. — Mit zunehmenden Jahren wirst du von selbst in den Dienst der Juno treten. Durch Pracht kannst du zu ersetzen suchen, was dir denn an Blüte der Schönheit gebricht; und was sie dir nicht geben kann, mögen Kühnheit und Stolz dir geben. Zum Andenken dessen, nimm an

den schönen Schweif ihres Pfaus, und pflanze ihn auf dein Haupt zu künftigem Siege. — Kommt endlich das einsame, runzelvolle Alter; alsdenn ist's Zeit, dich in die Gestalt der Minerva zu kleiden. Ahme ihre Tugend, ihr Verdienst, vorzüglich aber ihre ernste, strenge Reinigkeit nach, und du wirst —

Vom Blitze Jupiters war plötzlich das Zimmer entflammt, und vor ihnen stand die erhabne, edelzürnende Pallas. „Verführerin, rief sie, und blickte sie an mit ihrem blauen, scharfstrahlenden Auge; mißbrauchst du meinen Namen so schändlich? Werde, was du bist, aber nicht scheinest.“ Schnell war die Verführerin von Pallas' scharfstrahlendem Blick in die fürchterliche Meduse verwandelt. Zur Furie wurden die Züge ihres Gesichts, zu züngelnden Schlangen zischten empor ihre Haare. Das Mädchen erschrak, aber die freundliche Pallas nahm sie zärtlich auf ihren Schoß und sagte: Erschrick nicht, liebes Mädchen, ich habe der Verführerin kein Leid gethan. Sie erblickte ihre Gestalt in meinem glänzenden Brustharnisch, vor dem keine Lüge, keine Verstellung bestehn kann, und mußte, was sie ist, werden. Glaube ihr nicht, unschuldiges Kind! Die erste Tugend meines Dienstes ist jungfräuliche Sittsamkeit und Unschuld; wie kannst du je eine Tochter Minervens werden, wenn du die schönsten Jahre deines Lebens schnöde verbuhlt hast? Ich fodre und kröne nur stille Arbeitsamkeit, prachtlose Bescheidenheit, häusliche Treue und Einfalt; wie kann Pfauenpracht und Junonischer Stolz mit ihnen bestehen und wie zu ihnen führen? Mein höchstes Geschenk endlich ist geprüfte Leutseligkeit, stille Wahrheit; die Furie wollte dich zu der machen, die mit der häßlichsten, unreinsten Falschheit meine Gestalt nachahmte und den Namen der Weisheit zum verwerflichsten aller Namen machte. — Wende deinen Blick von ihr und begleite mich zu meinem Heiligtume.

Die häusliche Pallas erzog das junge Mädchen, und stattete sie aus, ohne Reichtum, ohne Junonische Prachtgeschenke. Ihr Bild, ein Palladium, war ihre ganze Morgengabe, und an der armen Hütte des Bräutigams sproßte ein schöner Ölbaum. Das Palladium ward ihr täglicher Spiegel; der nützliche, friedliche Ölbaum das Bild ihrer armen, aber glückseligen Ehe.

Blätter der Vorzeit

und

Jüdische Parabeln.

Einleitung.

Die unter dem Titel „Blätter der Vorzeit" bekannten Dichtungen Herders sind als ein Parergon bei der Vorbereitung seines Buches „Vom Geist der Ebräischen Poesie" (I, 1782. II, 1787. Suphan XI. XII) entstanden, dessen er „apropos der jüdischen Fabeln" zuerst gegen Gleim ausdrücklich Erwähnung thut (26. Dez. 81, Von u. an H. I, 75) und dessen zweitem Teil (Suph. XII, 124, 185) eine ganz ähnliche „jüdische Dichtung", „das Gesetz Gottes und Moses", eingefügt ist. Eine ähnliche Stellung mag nach Suphans auch von Redlich geteilter Vermutung (XII, 389. XXVI, XII) auch noch einigen der übrigen Stücke in dem beabsichtigten dritten Teil zugedacht gewesen sein, als „Belegen für das Nachleben der biblischen Poesie". Als „Vorboten des neuen Werkes, in Herders Sinne vielleicht Vorbereitungen zum dritten Teil" dürfen wir also mit jenem die 22 Erzählungen bezeichnen, welche zunächst, je elf, unter dem Titel „Jüdische Dichtungen und Fabeln" im September- und Oktoberhefte 1781 von Wielands Teutschem Merkur*) erschienen. Den Standpunkt, von dem aus er sie betrachtet wissen wollte, legte er dort (III, 224—226) dar in folgender

„Vorerinnerung.

Die Ebräische Nation hat ihre Mythologie und Dichtung, wie alle Völker die durch Sprache und Tradition bis ins hohe Altertum reichen; nur es ist dieselbe nicht so bekannt, geschätzt und ausgebildet als die Mythologie andrer, selbst einiger unstreitig rauherer und wilderer

*) Im Folgenden kurz als T. M. angeführt.

Völker. Die Ursache hievon liegt meistens in den Schicksalen der Nation, in der Lage ihrer äußern und inneren Umstände, die auch die Anwendung ihres Geschmacks und des Scharfsinnes, den ihr die Natur gewiß nicht versagt hat, bestimmt oder fehlgeleitet haben. Ich gehe alles vorbei und führe nur das Eine an. Das alte Testament ist bei ihnen das Buch der Bücher; alle Lehre, alle Weisheit muß demselben irgendwo angefügt, aus ihm, wo möglich, hergeleitet werden. Notwendig mußte dies den scharfsinnigen Köpfen des Volks einen engen, zu engen Kreis geben. Man setzte hinter den Text der Bibel, was unstreitig besser allein gestanden hätte: man kleidete in ein Bild, in eine Parabel, was lieber eine freie Dichtung werden mochte; man sahe sich endlich genötigt, nach vielen Proben der Weisen voriger Zeit Arten der Auslegung festzusetzen, die eigentlich gar keine Auslegung, sondern Anwendung, freie Dichtung mit Worten oder nur bei Gelegenheit eines Worts des biblischen Texts waren, deren höchste Schönheit also natürlich dahin ging, mit Worten der Bibel etwas ganz anders zu sagen, als der ursprüngliche Sinn war; etwas Neues, unerwartet Scharfsinniges und Schönes. Lehrer und Schüler wetteiferten hierüber; und die Sache ist jedem bekannt, der nur einen Bibelkommentar dieses Volks, eine Sammlung ihrer Sprüche, Dichtungen und Fabeln gesehn, oder auch nur die Regeln der Auslegung und Erweiterung des Worts ihrer Väter, die sie selbst geben, gelesen.

Aber nun, was hatte diese Dichtungsart, diese Einkleidung und Anheftung scharfsinniger Gedanken an die Sprache der Bibel — was hatte sie für ein Schicksal, da sie in die Hände andrer Nationen fiel, die dies alles für eigentliche Auslegung des Worts Gottes hielten? Wo der Rabbi am scharfsinnigsten gewesen war, ward er am dümmsten; eben wo er den feinsten Witz angebracht hatte, schien er ein rasender Schwärmer. Man machte lächerlich, was man hin und wieder gar nicht verstand; und indem man den schönen, glänzenden Staub auf dem Flügel des Schmetterlings mit groben Händen angreifen, ja gar zersägen und zerteilen wollte, freilich so ging der Schmetterling und sein Flügel verloren, und man besudelte sich nur die Hände.

Die die Geschichte dieses Volks und seiner Behandlung kennen, werden auch litterarisch hierüber keine Beweise verlangen; eine Reihe Bücher, zum Teil sehr neuer Bücher, sind davon redende Beweise.

Doch warum dies alles an diesem Orte? Ich wollte hier nur eine kleine Probe vom dichterischen Witz und Scharfsinn, oder, wenn man will, von der Mythologie der Ebräer geben, meistens nur nach Maßgabe ihrer ältesten Geschichte. Der Reichtum derselben, die ganze Bibel hinunter und an andern Orten, ist groß, aber sehr ungleich. Es thäte mir leid, wenn niemand etwas Scharfsinniges, etwas Geistiges und Feines in diesen Dichtungen fände; sehr lieb aber wäre mir's, wenn ich einen Weisen, einen Gelehrten der Nation selbst veranlaßte, die Perlen aus dem Grunde

des Meers, die Goldkörner aus dem schlechten Staube, hervorzuziehen und uns reichere, schönere Sammlungen zu geben, wie Hr. Mendelsohn teils mit einigen Gedichten und Fabeln, teils mit einigen Sprüchen und Geschichten der Weisen seines Volks schon gethan hat.*) Zum Schlusse erinnere ich nur eins. Wenn die Dichtung mit Worten der Bibel spricht und meistens die Worte in einem neuen Sinn anführet, so ist dies teils ihr Zweck, teils im Ohr der Nation ihre besondre Schönheit."

Die „Fabeln" dünkten ihn, wie er an Eichhorn schrieb (27. Okt. 81, Von u. an H. II, 272), „ein hübsches Spielwerk" und er hatte schon damals „deren noch eine Menge in Vorrat". Er brauchte also nur auf diesen Vorrat zurückzugreifen, als er für die dritte Sammlung seiner „Zerstreuten Blätter" (1787; 2. Aufl. 1798, S. 191—300) die drei „Sammlungen" (3×12 Stücke: I. Von Erschaffung der Welt bis Adams Tod. II. Von Henoch bis zum Tode Moses. III. Von Jephthah bis zum Tode Daniels) der „Blätter der Vorzeit" zusammenstellte. Ganz neu war indes nur die dritte Sammlung, für die beiden andern wurden dreizehn Nummern aus dem T. M. (5 für I, 8 für III) wieder benutzt.

Ausdrücklich hatte er aber damals „einige andere Stücke, die in eigentlicherem Verstande Fabeln oder Parabeln sind", für „eine leere Stelle in einem der folgenden Teile" zurückbehalten (S. 196, 17ff.). Sie erschienen aber überhaupt nicht mehr in den „Zerstreuten Blättern", sondern erst in der „Adrastea, Vierten Bandes, Erstes Stück" (Leipzig 1802, S. 170—184) unter dem Titel „Jüdische Parabeln". Auch von den 11 Stücken dieser kleinen Sammlung nahm Herder 5 aus dem Oktoberhefte des T. M. herüber.

In der Gesamtausgabe (Z. sch. L. u. K., Bd. IX, 1807 u. 1828) wurde der selbständige Titel dieser letzten Sammlung fallen gelassen und dieselbe den drei Sammlungen der „Blätter der Vorzeit" als vierte angereiht, vermehrt um zwei Stücke: ein ungedrucktes, „die Weingefäße", und eines, das zwar bereits im T. M. (IV, 54, Nr. 20 „Die Bereitschaft zum Tode") gestanden, hier aber nicht getreu nach diesem vom Herausgeber überhaupt mit einziger Ausnahme der „Vorerinnerung" (S. 187ff.) vollständig unbeachteten Drucke wiederholt, sondern mit anderer Überschrift (Der Tag vor dem Tode) und einigen abweichenden Lesarten, die ich doch nicht so ohne weiteres alle mit Redlich als „willkürliche Änderungen" bezeichnen möchte.

In der großen kritischen Ausgabe Suphans findet man diese Dichtungen („Blätter der Vorzeit", „Jüdische Parabeln", mit den Lesarten der ältern Drucke und einem Anhange, in den die später nicht wieder-

*) Moses Mendelssohns (sieben) „Proben rabbinischer Weisheit" in J. J. Engels „Philosoph für die Welt". Berlin 1775. Ges. Schr. VI, 436—443 (darunter zwei, Nr. 2 u. 6, im Stoffe gleich mit H.s Par. 2 [1, S. 225] und der Bereitschaft zum Tode [T. M. 1781, IV, 54, Nr. 20, Suphan 26, 368]. „Unter den 8 von D. Friedländer im Philos. f. d. W. hinzugefügten Erzählungen stimmt Nr. 4 mit H.s Weingefäßen S. 369" Redlich).

holten Stücke aus dem T. M. und die zuerst in der Vulgata erschienene Erzählung verwiesen sind) im XXVI. Bde., besorgt von K. Redlich (S. 311—369), an der Spitze der „Nachdichtungen aus der morgenländischen Litteratur", wie sie schon in der Vulgata die „Blumenlese aus morgenländischen Dichtern" eröffneten. Aber der Herausgeber selbst bekennt (S. XI), daß man ihnen nach ihrem Verhältnis zu den von Herder benützten Quellen „fast den Platz unter den Nachdichtungen streitig machen und sie zu den eigenen Dichtungen Herders verweisen könnte".

Ich fürchte also keinen Vorwurf, daß ich dies wirklich gethan habe. Die übrigens reichliche Auswahl, die ich gebe, konnte auf das Zahlenverhältnis der drei Sammlungen der Bll. d. V. keine Rücksicht nehmen, wenn nicht die viel wichtigere auf den dichterischen Wert und das Charakteristische zu kurz kommen sollte. Der Text ist durchaus nach den Originaldrucken revidiert, trotz der im allgemeinen sich bewährenden Genauigkeit der kritischen Ausgabe doch auch hier nicht ganz ohne Gewinn.*) In der Mitteilung älterer Lesarten aus dem T. M. und der ersten Auflage der Zerstr. Bl. war ich sehr sparsam, da man die ganze Entwickelung der Texte von der ältesten bis zur endgiltigen Fassung bei Redlich bequem überblickt und jeder, der hievon eine selbständige Anschauung gewinnen will, doch auf diese Ausgabe verwiesen werden muß.

Denn daß die Wiederaufnahme einer ältern gedruckten oder ungedruckten Arbeit auch zugleich eine Umarbeitung bedeutet, ist bei Herder selbstverständlich. Schon der erste Abdruck im T. M. zeigt nach Redlich (S. XII) „erhebliche Verbesserungen des Stils gegen die zum Teil erhaltenen ersten Niederschriften" und die weitere Vergleichung der gedruckten Fassungen läßt, um auch hier die Worte desselben Forschers zu gebrauchen, „das immer erneuerte Bemühen erkennen, den rhythmischen Wortfall zu verschönern und die orientalische Färbung zu vertiefen". Dabei ist der Abstand zwischen der Merkurfassung und der ersten Auflage der Zerstr. Bl. im allgemeinen beträchtlich größer als zwischen dieser und der zweiten Auflage und auch zwischen der Merkurfassung der „Jüdischen Parabeln" und der Adrastea. Während es sich hier meist nur um stilistische Feinheiten handelt, wie die Wahl des Ausdruckes, die Wortstellung und Satzverbindung, greifen jene früheren Umarbeitungen vielfach tiefer in die

*) 200, 24 in Fehlern] R(edlich) nach A: in seinen F. — 204, 29 in ihnen] R. nach A: unter i. (mit dieser Veränderung in B hängt auch die veränderte Schreibung: Eine (B) statt des früheren, bei R. in den Varianten übergangenen: eine (A) zusammen). — 206, 34 mit Trost] R. nach A: m. dem Tr. — 210, 26 lebendige] R. nach A: lebendge. — 220, 20 da] R. nach A: siehe da. — Es haben sich, wie man sieht, Lesarten von A eingeschlichen, offenbar durch ein leicht erklärliches Versehn, da die Varianten von B an keiner Stelle angemerkt sind. Sonst habe ich noch folgende Versehn bemerkt: R. 315, 13 l. jetzo. — 338, 2. Diese La. existiert nicht, A u. B lauten gleich. — 355, 3 ist in der Var. aus A und zu streichen. — 332, 10 vgl. meine Anm. zu 209, 16. — Hie und da haben sich auch in der Orthographie und Interpunktion kleine Versehn eingeschlichen, die es nicht lohnt anzumerken und zu Bl. d. V. II, 12, Jüd. Par. 7 u. 9 wären nach dem sonst beobachteten Prinzipe einige unbedeutende Varianten aus A und besonders dem T. M. nachzutragen, die bedeutendste 228, 5 (R. S. 362, 179): fragte: was (ihn fehlt); alles andere betrifft lediglich Sprachformen.

Komposition selbst ein. Denn nicht mit dem erfolgreichen Streben da nach glücklicherer Knappheit, dort nach reicherer poetischer Entfaltung der Darstellung begnügte sich der Verfasser, gelegentlich erhält eine Erzählung durch eine ausdrücklich hinzugefügte Lehre eine didaktische Wendung (vgl. zu 198, 13 ff. 18 ff.) oder durch Anschluß eines zweiten Teiles die erwünschte abschließende Ergänzung (S. 210 zu II, 4), es fehlt selbst nicht an einem Beispiele der Verschmelzung zweier ursprünglich selbständiger Stücke (zu I, 6 [8], S. 202) und der glücklichen Versetzung eines Zuges aus einer in die andere Erzählung (zu 214, 28 ff.).

Auch das Verhältnis zu den Quellen wird, soweit ich bei dem beschränkten mir zugänglichen Material urteilen kann, mit der wiederholten Umarbeitung ein immer freieres (vgl. zu 202, 2 ff. 210, 2). „Mit Worten der Bibel“ (oben S. 189) sprechen diese Dichtungen auch noch in ihrer reifsten Fassung gern, aber wer diese mit den ältern vergleicht, wird nicht verkennen können, daß der Anschluß ein immer freierer wird, daß das Bibelwort sich organischer in die Darstellung einfügt.

Daß das Verhältnis zu den Quellen übrigens von vorne herein ein recht freies ist, wurde schon früher (S. 190) angedeutet. Herder charakterisiert sein Verfahren selbst in diesem Sinne in der Vorrede zu den Zerstr. Bl. (S. 195, 13 ff. bes. 20 ff.). Auf Grund der ausgezeichneten Stellen in einem Excerptenhefte Herders konnte Redlich (S. 486 f.) die Bücher namhaft machen, auf welche sie weisen und die für die einzelnen Stücke daraus benutzten rabbinischen Stellen verzeichnen. Diese Bücher sind Chr. Schoetgenii Horae Hebraicae et Talmudicae, Dresdae et Lipsiae 1733, Ph. E. Christfelß אמונה חדשה של היהודים oder Das Neue Judentum. Onolzbach 1735 und Buxtorff Lexicon Chaldaicum talmudicum et rabbinicum. Einiges findet sich auch bei J. A. Eisenmenger, Entdecktes Judentum, 1700, 2 Tle., und wenn Herder auch wirklich, wie Düntzer meint, „auf diese abgeleitete, dazu nicht unverdächtige Quelle sich nicht eingelassen haben“ sollte, so machte es mir doch die Vergleichung höchst wahrscheinlich, daß uns darin wenigstens die rabbinischen Stellen vorliegen, aus denen Herder schöpfte, wenn sie ihm auch eine andere Quelle sollte vermittelt haben. Noch anderes hatte schon früher Düntzer mit Unterstützung des Oberrabbiners Dr. Schwarz in Köln beigebracht. Da mir augenblicklich nur Eisenmenger zugänglich ist, mußte ich in den meisten Fällen die Quellenangaben der genannten Gelehrten einfach wiederholen, ohne nachprüfen zu können. Einige Erzählungen scheinen lediglich auf der Bibel zu beruhen, und auch bei den wenigen, die sich bis jetzt einem bestimmten Quellennachweise entziehen, wird man in der Annahme eigner Erfindung vorsichtig sein müssen (vgl. zu I, 9 [12] S. 205).

An der gehofften günstigen Aufnahme (S. 196, 12 ff.) fehlte es diesen Dichtungen in der That nicht, namentlich im Freundeskreise (bei dem enthusiastischen Gleim, F. L. W. Meyer, Knebel, Joh. v. Müller, Frau

v. Schaardt, V. u. a. H. 1, 131. 2, 246. 3, 226. Ital. Reise 124. Düntzer, Zwei Bekehrte S. 337). Von den mir vorliegenden Rezensionen der Zerst. Bl. nimmt eine bestimmt ablehnende Haltung gegen die „Blätter der Vorzeit“ nur die eine in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste 37, 1 (1788), 146ff. ein, welche diese Dichtungen „ziemlich unbedeutend und langweilig“ findet und sie „nicht einmal Kindern in die Hände geben“ möchte, „deren Phantasie“ der Rezensent „von schwülstigen, ungeheuern Bildern, und deren Gedächtnis (er) von gemeinen und kahlen Sentenzen in hochtrabenden Wortprunk gehüllt, rein erhalten“ möchte. Zum Beleg für dieses wenig Geschmack verratende Urteil wird „der Tod Mosis“ ausgehoben. Die Jenaer „Allgem. Litteratur-Zeitung“ 1790, 1, 381 (Nr. 48, 17. Febr.) begnügt sich diese Reihe „reizender Dichtungen aus der morgenländischen Sage“ nur zu verzeichnen. Eingehender behandeln sie die Göttingischen Anzeigen v. gelehrten Sachen 1788 II, 765f. (76. St. 12. Mai): anerkennend im allgemeinen „das fruchtbare, alles, was vor ihm liegt umbildende und neuformende Genie“ des Verfassers und die Art der Behandlung „dieser alten historischen und philosophischen Sagen“, die bald „bloße Entwickelung“ sei, bald „beflissentliche Ausbildung, oft sehr fein zu einem hohen philosophisch-scharfsinnigen Gedanken“ (Licht u. Liebe, der Wunderstab des Propheten), bald nach des Rez. Meinung „ganz neue Dichtung im Geiste des Altertums“ (u. a. Adams Tod). Anerkennend, aber mit Einschränkung: „Die Gattung verliere eben durch diese moderne Umkleidung ebensoviel an ihrem Eigentümlichen, dem Rohen und Einfältigen, oder es entstehen Geschöpfe von einer zweideutigen Art, witzig und einfältig“. In vielem erkennt er den Geist der Rabbinen, in anderm (d. himmlische Schäfer) leuchte die griechische Dichtung vor; aus verschiedenen weiß er „weiter nichts zu machen, als daß es sinnreiche Phantasien“ seien: kurz er wünscht „für alles in der Welt keine Nachahmer“ (vgl. das Urteil über die Paramythien S. 155).

Daß ein oder das andere der hier laut werdenden Bedenken nicht ganz unbegründet sei, möchte ich nicht schlechtweg leugnen. Uns aber sind diese Dichtungen, denen es übrigens auch nicht ganz an Nachfolge fehlte (ich erinnere an einige der Parabeln Krummachers, 1804), ein interessantes und wertvolles Zeugnis für Herders hingebende und verständnisvolle Vertiefung in die verschiedenen Völkerindividualitäten und die Fähigkeit das Schöne und Bedeutende unter jeder Umhüllung zu erkennen, für den Zusammenhang seines Forschens und Dichtens, und für die Eigenart seiner dichterischen Begabung, die sich am meisten in ihrem Elemente fühlt, wenn sie von fremden Keimen befruchtet diese nachschaffend aus- und umbilden darf.

Blätter der Vorzeit.

Dichtungen aus der morgenländischen Sage.

Aus der Vorrede

zu

Zerstreute Blätter von J. G. Herder.

Dritte Sammlung. Gotha 1787. Zweite Auflage. Gotha 1798.

Das dritte Stück enthält D i c h t u n g e n a u s d e r m o r g e n l ä n d i s c h e n S a g e, und über sie vorzüglich muß ich mich näher erklären. Ich bin zu ihnen gekommen, auf Wegen wo ich so etwas nicht suchte; meistenteils nämlich im Studium morgenländischer Sprachen, Sagen und Kommentare. Hier war mir oft ein Bild, ein Gleichnis, eine Dichtung, das was jenem müden Propheten der Wachholderbaum in der Wüste war; an sich eine arme Geniste, die ihm indes Schatten gab und ihn stärkte. Oder ohne Bild zu reden, ich traf in den Sagen des Morgenlandes, so ungereimt sie manchmal schienen, oft so dichterische Ideen an, die um eine bessere Ausbildung gleichsam fleheten, daß es mir schwer ward, sie nicht auszuzeichnen und in müßigen Minuten nach meiner Weise zu gestalten. Niemand also vermische diese Dichtungen mit den Erzählungen der Bibel; sie sind völlige Apokryphen, entweder alte Sagen mehrerer morgenländischen Völker, oder wenigstens aus Samenkörnern dieser Art entsprossene Gewächse. In ihrer Aus-

Dem Texte der „Bl. d. V." selbst geht unmittelbar voran die Abhandlung „Über Bild, Dichtung und Fabel". Am Schlusse derselben (189 f.) lesen wir folgende zu den „Bl. d. V." überleitende Stelle: „Nachstehende Dichtungen maßen sich keine Stelle unter Aesops Fabeln an; vielmehr verbergen sie sich unter dem bescheidnern Namen der D i c h t u n g e n a u s S a g e n. Denn aus Sagen oder aus der Geschichte alter morgenländischer Völker sind sie geschöpft; sie mußten also auch in ihrer neuen Gestalt den Sitten und der Vorstellungsart dieser Nationen treu bleiben, selbst wo diese von der unsern sich weit entfernen. Zum kindlichen Ton der Sage gehörte es auch, daß sie kein poetisches Silbenmaß hätten und auf den Schmuck feinerer Völker überhaupt Verzicht thäten. Sie stehen bescheiden als Fremdlinge [1787: S. st. als kindliche Fr.] hier und erwarten die freundliche Willfährigkeit, die man Ausländern erweiset, daß man nämlich in ihre Denkart eingehe und sie nur nach ihren eignen Gesetzen richte." — 10 f. Vgl. S. 221, 9.

bildung gehören die meisten mir völlig zu; wenige nur sind, wie sie dastehen, ganz in der Tradition gegeben. Alle andre aber stützen sich ebenfalls, wie jeder Belesene es wissen wird, auf Sagen; und je mehr sie sich auf solche stützen, je echter sie den Geist des Morgenlandes, der in solchen herrscht, auch in dieser Nachbildung hauchen, desto mehr erreichen sie ihre Wirkung. Man hört in ihnen sodann ein fortgesetztes Märchen seiner Kindheit: die Dichtung schlingt sich an das, was man von Jugend auf lernte, indem sie den Schatten und Umriß berühmter Gegenden und Namen gleichsam nur ausmalet. Kind muß man also auch werden, wenn man diese Dichtungen, als morgenländische Fabeln oder Idyllen, lieset; und da einige derselben bereits im Teutschen Merkur 1781. den Beifall von Personen erhalten haben, deren zwei oder drei mir statt vieler sind; so bin ich über die jetzt hinzu gekommenen wenig verlegen. Sie sind aus eben denselben Quellen geschöpft und atmen den Geist Einer und derselben Weltgegend. Einige andre Stücke, die in eigentlicherem Verstande Fabeln oder Parabeln sind, erwarten eine leere Stelle in einem der folgenden Teile.

Erste Sammlung.

(1.)

(1.) Die Blätter der Vorzeit.

Im Hain der ältesten Sage irrte mein Geist umher und kam an die Pforte des Paradieses. „Was willst du, Sterblicher, hier?“ sprach jene glänzende Wundergestalt, die den heiligen Garten bewachte; aber gemildert war ihr Glanz und statt des feurigen Schwertes hatte sie einen Palmzweig in ihrer menschlichen Hand.

„Die älteste Wohnung meines Geschlechts zu sehen, antwortete ich; den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis und jene glücklichen Auen, auf welchen der Vater der Menschen von allem Lebendigen einst und von den Elohim selbst kindliche Weisheit lernte.“

„Dies Paradies ist verblühet, sagte die Wundergestalt. In einen unsterblichen Garten ist der Baum des Lebens verpflanzt

2. Z. B. die Kindheit Abrahams S. 239 [hier S. 210]. Joseph und Zulika S. 251. der Wunderstab des Propheten S. 291 [hier S. 222]. u. a. H — 7. 1787: eine fortgesetzte Sage. — Die Blätter der Vorzeit. Zerstr. Bl. III, 195—197.

und der Baum der Erkenntnis blühet allen Völkern der Erde. Erkenne meine Gestalt.“ Der Cherub sprach's, berührend mich mit seinem Zweige, und erhob sich in die Luft.

Welche Gestalt sah jetzt mein Auge! welche Stimmen der Schöpfung vernahm mein neu-geöffnetes Ohr! Alles Lebendige und die Könige seiner Geschlechter, Adler und Stier, Mensch und Löwe, sie trugen des Ewiglebenden Thron: Ein Glanz, Ein Lobgesang in rastloser Bewegung. Wohin der Adler flog, dahin keuchte der Stier, dahin wandte der Löwe sich; und der Mensch, ihr aller freundlicher und jüngstgeborner Bruder, er war der Priester der Natur, der aller Stimmen und Opfer dem Ewiglebenden darbrachte; den heiligen Wagen der Erdeschöpfung lenkte er. Mein Geist zerfloß in Harmonie des Lobgesanges aller Wesen —

Da stand in milderem Glanz der Cherub wieder vor mir. Der Palmzweig, der in seiner Rechte war, zerfiel: seine Blätter waren die unverwelklichen Blätter der ältesten Sage. „Empfange sie, sprach er, lies und deute sie deinen Brüdern.“ Das Gesicht verschwand.

Ich folge dem Wort der Wundergestalt, die, wie alle Gestalten, so alle Stimmen der Schöpfung in sich vereinet und jedes entschlafene Menschengeschlecht überlebt hat. Auf meiner Lippe sei die Sprache der alten Zeit; meine kindliche Sage atme den Hauch vom Zweige des Paradieses.

(2.) Licht und Liebe. (2.)

Im Anfange war alles wüst' und leer, ein kalter Meeresabgrund; die Elemente der Dinge lagen wild durch einander. Da wehete Lebenshauch vom Munde des Ewigen und brach des Eises Ketten und regte wie eine brütende Taube die erwärmenden Mutterflügel sanft.

In dunkler Tiefe regte sich alles jetzt, aufringend zur Geburt. Da erschien der Erstgeborne, das sanft erfreuende Licht.

Das holde Licht, vereint mit der Mutterliebe, die über den Wassern schwebete; sie schwangen sich auf zum Himmel und webten das goldene Blau: sie fuhren hinunter zur Tiefe und füllten mit Leben sie an: sie trugen die Erd' empor, einen Gottes-Altar,

Licht und Liebe. Zerstr. Bl. III, 198 f. Ältere Fassung T. M. 1781. III, 227 f. N. 1. Nach 1. Mos. 1.

bestreuend sie mit immerverjüngten Blumen: den kleinsten Staub beseelten sie.

Und als sie Meer und Tiefen und Luft und Erde mit Leben erfüllet hatten, da standen sie ratschlagend still und sprachen zu einander: „Lasset uns Menschen schaffen, unser Bild; ein Gleichnis des, der Himmel und Erde durch Licht und Liebe schuf.“ Da fuhr Leben in den Staub: da strahlte Licht des Menschen göttliches Antlitz an und Liebe wählete sein Herz zu ihrer stillen Wohnung.

Der ewige Vater sah's und nannte die Schöpfung gut: denn alles füllte, alles durchdrang sein immerwirkend Licht und seine holde Tochter, die belebende Liebe selbst.

* * *

Was murrst du, müßiger Weiser, und staunst die Welt, wie ein dunkles Chaos an? Das Chaos ist geordnet; ordne du dich selbst. Im wirkenden Leben nur ist Menschenfreude; in Licht und Liebe nur des Schöpfers Seligkeit.

(3.) (3.) **Sonne und Mond.**

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt: er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond verdunkelt.

* * *

Vom Rat des Ewigen ging die schaffende Stimme aus: „Zwei Lichter sollen am Firmamente glänzen, als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit.“

Er sprach's; es ward. Auf ging die Sonne, das erste Licht. Wie ein Bräutigam am Morgen aus seiner Kammer tritt, wie der Held sich freuet auf seine Siegesbahn: so stand sie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt: die Erde jauchzete: ihr dufteten die Kräuter: die Blumen schmückten sich —

13—16 fehlen noch im T. M. — Sonne und Mond. Zerstr. Bl. III, 200—202. Ältere Fassung T. M. 1781. III, 228 f. N. 2. Nach Christfelß S. 134 f. — 18—20 u. 199, 27—29 fehlen im T. M. — 25 f. Ps. 19, 6 (vgl. Vom Geiste der Ebräischen Poesie I, 78 f. Suphan XI, 273).

Neidend stand das andre Licht und sah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. „Was sollen, sprach sie murrend bei sich selbst, zwei Fürsten auf Einem Thron? Warum muß ich die zweite und nicht die erste sein?“ —

Und plötzlich schwand, vom innern Grame verjagt, ihr schönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft und ward das Heer der Sterne.

Wie eine Tote bleich stand Luna da, beschämt vor allen Himmlischen und weinte: „Erbarme dich, Vater der Wesen, erbarme dich!“

Und Gottes Engel stand vor der Finstern da; er sprach zu ihr des heiligen Schicksals Wort: „Weil du das Licht der Sonne beneidet hast, Unglückliche, so wirst du künftig nur von Ihrem Lichte glänzen; und wenn dort jene Erde vor dich tritt: so stehest du, halb oder ganz, verfinstert da wie jetzt.

Doch Kind des Irrtums, weine nicht. Der Erbarmende hat dir deinen Fehl verziehn und ihn in Wohl verwandelt. Geh, sprach er, sprich der Reuenden tröstend zu: ‘auch sie in ihrem Glanze sei Königin. Die Thränen ihrer Reue werden ein Balsam sein, der alles Lechzende erquickt, der das vom Sonnenstrahl Ermattete mit neuer Kraft belebet.’“

Getröstet wandte sich Luna und siehe da umfloß sie jener Glanz, in welchem sie jetzt noch glänzt: sie trat ihn an, den stillen Gang, den sie noch jetzo geht, die Königin der Nacht, die Führerin der Sterne. Beweinend ihre Schuld, mitleidend jeder Thräne, sucht sie, wen sie erquicke; sie suchet, wen sie tröste.

*
* *

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt: er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond verdunkelt.

---

2. sie: das Femin. schon hier und 5 f. mit Vorausbeziehung auf Luna (8). — 5—7. T. M.: Da nahm ihm Gott von seinem Licht (denn erst war der Mond gleich wie die Sonne) den dritten Teil, und streute ihn in die weite Luft. Siehe, da stand um den Mond das Heer der unzählichen Sterne. — 11. Im T. M. fehlt die Intervention des Engels, der das Urteil überbringt (11—17), noch ganz und der Herr selbst tröstet Luna (18—21), die „beschämt und freudig vom Thron des Schöpfers“ geht um ihren Gang anzutreten.

(4.) (4.) Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammlete er ratschlagend die obersten Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht! so sprach der Engel der Gerechtigkeit; er wird unbillig gegen seine Brüder sein, und hart und grausam gegen den Schwächern handeln.“

„Erschaffe ihn nicht! so sprach der Engel des Friedens. Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechts wird seinen Bruder morden.“

„Dein Heiligtum wird er mit Lügen entweihen, so sprach der Engel der Wahrheit, und ob du ihm dein Bildnis selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägtest.“

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes liebstes Kind zu seinem Throne trat, und seine Kniee umfaßte. „Bild' ihn, sprach sie, Vater, zu deinem Bilde selbst, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm liebend beistehn und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt: so sollen seines Irrtums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern.“

Der Vater der Menschen bildete den Menschen. Ein fehlbarschwaches Geschöpf; aber in Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd. —

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gottes-Eigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; und lebend reichte dir Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Brust.

(7.) (5.) Die Bäume des Paradieses.

Als Gott den Menschen in sein Paradies einführete, da neigeten sich vor ihm des Paradieses Bäume; jeder bot mit wehendem Wipfel dem Lieblinge Gottes seine Früchte dar, und seiner Zweige Schatten

Das Kind der Barmherzigkeit. Zerstr. Bl. III, 203 f. Nach Buxtorf S. 97. — Die Bäume des Paradieses. Zerstr. Bl. III, 211—213. „Nach dem Midrasch zur Genesis 19.“ Düntzer.

zur Erquickung. „O daß er mich erwählte, sprach der Palmbaum, ich wollte ihn speisen mit den Trauben meiner Brust und mit dem Weine meines Safts ihn tränken. Von meinen Blättern wollte ich ihm eine friedliche Hütte baun und überschatten ihn mit meinen Zweigen.“ „Mit meinen Blüten wollte ich dich bestreuen, sprach der Apfelbaum, und laben dich mit meinen besten Früchten.“

So alle Bäume des Paradieses; und Jehovah führete Adam freundlich hin zu ihnen, nannte ihm die Namen aller und erlaubte ihm den Genuß von allen, außer Einer Frucht vom Baum der Erkenntnis.

„Ein Baum der Erkenntnis? sprach der Mensch in sich. Alle andere Bäume geben mir nur irdische, leibliche Nahrung; und dieser Baum, der meinen Geist erhebt, der die Kräfte meines Gemütes stärkt, er wäre mir verboten?“ Noch unterdrückte er den Gedanken zwar; als aber das Beispiel und die Stimme der Verführung zu ihm sprach, da kostete er von der bösen Frucht, deren Saft noch jetzt in unserm Herzen gäret.

Alle schätzen wir gering, was uns vergönnet ist, und sehnen uns nach dem Verbotenen: wir wollen nicht glücklich sein durch das, was wir schon sind; wir haschen nach etwas, das über uns ist, hoch über unserm Kreise.

* * *

„Du hast den Menschen ein hartes Verbot gethan, sprachen die höheren Geister, als Gott wieder kehrte: denn was ist reizender einem Geschöpf, dem du Vernunft gegeben, als daß es Erkenntnis lerne? Und deshalb willst du ihn, der dein Gebot bald übertreten wird, mit dem Tode strafen?“

„Wartet, wie ich ihn strafen werde, sprach der Gütige: selbst auf dem Wege seines Irrtums, der mit Schmerzen der Reue ihn durch stechende Dornen führen wird, selbst dort geleit’ ich ihn zu einem andern Baum, zum Baume eines höheren Paradieses.“

(8.)

(6.) Lilis und Eva.

Einsam ging Adam im Paradiese umher: er pflegte der Bäume, nannte die Tiere, freuete sich überall der fruchtbaren segenreichen Schöpfung, fand aber unter allem Lebendigen nichts, das die Wünsche seines Herzens mit ihm teilte. Endlich blieb sein Auge an Einem der schönen Luftwesen hangen, die, wie die Sage sagt, längst vor dem Menschen die Bewohner der Erde gewesen waren und die sein damals hellerer Blick zu schauen vermochte. Lilis hieß die schöne Gestalt, die wie ihre Schwestern auf Bäumen und Blumen wohnte und nur von den schönsten Gerüchen lebte. „Alle Geschöpfe, sprach er bei sich selbst, leben in Gemeinschaft unter einander, o daß mir diese schöne Gestalt zur Gattin würde!"

Der Vater der Menschen hörte seinen Wunsch und sprach zu ihm: „Du hast dein Auge auf eine Gestalt geworfen, die nicht für dich erschaffen ist; indessen, deinem Irrtum zur Belehrung, sei dir dein Verlangen gewähret." Er sprach das Wort der Verwandlung und Lilis stand da in menschlichen Gliedern.

Freudig wallete Adam ihr entgegen; schnell aber sahe er seinen Irrtum ein: denn die schöne Lilis war stolz und entzog sich seiner Umarmung. „Bin ich, sprach sie, deines Ursprunges? Aus Luft des Himmels ward ich gebildet und nicht aus niedriger Erde. Jahrtausende sind mein Leben: Stärke der Geister ist meine Kraft und Wohlgeruch meine himmlische Speise. Ich mag dein niedriges Geschlecht der Staubgebornen mit dir nicht vermehren." Sie entflog und wollte nicht wieder zu ihrem Manne kehren.

Gott sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gattin geben, die sich zu ihm füge." Da fiel ein tiefer Schlaf auf Adam und ein weissagender Traum wies ihm das neue Gebilde. Aus seiner Seite stieg's empor, mit ihm von Einerlei Wesen. Freudig erwachte er und sah sein zweites

Lilis u. Eva. Zerstr. Bl. III, 214—216. Ältere Fassung T. M. 1781. III, 232 f. N. 5 (hier und noch 1787 die Namensform: Lilith) verschmolzen mit N. 3 „Die Schöpfung des Mannes und des Weibes" (S. 229 f. keine Erzählung, sondern Beantwortung der Frage „Warum trennte Gott die Geschlechter?") woraus 203, 1—12 herübergenommen ist. Vgl. Eisenmenger II, 417 ff. — 2—25 lauten im T. M. in näherem Anschluß an die Quelle: „Das erste Weib, das Gott dem Adam gab, hieß Lilith, und war, wie er, aus Erde gebildet; aber sie war stolz und wollte sich Adam nicht unterwerfen. „Bin ich nicht deines Ursprungs? sprach sie, ja gewiß aus feinerm Thone." Zuletzt entflog sie und wollte nicht wieder zu ihrem Manne kehren. Da strafte sie Gott, und gab ihr den Fluch der Unsterblichkeit, und das Geschäft schädlicher verbotner Künste. Noch schwebt sie, als Teufelin, in der Dämmerung umher; eine Feindin junger Kinder, des Segens, den ihr ihr Stolz versagte."

Selbst; und als Gott die Liebliche zu ihm führte, siehe da bewegte sich die Stätte seines Herzens, denn sie war seinem Herzen nahe gewesen. „Mein bist du, rief er aus, du sollt Männin heißen: denn du bist vom Manne genommen."

* * *

Darum wenn Gott einen Jüngling liebet: so giebt er ihm die Hälfte die sein ist, das Gebilde seines Herzens zum Weibe. Empfindend, daß sie für einander geschaffen worden, werden sie beide zu Einem Bilde in täglich neuer Zufriedenheit und Jugend-Schönheit. Wer aber frühe nach fremden Reizen blickt und buhlt nach Wesen, die nicht zu ihm gehören, empfängt zur Strafe eine fremde Hälfte. In Einem Leibe zwo verschiedne Seelen, hassen sie einander, zerreißen sich und quälen einander zu Tode.

(7.) Sammaël. (9.)

Als Gott den Menschen aus Staube geschaffen und den verweslichen Staub gekrönet hatte mit seines Ebenbildes Krone, stellete er ihn den Engeln dar und allen Geschöpfen. Die Schar der Engel neigete sich vor ihm als ihrem jüngern Bruder; sie dienten ihm fröhlich bei seiner paradiesischen Hochzeitfreude.

Nur Einer derselben, der stolze Sammaël, spottete sein: „Bin ich nicht, sprach er, aus Licht geschaffen worden, nicht aus Staube? Der Feuerstrom, der vom Throne fließt, gab mir das Wesen und nicht die zerfallende Erde." —

Siehe, da wich von ihm der Strom des Lichts; wie Schnee zerschmolz das Kleid, das ihn umgab und glänzend schmückte. Der stolzeste Geist erschien jetzt als der niedrigste, da ihn die Kraft verließ, die ja nicht sein war.

* * *

Voll Zorn entwich er der Schar der Himmlischen und drohte Rache den unschuldigen Menschen. „Da ich durch euch, sprach er, unglücklich worden bin, so sollet auch ihr durch mich unglücklich werden." Er hatte das Verbot gehört, das ihnen die Frucht des

Sammaël. Zerstr. Bl. III, 217—219. Ältere Fassung T. M. 1781. III, 233 f. N. 6. Vgl. Eisenmenger I, 827 ff., bes. 830.

schädlichen Baumes untersagte; er nahm die letzten Strahlen zusammen und wollte sie noch in Engelgestalt verführen. Aber der Schnee zerschmolz, den er zu seinem Kleide bilden wollte, und da er den Weg des Verführers ging, so erschien er in Schlangengestalt; vom glänzenden Seraph blieben ihm nichts als schimmernde Farben.

Eva sah und bewunderte sie und ließ sich bald verführen: Sie aß vom Baume den Tod und reichte dem Manne die Frucht des Todes; Krankheit und Elend keimeten jetzt für alle Geschlechter der Erde.

Der Vater der Menschen erschien. Er richtete die Verführten mit Erbarmen; die verführende Schlange aber strafte er hart, verfluchend sie zum tief verabscheueten Wurm der Erde. „Weil deine Freude es war, sprach er zu Sammaël, Unglückliche zu machen, so sei künftig die Schadenfreude nur dein unglückseliges Teil.“

Verbannet aus der Schar der Seligen, verbannt von jedem segnenden Geschäft, das Sammaël einst im Himmel geführet hatte, ward er jetzt — der Engel des Todes.

(11.) (8.) Der himmlische Schäfer.

Tief in der Mitternacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzt, waren in blutige vollere Rosen verwandelt, die sie noch nie gesehn. Sie wollte die Rose brechen, aber sie zerfiel vor ihrer Hand. Auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhuben sich ringsum, und Eine Stimme der Verzweiflung war in ihnen, bis alles sich zuletzt in süße Töne verlor, in Töne, die sie noch nie gehöret hatte.

Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst ihr Jugend-Paradies; und auf ihr weidete in ihres Sohnes Gestalt

3. „Es ist die gewöhnliche Tradition der Rabbinen, daß die Gestalt, in welcher Engel erscheinen, von dem leuchtenden Schnee gebildet werde der unter des Ewigen Throne liegt.“ Anm. H.s im T M. — 18. „Engel des Todes (Málach hammáveth oder hammóves)“ ist wie „Satan“ nach Eisenmenger I, 821 f. einer der 23 dort aufgeführten Namen Sammaëls. Vgl. Herders Erläuterungen z. N. T. (Riga 1771) 44 (Suphan VII, 378). — Der himmlische Schäfer. Zerstr. Bl. III, 223—225.

ein weißgekleideter Schäfer. Die roten Rosen waren um sein Haar und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süßen Töne kamen. Er kehrte liebreich sich zu ihr, er wollte ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand mit ihm.

Erwachend sah die Mutter des Tages Morgenröte wie blutig aufgehn, und ging mit schwerem Herzen zum Opferfest.

Die Brüder brachten ihr Opfer, die Eltern gingen heim. Am Abend aber kam der jüngere nicht wieder. Angstvoll suchte die Mutter ihn und fand nur seine zerstreuete, traurige Herde. Er selbst lag blutig am Altar: die Rosen waren mit seinem Blute gefärbt und Kains Ächzen schallte laut aus einer nahen Höhle.

Ohnmächtig sank sie auf des Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmal das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener Schäfer, den sie dort im neuen Paradiese sah. Die roten Rosen waren um sein Haar; liebliche Töne klangen aus seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen; weinende Mutter, schaue hinauf. Sieh jenen glänzenden Wagen dort; er führt zu andern Auen, zu schönern Paradiesen, als du in Eden sahst; wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht, und alle Seufzer sich in süße Töne wandeln." —

Das Traumgesicht verschwand; gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihrer Thräne betaut und mit den Rosen seines Altars bekränzet hatte, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vorm Angesicht einer schöneren Morgenröte. Oft aber saßen sie an seinem Grabe zu Mitternacht und sahen gen Himmel hinauf zum hohen Sternen-Wagen und suchten ihren Schäfer dort.

(9.) Adams Tod. (12.)

Neunhundert dreißig Jahre war Adam alt, als er das Wort des Richters in sich fühlte: *Du sollt des Todes sterben.*

„Laß alle meine Söhne vor mich kommen, sprach er zur

Adams Tod. Zerst. Bl. III, 226—228. Bei Düntzer und Redlich ohne Quellennachweis, und ein bestimmtes Buch, aus dem Herder schöpfte, kann auch ich nicht namhaft machen. Über die zu Grunde liegende, seit dem 12. Jahrhundert weitverbreitete Sage von dem Holze des Kreuzes, die an die ältere von der Sendung Seths nach dem Öle der Erbarmung anknüpft, vgl. Ad. Mussafia Sulla Legenda del legno della croce (Vienna 1870. Aus d. Sitzungsber. der k. Akad. d. W. in Wien, phil. hist. Kl. Bd. 63, 165—216) und W. Meyer, Die Geschichte des Kreuzholzes vor Christus (Abhandl. d. phil. hist. Kl. d. k. bayer. Akad. d. W. Bd. XVI, 101—166).

weinenden Eva, daß ich sie noch sehe und segne.“ Sie kamen alle auf des Vaters Wort und stunden vor ihm da, viel hundert an der Zahl und flehten um sein Leben.

„Wer unter euch, sprach Adam, will zum heilgen Berge gehn? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde und bringe mir die Frucht vom Lebens-Baum.“ — Alsbald erboten sich alle seine Söhne, und Seth, der frömmste, ward vom Vater selbst zur Botschaft auserwählet.

Sein Haupt mit Asche bestreuet, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger (so flehete er) und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebens-Baum.“

Schnell stand der glänzende Cherub da; und statt der Frucht vom Lebensbaume hielt er einen Zweig von dreien Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn, so sprach er freundlich, zu seiner letzten Labung hier: denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile; seine Stunde ist da!“

Schnell eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung hier.“

Der Sterbende nahm den Zweig und freuete sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses: da erhob sich seine Seele: „Kinder, sprach er, ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde: ihr folgt mir nach. Aber an diesen Blättern atme ich Hauch einer andern Welt, Erquickung.“ — Da brach sein Auge: sein Geist entfloh.

Adams Kinder begruben ihren Vater und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth aber weinte nicht. Er pflanzete den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupt des Toten und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesschlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum und viele Kinder Adams stärkten sich an ihm mit Trost des andern Lebens.

So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühete er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfing; da verdorrete der Zweig, doch kamen seine Blüten unter andre Völker.

22 f. Vgl. S. 209, 28.

Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streuete sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

Zweite Sammlung.

(1.) Der Schwan des Paradieses. (1.)

Von Jugend an, saget die heilige Sage, wandelte Henoch mit Gott und war ein stiller Betrachter. Als Kind schon hatte sein Engel ihn ins Paradies geführt. Er las in Büchern, ihm vom Himmel gesandt, die nicht auf irdische Blätter geschrieben waren; er las im Buch der Sterne, daher man ihn den Betrachter, Idris, nannte.

Einst saß er einsam unter der Ceder; da wehete stille Begeisterung ihn an: er sah das nahe Schicksal seiner Welt, die bald in Fluten untergehen sollte; er sah den Tag des strafenden Gerichts.

„O daß ich, seufzte seine Seele, dies der Nachwelt kund thun könnte!"

Da ließ ein glänzender Schwan vom Himmel sich herab; dreimal umflog er des Betrachters Haupt, und langsam kehrte er in die Wolken.

Henoch kannte ihn: es war ein Schwan des Paradieses, den er einst in seiner Kindheit gesehen und geliebet hatte. Eine Feder war seiner Schwinge entfallen; er nahm die Feder und schrieb damit seine Bücher der Zukunft.

Und als er lange, jedoch vergeblich seine Brüder gewarnet hatte und das Licht in ihm an seinen Ort hinaufzusteigen begehrte, da nahm er seinen Sohn zu sich und sprach: „Die Tage meines Lebens sind zu Ende, dreihundert fünf und sechzig kurze Tage. Vielleicht daß dir, mein Sohn, der Gütige den Rest von meinen Jahren zu deinen Jahren zählt."

Er sprach's und segnete ihn; da waren um ihn und hoben

1 f. Der Sage nach wurde aus dem Holze jenes Baumes das Kreuz gemacht, an dem Jesus den Tod erlitt. — Der Schwan des Paradieses. Zerstr. Bl. III, 231—234. „Nach dem Sepher Hajjaschar zur Genesis." Düntzer. — 12. Idris (griechisch), eigentlich: der Kundige.

ihn sanft empor die Schwäne des Paradieses. Auf ihren Flügeln trugen sie ihn hinauf und Henoch war nicht mehr.

Und als sein Sohn Methusalah ihn vergebens in den Wolken des heiligen Berges suchte, stand vor ihm ein Mann in glänzender Gestalt.

„Ich war der Engel deines Vaters, sprach er, der ihn erzog und schon als Kind zum Paradiese führte. Dort ist er jetzt; er hat viele Jahre gelebt: denn er ist bald vollkommen worden. Darum gefiel er Gott und war ihm lieb und ward hinweggenommen aus dem Leben.“

Er sprach's und rührete die Erde mit seinem Stabe an; da stand ein blühender Mandelbaum, der frühe Bote des Frühlings. Noch ehe seine Blätter sprossen, mit nackten Zweigen treibet er Blüten hervor und verkündigt die fröhliche Zeit. Der Engel war verschwunden und Methusalah, der seines Vaters Jahre genoß und das höchste Alter der Erdgebornen erreichte, jährlich sah er in diesem frühaufblühenden Mandelbaum die Jugend seines Vaters.

(2.) (2.) Der Rabe Noahs.

Ängstig blickte Noah umher aus seinem schwimmenden Kasten und wartete, bis die Wasser der Sündflut fielen. Kaum sahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um sich rief: „Wer, sprach er, unter euch will Bote sein, ob unsre Rettung nah ist?“

Da drängte sich vor allen der Rabe hervor mit großem Geschrei; er witterte nach seiner Lieblingsspeise. Kaum war das Fenster geöffnet: so flog er hin und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und seines Geschäfts; er hing am Aase —

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll und schwere Dünste hingen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht und schwärzten seine Federn.

Zur Strafe seiner Vergessenheit ward ihm auch sein Gedächtnis wie sein Auge düster; selbst seine neugebornen Jungen

Der Rabe Noahs. Zerstr. Bl. III, 235 f. Ältere Fassung T. M. 1781. IV, 44 f. N. 12. „Nach dem Buche Sanhédrin, fol. 108 b“ Düntzer. — 24 ff. „Sowohl die jüdische, als arabische Tradition weiß viel Böses vom Raben aus der Arche: eben deswegen, sagt sie, habe Noah ihn fortgeschafft, weil er ihm verhaßt gewesen.“ Anm. H.s im T. M.

erkennet er nicht und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verlässet sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muß er des schönsten Lohns, des Dankes seiner Kinder.

(3.) Die Taube Noahs. (3.)

Acht Tage hatte der Vater der neuen Welt auf die Wiederkunft des trägen Raben gewartet, als er aufs neue seine Scharen um sich rief, Kundschafter auszuwählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm und bot sich an zur Sendung.

„Tochter der Treue, sprach Noah, du wärest mir wohl eine Dienerin guter Botschaft; wie aber willt du deine Reise thun und dein Geschäft vollenden? Wie, wenn dein Flügel ermattet und dich der Sturm ergreift und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch scheuen deine Füße Schlamm und deiner Zunge widert unreine Speise.“ —

„Wer, sprach die Taube, giebt den Müden Kraft und Stärke gnug dem Unvermögenden? Laß mich, ich werde dir gewiß eine Dienerin guter Botschaft.“

Sie entflog und schwebete hin und her, und nirgend fand sie, wo sie ruhen könnte; als schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhob mit seinem grünenden Wipfel. Über ihn hatten nichts vermocht die Wasser der Sündflut; und der Taube war die Zuflucht zu ihm unverboten. Freudig eilete sie und flog hinan und ließ demütig sich am Fuß des Berges nieder. Ein schöner Ölbaum blühete da: sie brach ein Blatt des Baumes, eilte gestärkt zurück und legete den Zweig auf des schlummernden Noah Brust.

Er erwachte und roch daran den Geruch des Paradieses.

Da erquickte sich sein Herz: das grüne Friedensblatt erquickte die Seinigen, bis ihm sein Retter selbst erschien, bekräftigend der Taube gute Botschaft.

Die Taube Noahs. Zerstr. Bl. III, 237 f. Ältere Fassung T. M. 1781. IV, 45 f. N. 13. „Nach Midrasch Rabba zur Genesis, Kap. 38.“ Düntzer. — 16. den, Redlich: dem mit der Anm. „1798: den“; aber auch A liest den, und wenn eine Änderung überhaupt notwendig ist, so hat jedenfalls Düntzer, der „den Unvermögenden“ schreibt, wenigstens die Übereinstimmung mit T. M. für sich. — 28. Vgl. S. 206, 22 f.

Seitdem dann ward die Taube Dienerin der Liebe und des Friedens. *Wie Silber glänzen ihre Flügel*, sagt das Lied; ein Schimmer noch vom Glanz des Paradieses, das sie auf ihrer Wanderschaft erquickte.

(4.)

(4.) Abrahams Kindheit.

In einer Höhle ward Abraham erzogen: denn der Tyrann Nimrod stellete ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Licht Gottes in ihm! er dachte nach und sprach zu sich: „wer ist mein Schöpfer?"

Nach sechzehn Jahren trat er hinaus und als er zum erstenmale Himmel und Erde sah; wie erstaunte er und freuete sich! Er fragte alle Geschöpfe rings umher: „wer ist euer Schöpfer?"

Auf ging die Sonne; er fiel nieder aufs Angesicht. „Das, sprach er, ist der Schöpfer: denn seine Gestalt ist schön!" —

Die Sonne stieg hinauf und stieg hinab und ging am Abend unter. Da ging der Mond hinauf, und Abraham sprach zu sich: „das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels: vielleicht ist's jenes kleinere Licht, dem dieses große Heer der Sterne dient."

Aber auch Mond und Sterne gingen unter und Abraham stand allein.

Er ging zu seinem Vater und fragte ihn: „wer ist der Gott des Himmels und der Erde?" und Tharah zeigete ihm seine Götzenbilder. „Ich will sie prüfen," sprach er bei sich selbst, und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor. „Wenn ihr lebendige Götter seid: so nehmet euer Opfer." Aber die Götzenbilder standen da und regeten sich nicht.

„Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Vielleicht belehre ich ihn." Er nahm den Stab, zerschlug die Götzen alle bis auf Einen, und legte seinen Stab in dieses Götzen Hand und lief zum Vater: „Vater, sprach er, dein erster Gott hat alle seine Brüder getötet."

2. Ps. 68, 14 „Wenn ihr zu Felde lieget, so glänzet es als der Tauben Flügel, die wie Silber und Gold schimmern" (vgl. V. Geist d. Ebr. Poesie II, 93, Suphan XII, 65): dem entsprechend noch 1787: *Wie Gold und Silber u. s. w.* (T. M.: *ihre Flügel glänzen wie Gold und Silber.*) — *Abrahams Kindheit.* Zerstr. Bl. III, 239—243. Ältere Fassung, in der die Begegnung mit Nimrod selbst (211, 9—34) noch fehlt T. M. 1781. IV, 47—49, N. 15. Nach Schoettgen S. 490.

Zornig sah ihn Tharah an und sprach: „Du spottest meiner, Knabe, wie kann er es, da meine Hände ihn gebildet haben?“ „O zürne nicht, mein Vater, sprach Abraham, und laß dein Ohr vernehmen, was dein Mund sagte. Trauest du deinem Gott nicht zu, daß Er vermöge, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie wäre Er der Gott, der mich und dich und Himmel und Erde schuf?“ — Tharah verstummte auf des Knaben Wort.

* * *

Bald aber kam die That vor den Tyrannen Nimrod; der foderte ihn vor sich und sprach: „Meinen Gott sollt du anbeten, Knabe; oder der brennende Ofen sei dein Lohn.“ Denn alle Weisen hatten bei Abrahams Geburt dem Könige geweissaget, daß Er die Götzen stürzen und des Königs Dienst vernichten würde im Königreiche. Darum verfolgete der König ihn.

„Wer ist dein Gott, o König?“ sprach der unerschrockne Knabe.

„Das Feuer ist mein Gott, antwortete er, das Mächtigste der Wesen.“

„Das Feuer, sprach der Knabe, wird vom Wasser ausgelöscht: das Wasser wird von der Wolke leicht getragen: der Wind verjagt die Wolken und dem Winde besteht der Mensch. So ist der Mensch das Mächtigste der Wesen.“ —

„Und ich der Mächtigste der Menschen, sprach der König. Bete mich an; oder der glühende Ofen ist dein Lohn.“

Da schlug der Knabe sein bescheidnes Auge auf und sprach: „ich sah die Sonne gestern am Morgen auf- und am Abend' untergehn; befiehl, o König, daß sie heut am Abend' auf und am Morgen untergehe: so will ich dich anbeten.“

Und Abraham ward in die Glut geworfen.

Aber des Feuers Kraft beschädigte den Knaben nicht: ein Engel nahm ihn sanft in seinen Arm und fächelte die Flammen von ihm ab, wie einen Liliendust. Schöner ging der Knabe vom Feuer hinaus und bald erschien ihm Gott und rief ihn aus Chaldäa und weihete ihn zu seinem Freunde ein.

Und Abraham ward Stifter des wahren Gottesdienstes des Einen Gottes Himmels und der Erde für alle Welt.

(5.) ## (5.) Die Stimme der Thränen.

Drei Tage war Isaak im Herzen seines Vaters tot: denn am vierten Tage hatte Gott sich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, in den tiefsten Gram versunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe mein Vater, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Lamm zum Opfer?" —

„Mein Sohn, sprach Abraham, Gott hat ihm selbst ersehen ein Opferlamm!" So gingen die beide schweigend mit einander.

Und als sie kamen an die Opferstätte und der Altar gebauet und alles bereitet war: ergriff der Vater seinen Sohn und legte ihn auf den Altar und fassete das Messer in die Rechte und sah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete, schwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf.

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrei. „Abraham! rief der Engel des Herrn vom Himmel herab: Abraham, schone des Knaben und thue ihm nichts. Es ist genug!"

Freudig nahm der Vater den wiedergeschenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück und hieß die schrecklich-frohe Stätte: „Jehovah schaut!" Er schaut die stumme Thräne im Auge des Leidenden: er sieht des Herzens Jammer, der ängstlicher ruft als alles Geschrei.

* * *

Dreifach ist das Gebet der Menschen zu Gott; und kräftiger ist Eines als das andre.

Ein Gebet mit stiller Stimme gefället ihm wohl: er höret's tief im Herzen, und nimmt's auch von der stammlenden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Not mit großem Geschrei durchdringt die Wolken und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über alles ist die Thräne des Verlassenen, der fest an Gott sich hält und stirbt. Sie sprenget Pforten und Riegel und dringt zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

Die Stimme der Thränen. Zerstr. Bl. III, 244—246. Nach Schoettgen S. 919 (zu 1. Mos. 22, 1—14).

(6.) Das Grab der Rahel. (6.

Als Jakob von der heiligen Stätte wiederkehrte, auf welcher Gott sich ihm einst geoffenbaret hatte, da er in seiner Jugend den offenen Himmel sah; da war sein Herz voll Freude: denn Jehovah hatte ihm jetzt seinen Freundesbund aufs neue bestätiget.

Bald aber traf ihn ein bittrer Schmerz. Die Liebe seiner Jugend, Rahel, starb bei ihrem zweiten Sohne, und da die Seele ihr entging und sie nun sahe, daß sie sterben mußte, nahm sie den letzten Atem noch zusammen, küssete das Kind, nannte seinen Namen: „Benoni, den Sohn der Schmerzen" und starb.

Und als sie vor dem Ewigen erschien, weinete sie und sprach: „Erfülle mir, o Vater, die erste Bitte hier an deinem Thron. Laß mich zuweilen noch die Meinigen sehen, von denen du mich trenntest, daß ich in ihrem Leiden ihnen beistehe und ihre Thränen lindre."

„Dreimal soll dir dein Wunsch gewähret sein, sprach Gott, daß du auf Erden deine Kinder sehest; doch lindern kannst du ihre Thränen nicht."

Sie ging zum ersten hinab und fand den alten Jakob um ihre beiden Söhne ängstlich trauren. Des Josephs blutiges Kleid lag neben ihm: „mein graues Haar, rief er, wird in die Grube fahren: mit Leide werd' ich zu den Toten wandern: denn auch Benoni wird mir jetzt geraubt."

Seufzend stieg sie wieder zum Himmel hinauf: bis späterhin ihr Mann und ihre Söhne, als Abgeschiedene, selbst zu ihr kamen und freudig ihr erzähleten, wie schön sich all ihr Leid in Freude verwandelt habe.

Sie trocknete die Thränen und stieg lange nach diesem zum zweitenmal hernieder auf ihr Grab. Da sahe sie ihre Kinder ins Elend treiben, wie man die Herde treibt. Alles fand sie verwüstet und auch ihr Grab war nicht verschont geblieben. Eine Zeitlang blieb sie auf dem öden Grabe und lange hörte man auf ihm ein unsichtbares Ächzen.

Sie stieg zum drittenmal hernieder; da floß um Bethlehem der unschuldigen Kinder Blut. Ihre Mütter weinten und auf ihrem Grabe weinete Rahel laut: „sie sind, sie sind nicht mehr." Man hörte lang' am Grabe das weinende Ächzen: „sie sind nicht mehr."

Das Grab der Rahel. Zerstr. Bl. III, 247—250. „Nach Midrasch Rabba zu Threni I." Düntzer.

Und als sie wiederkehrte, sprach der Allbarmherzige: „ruhe jetzt, meine Tochter, und quäle dein Herz nicht mehr mit deiner Kinder Leiden. Der Weg der Sterblichen führt bald in Thäler, wo nur Klagen tönen; bald, wenn das Thal sich wendet, wird die Klage selbst Lobgesang. Vertrau mir deine Kinder an; sie sind auch meine Kinder: dein Herz ist nicht gemacht, der Erdgebornen Schicksal zu tragen und zu lindern."

Beruhigt blieb der schönen Rahel Geist fortan im Paradiese. Zwar fragte sie die Neuankommenden um ihr vollendetes Geschick auf Erden; doch nimmer kehrte sie zu ihrem Grabe wieder, auf dem das Ächzen ihres mütterlichen Herzens nun längst verhallet ist. Das Grabmal schweigt und Rahel freuet sich mit ihren Kindern der ewigen Ruhe.

(10.) (7.) Die Bürgschaft des Menschengeschlechts.

Die Schuld der Eltern ist durch ihre Kinder bei Gott verbürget. Was der Vater sündigte, büßet oft der Sohn und der Enkel.

Als Gott sein Gesetz auf Sinai gab, sprach er: „stellet mir Bürgen, daß ihr es haltet."

Sie nannten ihm ihre gerechten Väter: allein Jehovah nahm die Bürgschaft nicht an. „Sie sind selbst Schuldner gewesen, gleich wie ihr; gebet mir eure Söhne und Enkel zum Unterpfande."

Die Seelen der Ungebornen, die alle um den Berg versammlet waren, die Säuglinge an den Brüsten, die Kinder auf dem Schoße der Mütter erhuben ihre Stimme und übernahmen die Bürgschaft. Da sprach der Ewige: „heimsuchen will ich die Missethat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; aber segnen will ich in die Tausende der Geschlechter."

Anbetend neigete sich Moses und als Gott ihm vorüberging, rief eine Stimme: „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, der du vergiebest Missethat, Übertretung und Sünde und wenn du die Missethat der Väter an den Kindern strafest bis ins dritte, vierte Glied, so segnest du dafür in die Tausende der Geschlechter."

Die Bürgschaft des Menschengeschlechts. Zerstr. Bl. III, 259 f. Ältere Fassung T. M. 1781. III, 238 f. N. 10. Vgl. Eisenmenger I, 487 f. (Midrasch Tillim zu Ps. 8, 3). — 25 ff. 2. Mos. 20, 5 f. — 29 ff. 2. Mos. 34, 6 f. (Statt 29—33 steht hier im T. M. noch eine Stelle über „die Seelen der Ungebornen", die „in den Vorhöfen des Paradieses" leben und „zu ihrem Werk der Erde gebildet werden", welche seit 1787 passender in das schon im T. M. vorausgehende Stück „Die Worte des Gesetzes" eingefügt ist.)

(8.) Der Tod Moses. (12.)

Als Moses, der Vertraute Gottes, sterben sollte und seine Stunde herannahte, versammlete Gott die Engel um sich her. „Es ist die Zeit, sprach er, die Seele meines Knechtes zu mir zu fodern, wer will mein Bote sein?“

Die edelsten der Engel, Michael, Raphael und Gabriel, samt allen, die vor Gottes Thron stehn, baten und sprachen: „Wir sind seine, er ist unser Lehrer gewesen, laß uns nicht fodern dieses Mannes Seele.“

Aber der abgefallene Sammaël trat hervor: „Hier bin ich, sende mich.“

Mit Zorn und Grausamkeit bekleidet, stieg er hinab, das Flammenschwert in seiner Hand, und freuete sich schon der Schmerzen des Gerechten. Als er aber näher zu ihm trat, erblickte er das Angesicht Moses. Seine Augen waren nicht dunkel worden und seine Kraft war nicht verfallen. Er schrieb die Worte seines letzten Liedes und den heiligen Namen; sein Antlitz glänzete, bewaffnet mit Ruhe und Himmelsklarheit.

Der Feind der Menschen erschrak. Sein Schwert entsank ihm und er eilete hinweg. „Ich kann dir die Seele dieses Mannes nicht bringen, sprach er zu Jehovah: denn ich habe an ihm nichts Unreines funden.“

Da stieg Jehovah selbst hernieder, die Seele seines Knechts von ihm zu nehmen, und seine getreuen Diener, Michael, Raphael und Gabriel, samt allen Engeln seines Angesichts, stiegen hinab mit ihm. Sie bereiteten Moses sein Sterbelager und standen ihm zu Haupt und Füßen und eine Stimme sprach: „fürchte dich nicht. Ich selbst will dich begraben.“

Da bereitete Moses sich zu seinem Tode und heiligte sich, wie Einer der Seraphim sich heiligt, und Gott rief seine Seele: „Meine Tochter, hundert und zwanzig Jahre hatte ich dir bestimmt, im Hause meines Knechts zu wohnen. Sein Ende ist gekommen: gehe heraus und säume nicht.“

Und Moses Seele sprach: „o du Herr aller Welt! Ich weiß, daß du bist ein Gott aller Geister und aller Seelen und daß in deiner Hand sind die Lebendigen und die Toten. Aus

Der Tod Moses. Zerstr. Bl. III, 264—266. Ältere Fassung T. M. 1781. III, 239—241, N. 11. Vgl. Eisenmenger I, 856 ff. (Debarim rábba). — 15 f. 5. Mos. 34, 7. — 16 f. 5. Mos. 32, 1—43.

deiner Hand empfing ich das feurige Gesetz und sahe dich in den Flammen und stieg hinauf und ging den Weg des Himmels. Durch deine Macht trat ich in den Palast des Königes und nahm die Krone von seinem Haupt und that viel Wunder und Zeichen in Aegypten. Und führete dein Volk hinaus und spaltete das Meer in zwölf Spalten und verwandelte das bittere in süßes Wasser und offenbarte deine Geheimnisse den Menschenkindern. Ich wohnte unter dem feurigen Thron und hatte meine Hütte unter der Feuersäule und redete mit dir von Angesicht zu Angesicht, wie der Freund mit seinem Freunde redet. Und nun, es ist genug! nimm mich, ich komme zu dir." —

Da küssete der gnädige Gott seinen Knecht und nahm ihm im Kusse seine Seele. Moses starb am Munde Gottes und Gott begrub ihn selber und niemand weiß die Stätte seines Grabes.

Dritte Sammlung.

(1.) ### (1.) Die Opfertaube.

Fröhlich kam der rohe Krieger Jephthah von seinem Siege zurück. Er hatte vor der Schlacht ein unbedachtsames Gelübde gethan, dem Herrn zum Opfer zu bringen, was ihm aus seiner Hütte zuerst entgegenträte.

Und siehe da kam seine Tochter ihm entgegen, sein einziges Kind. Jauchzend trat sie heraus mit Pauken und Saitenspiel; doch bald war ihre Freude in Leid verwandelt. „Ach meine Tochter, sprach er, wie beugest du mich? aber ich habe gelobt und kann es nicht widerrufen."

Vergebens trat der Hohepriester hinzu und belehrete ihn, daß Gott ein solches Opfer von seiner Hand nicht fodre, daß er verabscheue das Blut des Kindes, das von der Hand des Vaters vergossen werde auf Gottes Altar. Der harte Krieger blieb auf seinem Wort und kaum erlaubete er noch seiner flehenden Tochter, mit ihren Gespielinnen hinzugehen auf die Berge, und ihre Jugend daselbst zu beweinen.

13 ff. 5. Mos. 34, 5 f. — Die Opfertaube. Zerstr. Bl. III, 269—271. Nach B. d. Richter 11, 30—40.

Und als sie statt des Jubelgesangs, mit dem sie ihren Vater empfangen hatte, den Ton der Klage jetzt begann und ihren Tod bewillkommte: siehe, da gesellte eine Turteltaube sich zu ihr und verließ sie nicht und girrete in ihre Töne, als ob sie sie trösten wollte. Aber Naëmi vernahm die Stimme der tröstenden Taube nicht und nach zween Monaten kam sie zu ihrem Vater und sprach: „Hast du gelobet, mein Vater: so thue mir wie du gesaget hast“ und ging wie ein Lamm zum Altare.

Und als der Grausame das Opfermesser faßte und seine Rechte erhob: siehe, da stand mit zürnendem Blick Abraham bei dem Altare und griff in seine Rechte: „Unbesonnener, sprach er, thue der Jungfrau nichts: Gott will kein solches Opfer von deinen Händen. Er nahm das meinige nicht an, das er einst prüfend selbst von mir verlangte; du aber, harter Mann, sollst ohne Kinder sterben.“ Er sprach es und verschwand.

Und siehe, da flog die Turteltaube hinzu und ward statt der erretteten Jungfrau durch die Hände des Hohepriesters für sie ein Opfer.

Freudig zog Naëmi jetzt mit ihren Gespielinnen wieder auf die Berge und dankte Gott für ihre neugeschenkte Jugend. Aber sie starb bald; und auf ihrem Grabe girrete die andere Turteltaube, der Geopferten Gatte; und alle Töchter Israels beweinten Naëmi und gingen jährlich hin zu klagen die Tochter Jephthahs und ihre Errettung zu feiern.

(2.) Die Gesänge der Nacht. (2.)

Als David in seiner Jugend auf Bethlehems Auen saß: da kam der Geist Jehovahs über ihn und seine Sinne wurden aufgethan, zu hören die Gesänge der Nacht. Die Himmel erzählten Gottes Ehre und alle Sterne traten in ein Chor: der Klang von ihren Saiten berührete die Erde, zum Ende der Erde floß ihr stilles Lied.

„Licht ist das Angesicht Jehovahs,“ sprach die untergehende Sonne und die Abendröte antwortete ihr: „ich bin der Saum seines Kleides.“

Die Gesänge der Nacht. Zerstr. Bl. III, 272--275. Nach Christfelß 98 ff. — 28 f. Ps. 19, 2. — 30 f. Ps.19, 5. — der Erde] der Himmel A. — 32. Vgl. Ps. 104, 2.

Die Wolken über derselben türmeten sich und sprachen: „wir sind sein Nachtgezelt" und die Wasser der Wolken im Abenddonner tönten: „die Stimme Jehovahs gehet auf Wolken: der Gott der Ehren donnert, der Gott der Ehren donnert hoch."

„Er schwebet auf meinen Fittigen," sprach der säuselnde Wind; und die stille Luft antwortete ihm: „ich bin der Atem Gottes, das Weben seiner erquickenden Gegenwart."

„Wir hören Lobgesänge, sprach die verlechzte Erde, und ich bin still und stumm?" Der fallende Tau antwortete ihr: „ich will dich laben, daß deine Kinder neu erquicket jauchzen, daß deine Säuglinge blühen, wie die Rose."

„Wir blühen fröhlich," sprach die erquickte Au'; die vollen Ähren rauschten drein und sprachen: „wir sind der Segen Gottes! die Heere Gottes gegen des Hungers Not."

„Wir segnen euch von oben," sprach der Mond: „wir segnen euch," antworteten die Sterne. Die Heuschreck' girrete und sprach: „er segnete auch mich mit einem Tröpfchen Tau."

„Und tränkte meinen Durst," antwortete die Hindin. „Er erquickte mich," sprach das aufspringende Reh.

„Und giebt uns unsre Speise," träumete das Wild; „und kleidet unsre Lämmer," blökete die Herde.

„Er erhörte mich, so krächzete der Rabe, als ich verlassen war." „Er erhörte mich, antwortete die Gemse, da meine Zeit kam und ich ausriß und gebar."

Die Turteltaube girrte und die Schwalbe, und alle Vögel sprachen schlummernd nach: „wir haben unsre Nester funden, unsre Häuser; wir wohnen auf Gottes Altar. Und schlafen unter dem Schatten seiner Flügel, in stiller Ruh."

„In stiller Ruh," antwortete die Nacht, und hielt den langen Ton; da krähte der Erwecker der Morgenröte: „Thut auf die Pforten, die Thore der Welt; es zeucht der König der Ehren heran. Erwacht ihr Menschen und preiset Gott; der König der Ehren ist da."

Auf ging die Sonne, und David erwachte aus seinem psalmreichen Traume; so lang' er lebete, blieben in seiner Seele die Töne dieser harmonischen Schöpfung und er rief sie täglich aus seiner Harfe hervor.

---

3. Ps. 29, 3. — 5. Ps. 104, 3. — 8 ff. Vgl. Ps. 65, 10 f. 68, 10 f. — 18. Vgl. Ps. 104, 11. — 22. Ps. 147, 9. — 25 ff. Ps. 84, 4. — 30 ff. Ps. 24, 7. 9.

(3.) Der Jüngling Salomo. (6.)

Zu seinem Lieblinge sprach einst ein gütiger König: „Bitte von mir was du willt: es soll dir werden.“

Und der Jüngling sprach bei sich selbst: „warum soll ich bitten, daß es mich meines Wunsches nicht gereuen möge? Ehre und Ansehn habe ich schon: Gold und Silber sind das ungetreueste Geschenk der Erde. Um des Königes Tochter will ich bitten: denn sie liebet mich, wie ich sie liebe; und mit ihr empfange ich alles andre. Vor allen auch das Herz meines gütigen Wohlthäters: denn er wird durch dieses Geschenk mein Vater.“

Der Liebling bat und die Bitte ward ihm gewähret.

* * *

Als Gott dem Jünglinge Salomo zuerst im Traume erschien, sprach er zu ihm: „Bitte was ich dir geben soll und ich will dir's geben.“

Und siehe, der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Ruhm und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmlische Weisheit und empfing mit ihr, was er je hätte bitten mögen.

Ihr also weihete er seine schönsten Gesänge und pries sie den Sterblichen an, als die einzige Glückseligkeit der Erde. So lange er sie liebte, besaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menschen; ja nur durch sie lebet er auch nach seinem Tode noch diesseit des Grabes.

(4.) Salomo in seinem Alter. (7.)

Wollust, Reichtum und Ehre hatten Salomo in seinen männlichen Jahren also verblendet, daß er die Braut seiner Jugend, die Weisheit, vergaß und sein Herz zu allen Bethörungen lenkte.

Einst als er in seinem prächtigen Garten ging, hörte er die Tiere sprechen, (denn er verstand die Sprache der Tiere) und neigte sein Ohr zu hören, was sie sagten.

Der Jüngling Salomo. Zerstr. Bl. III, 283 f. Nach Schoettgen S. 539 (Schir Haschirim rabba fol. 3). — Salomo in seinem Alter. Zerstr. Bl. III, 285—287. „Nach einem alten Midrasch zum Buche Esther.“ Düntzer.

„Siehe, sprach die Lilie, den König; er gehet mich stolz vorüber und ich Demütige bin herrlicher als er.“

Und der Palmbaum webete seine Zweige und sprach: „Da kommt er, der Bedrücker seines Landes, und dennoch singen sie ihm, daß er ein Palmbaum sei. Wo sind dann seine Früchte, seine Zweige, mit denen er Menschen erquickt?“

Er ging weiter und hörte die Nachtigall singen zu ihrer Geliebten: „wie wir uns lieben, so liebet Salomo nicht: so wird er von keiner seiner Buhlerinnen geliebt.“

Und die Turteltaube girrete zu ihrem Gatten: „von seinen tausend Weibern wird keine ihn betrauren, wie ich dich klagen würde, mein Einiger.“

Zürnend beschleunigte der König seinen Schritt und kam zum Neste des Storchs, der seine Jungen erzog und sie mit seinen Schwingen auffing, da er sie fliegen lehrte. „Das thut, sprach der Storch zu seinen Jungen, der König Salomo seinem Sohn Rehabeam nicht: darum wird auch sein Sohn nicht gedeihen: Fremde werden herrschen in dem, was er bauete.“ Da entwich der König in seine innerste Kammer und war still und traurig.

Und als er also im tiefen Nachdenken saß, da trat die Braut seiner Jugend, die Weisheit, unsichtbar vor ihn und berührete sein Auge. Er fiel in einen tiefen Schlaf und sah ein trauriges Gesicht der künftigen Tage.

Er sah durch die Antwort seines unweisen Sohns sein Reich zerteilt; in zehn abgefallenen von ihm unterdrückten Stämmen herrschte ein Fremder. Verfallen sah er seine Häuser, seine Lustgärten durch ein Erdbeben versunken, die Stadt verwüstet, das Land verheeret, und den Tempel Gottes im Brande. Erschrocken fuhr er aus dem Schlaf empor.

Und siehe da stand mit weinendem Auge die Freundin seiner Jugend sichtbar vor ihm und sprach: „Du hast gesehen, was nach diesem geschehn wird, und zu alle diesem hast du den Grund geleget. Es stehet nicht mehr in deiner Macht, das Vergangene zu ändern: denn du kannst dem Strome nicht gebieten, daß er sich wende zu seiner Quelle, noch deiner Jugend, daß sie zurückkehre. Deine Seele ist ermattet, dein Herz erschöpft und ich, die Verlassene deiner Jugend, kann deine Gespielin nicht mehr sein im Lande des irdischen Lebens.“

24 f. 1. Kön. 12, 13—20.

Sie verschwand mit einem mitleidigen Blick, und Salomo, der seine Jugend mit Rosen bekränzt hatte, schrieb in seinem Alter ein Buch von der Eitelkeit aller menschlichen Dinge auf Erden.

(5.) Elias. (8.)

Feurigen Geistes war Elias und Feuerflamme war der Geist seines Prophetenamtes. Oft ließ er dieselbe niedersteigen vom Himmel und verzehrete im Eifer sein eigenes Leben.

Einst als er müd' und matt zum Berge Horeb ging und in der dürren Wüste unter dem einsamen Wachholderbaum ruhte, da seufzete er: „es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele."

Und ein Engel Gottes stärkte ihn, daß er zum Berge gelangte, wo Gott die Last seines Prophetenamts von seinen Schultern nahm und ihm befahl, einen andern an seine Stelle zu salben.

Und als mit dem gesalbeten Elisa Elias am Jordan ging: da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen, und scheidete die beiden von einander, und Elias fuhr im Wetter gen Himmel.

Die erste Gestalt, die ihm in jener Welt erschien, war Moses, sein Vorbild. „Du hast geeifert, sprach er, (indem er in die läuternden Flammen des Feuerwagens ihm seine Rechte reichte;) du hast geeifert, mein Bruder, mit Feuereifer und hast viel erlitten von deinen Brüdern. Ich habe gelitten wie du; aber dennoch bat ich für ihr Leben und opferte meine Seele an ihrer Seelen statt. Indessen komm zum Throne des Richters, des Allerbarmers." Elias ging mit bebenden Schritten zur Wolke des Thrones.

„Was willt du hier, Elias?" sprach die Stimme aus der Wolke; und Elias sprach: „Ich habe geeifert um Jehovah, den Gott Zebaoth, und war allein überblieben und sie standen mir nach dem Leben." Da ging ein Feuer aus der Wolke; aber der Herr war nicht im Feuer: und ein starker, die Felsen zerreißender Wind ging vor Elias her; aber der Herr war nicht im Winde. Und nach dem Feuer und Winde kam ein sanftes Sausen, in welchem Jehovah war. Durchdrungen von ihm fühlte der Prophet sein Innerstes, daß schnell die Flamme seines Geistes wie Morgenröte strahlte. „Ruhe, sprach die Stimme, und erquicke dich hier:

Elias. Zerstr. Bl. III, 288—290. „Nach Taba debe Elia, angeführt von Abarbanel zu 1. Kön. 19." Düntzer.

denn der Herr ist barmherzig und freundlich. Oft sollst du niedersteigen zu den Menschen und sie sanfter belehren, und liebreich retten und trösten."

Seitdem besucht Elias die Menschen oft, aber in einem andern, als seinem ehemaligen Feuergeiste. Unsichtbar oder in fremder Gestalt mischet er sich in das Gespräch derer, die nach Weisheit forschen und vereinigt ihre Seelen. In häuslichen Geschäften kehret er das Herz der Väter zu den Kindern und das Herz der Kinder zu den Vätern; er errettet aus Gefahren, und antwortet dem Betenden erquickend und tröstend. In der Person Johannes ging er als Morgenstern vor der aufgehenden Sonne her; ja den Sohn der Liebe selbst stärkete er auf jenem heiligen Berge der Entzückung und Verklärung.

(9.) (6.) Der Wunderstab des Propheten.

„Gürte deine Hüften, sprach Elisa zu seinem Diener Gehasi, als ihn die Sunamitin um die Erweckung ihres Sohnes anflehte, und nimm diesen Stab in deine Hand. So dir jemand begegnet, so grüße ihn nicht; und grüßet dich jemand, so danke ihm nicht und lege meinen Stab auf des Knaben Antlitz: so wird seine Seele wieder zu ihm kehren."

Freudig eilte Gehasi mit dem Wunderstabe des Propheten, nach welchem er so lange getrachtet hatte: denn längst hatte er ein Wunder zu thun begehret. „Wo eilest du hin, Gehasi?" rief Jehu, der Sohn Nimsi, ihm zu. „Einen Toten zu erwecken, antwortete Gehasi: denn hier ist der Stab des Propheten."

Neugierig versammlete sich die Menge und lief hinter ihm her; aus allen Flecken und Dörfern, durch welche er zog, eilete das Volk ihm nach, zu sehn die Erweckung des Toten.

Und mit leichten Schritten ging Gehasi vor ihnen her und als sie gen Sunem kamen, trat er hinzu und legte den Stab auf des Knaben Antlitz.

4. Vgl. Matth. 17, 10 f. Mark. 9, 11 f. — 10 f. Vgl. Matth. 11, 14. 17, 12. Mark. 9, 13. Luk. 1, 17. Erläut. z. N. T. 75, vgl. 79 (Suphan VII, 401 f. 405) nennt ihn Herder „den Elias des N. T.", „Elias in seinem Leben wie in seinem Tode" und ähnlich in dem schon von Suphan herangezogenen (S. XXXIII) zeitlich nahestehenden Gedichte „Johannes" (V. 6. 17 f. 51 ff.), aus dem auch V. 58 f. „Die Sonn' ist da! die Morgenröte verrötet" vergleichbar ist. Ged. II, 157 (116) ff. — 11 ff. Matth. 17, 3. Mark. 9, 4. Luk. 9, 30 f. — Der Wunderstab des Propheten. Zerstr. Bl. III, 291—293. Nach Schoettgen S. 787 (Tanchuma f. 27, 1).

Aber da war keine Stimme noch Fühlen.

Er kehrete den Stab um und legete ihn anders, rechts und links, oben und unten; der Knabe aber wachte nicht auf, und Gehasi ward von der Menge verspottet. Beschämt kehrete er zurück zum Propheten und zeigete ihm an und sprach: „der Knabe ist nicht aufgewacht."

Da nahm Elisa den Stab und eilete gen Sunem; und ging hinein in das Haus und schloß die Thür zu vor ihnen allen. Und betete zum Herrn und stieg hinauf und legete sich auf das Kind, seinen Mund auf des Kindes Mund, seine Augen auf des Kindes Augen und breitete sich über dasselbe, bis daß des Kindes Leib warm ward. — Womit erwärmte er den Toten? Mit seinem stillen, demütigen Gebet, mit dem Atem seiner uneigennützigen, selbstlosen Liebe.

„Da nimm hin deinen Sohn," sprach er zur Mutter, und der eitle Gehasi stand beschämet.

(7.) Das heilige Feuer. (11.)

Als Jeremias die Verwüstung des Tempels betraurete, waren alle dienstbaren Engel des Heiligtums um ihn und halfen ihm trauren. Auch Davids und Salomos Seelen stärkten ihn und gaben ihm die süßen Gesänge, mit welchen er die Verwüstung ihres Werkes und ihres Volks beweinte. „Die Herrlichkeit Gottes, rief er, ist von hinnen gegangen; der Herr ist hingewichen an seinen Ort."

„Willst du nicht, sprach der Engel des Feuers, die Flamme des Heiligtums bewahren; vielleicht daß sich Jehovah erbarme und kehre wieder zurück zum Thron seines Hauses."

Und Jeremias nahm sieben Priester zu sich und verbarg das heilige Feuer in eine tiefe Grube, darinnen kein Wasser war.

Nach wenigen Tagen kam er hinzu und suchte dasselbe; er fand aber kein Feuer, sondern ein dickes Wasser, und traurete sehr. Und der Engel des himmlischen Lichtes stand vor ihm und sprach: „Warum traurest du, Mühseliger? Nie wird das Feuer des Herren wiederkehren an diesen Ort. Aber aus dem Schlamm

Das heilige Feuer. Zerstr. Bl. III, 297—299. „Nach dem Buche Chekalim, Abschnitt 6, fol. 39, wo dies aber von Zedekias, nicht von Jeremias erzählt wird." Düntzer.

dieses Wassers werden lebendige Ströme entspringen, die die ganze Erde befruchten. Es kommt die Zeit, da man nicht mehr wird zum Berge des Herren gehen, noch zu dem Ort seiner irdischen Wohnung: denn sein ist die Welt. Aller Himmel Himmel mögen ihn nicht verbergen und die Erde ist seines Fußtritts Schemel. Aber ein Licht wird aufgehen vom Herren und alle Völker werden im Glanz desselben wandeln, daß niemand seinen Bruder frage, wer Gott sei? sondern sie sollen ihn alle erkennen, klein und groß, und alle schöpfen aus dem Strome des Lebens."

Der Engel verschwand und Jeremias starb in der Verbannung. Als nach Jahrhunderten der zweite Tempel gebauet ward, da war kein heiliges Feuer mehr in demselben und keine Lade des Bundes, auch keine Stimme, den Herren zu fragen: das Allerheiligste stand leer. Aber aus der finstern Leere des Heiligtums entsprang ein Licht und aus der trüben Quelle dieses Tempels flossen Ströme der Erquickung für alle Völker der Erde.

(12.) (8.) Die Sterne.

Müde und matt war Daniel von seinen Gesichten der Zukunft, die ihm so oft seine Kraft genommen und ihn mit Schauder erfüllet hatten; als endlich Einer aus dem Rat der Wächter zu ihm sprach: „Gehe hin, Daniel, und ruhe, bis das Ende komme, daß du aufstehest in deinem Teil am Ende der Tage."

Gelassen hörte Daniel das rätselhafte Wort und sprach zum Mann im leinenen Kleide, der neben ihm stand: „Meinest du, Herr, daß diese Gebeine werden wieder grünen?" Und der himmlische Bote nahm ihn bei der Hand und zeigte ihm den Himmel voll leuchtender Sterne. „Viele, sprach er, so unter der Erde schlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz und die, so viel zum guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne." Er sprach's und berührte ihn mit seiner Rechte; und Daniel entschlief unter dem Anblick des Himmels und seiner hellleuchtenden ewigen Sterne.

Die Sterne. Zerstr. Bl. III, 300.

Jüdische Parabeln.

(1.) Der afrikanische Rechtsspruch. (2.)

Alexander aus Macedonien kam einst in eine entlegne goldreiche Provinz von Afrika; die Einwohner gingen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar, voll goldner Äpfel und Früchte. „Esset ihr diese Früchte bei euch? sprach Alexander; ich bin nicht gekommen, eure Reichtümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen.“ Da führeten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold; und dieser Mann will es nicht wiedernehmen. Sprich ihm zu, o König, denn es ist das Seine.“

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: „Du fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten; und ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von dir zu nehmen? Ich habe dir den Sack verkauft, nebst allem was drinnen ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König.“

Der König fragte den ersten, ob er einen Sohn habe? Er antwortete: Ja. Er fragte den andern, ob er eine Tochter habe? und bekam Ja zur Antwort. „Wohlan, sprach der König, ihr seid beide rechtschaffene Leute: verheiratet eure Kinder untereinander und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitgabe; das ist meine Entscheidung.“

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet, sprach der König des fernen Landes, daß du also erstaunest?“ „Mit nichten, antwortete Alexander, aber in

Der afrikanische Rechtsspruch. Adrastea IV, 1, 171 f. Nach Schoettgen S. 46 (Vajikra rabba s. 27 fol. 170, 4).

unserm Lande würde man anders richten.“ „Und wie denn?“ fragte der afrikanische König. „Beide Streitende, sprach Alexander, verlören ihre Häupter und der Schatz käme in die Hände des Königes.“

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: „Scheinet denn bei Euch auch die Sonne? und läßt der Himmel noch auf Euch regnen?“ Alexander antwortete: Ja. „So muß es, fuhr er fort, der unschuldigen Tiere wegen sein, die in Eurem Lande leben: denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen.“

(4.) (2.) Alles zum Guten.

Immer gewöhne sich der Mensch zu denken: „Was Gott schickt, ist gut; es dünke mir gut oder böse.“

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; niemand wollte sie ihm öffnen: hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „Was Gott schickt, ist gut;“ und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Unsicherheit willen in derselben Gegend. Aber ein Sturm entstand und löschete sein Licht aus: ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „Was Gott schickt, ist gut.“ Er erwartete ruhig die Morgenröte.

Als er ans Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schar Räuber war eingefallen und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen geführt oder getötet. Er war verschonet. „Sagte ich nicht, sprach er, daß alles, was Gott schickt, gut sei?“ nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas des Abends versagte.

(5.) (3.) Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüfet hast; an der Tafel des Gastmahls giebt's mehrere derselben als an der Thür des Kerkers.

Alles zum Guten. Adrastea IV, 1, 174. Nach Schoettgen S. 535 (Berachoth fol. 60, 2). — Drei Freunde. Adrastea IV, 1, 175 f. Nach Schoettgen S. 1129 (ספר החיים p. 2, fol. 47, 1. 2).

Ein Mann hatte drei Freunde; zween derselben liebete er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklaget war. „Wer unter euch, sprach er, will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden und der König zürnet."

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne, wegen andrer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugete von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

* * *

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fodert? Das Geld, sein bester Freund, verlässet ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

(4.) Der Überwinder der Welt. (7.)

Im fernsten Indien kam Alexander der Große an einen Strom des Paradieses. Er trank von seinem erquickenden Wasser und labete sich sehr: er wusch darin sein Antlitz und schien verjüngt: er verfolgete den Strom durch ferne Wüsten und kam an die Pforte des Paradieses. „Thut mir auf, sprach er, denn ich bin der Überwinder der Welt, der König der Erde." Aber ihm ward zur Antwort: „Du bist mit Blut befleckt, weiche! Dies ist die heilige Pforte, wo nur die Gerechten hineingehn."

„So gebt mir, rief der König, wenigstens ein Andenken, daß ich hier gewesen;" und man reichte ihm einen Totenschädel.

Der Überwinder der Welt. Adrastea IV, 1, 179 f. Ältere Fassung T. M. 1781. IV, 49 f. N. 16 m. d. T „Alexander der Große". Vgl. Eisenmenger II, 321 (Támid c. 4, fol. 66). —30 f. Ps. 118, 20.

Unwillig nahm er denselben; der Schädel in seinen Händen ward immer schwerer, daß er ihn nicht mehr tragen konnte, ja daß ihn zuletzt alles Gold seiner Eroberungen, die Schätze Persiens und des Indus nicht aufzuwiegen vermochten. Bekümmert rief er einen Weisen und fragte ihn, was das bedeute? „Das Menschenhaupt bist du, antwortete der Weise. So lange deine Augen offen stehen, kannst du nicht gesättiget werden mit Gold und Silber; aber siehe! hier streue ich Staub auf den Schädel und bedecke ihn mit einer Handvoll Erde: der Totenschädel wird leicht werden, wie jeder andre Schädel.“ Er that's und es geschah.

Und bald ward der Spruch erfüllet. Alexander zog zurück mit seinem Heer und starb in Babel. Sein Reich zerfiel und des Überwinders Haupt lag da, wie ein anderer Schädel.

(9.) (5.) **Der Lohn der zukünftigen Welt.**

Richte nicht den Weg deines Lebens: alle seine Fußsteige sind gut, ob du gleich das Ziel eines jeden nicht übersiehest. Wäge auch nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagest: dies Gebot ist groß, darum will ich's halten: denn sein Lohn wird groß sein. Gott hat dem Menschen nicht offenbaret, welches der Lohn eines jeden Werks sein werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingung ein; er ließ einem jeden seine Arbeit frei und fragte am Abende nur, woran er gearbeitet habe. Jeder zeigte was er gethan; dieser den Feigenbaum, jener den Ölbaum, der die Cypresse, dieser den Palmbaum, den er gepflanzet. Der Hausvater gab einem jeden den Lohn nach seiner Arbeit und so war sein Garten mit mancherlei Bäumen bepflanzet. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größesten Lohn brächte: so wäre des Hausvaters Absicht nicht erreicht worden: der Garten wäre nicht mit mancherlei Bäumen bepflanzet.

* * *

Ein Weiser ward gefragt: warum ihn Gott also gesegnet habe in seinem Leben? „Weil ich die kleinste Pflicht wie die größeste that, antwortete er, darum hat mich Gott also gesegnet.“

Der Lohn der zukünftigen Welt. Adrastea IV, 1, 182. Ältere Fassung T. M. 1781. IV, 55. N. 21. Nach Schoettgen S. 187 (Debarim rabba s. 6, fol. 258, 1 u. 2. Samuel ben David חסד שמואל fol. 27).

Legenden.

Einleitung.

Derselbe historische Sinn, dieselbe feinfühlige Empfänglichkeit für das Schöne in jeder Art seiner Erscheinung, die Herder sonst bei seinen kritischen Arbeiten leiteten und ihn befähigten mit liebevollem Verständnis den Bestrebungen der verschiedenen Völker und Zeiten im Gebiete der Poesie gerecht zu werden, ließ ihn auch in einer Gattung, die einst durch Jahrhunderte eifrig gepflegt, seit der Reformation nicht ganz unverdient in Verruf und in Vergessenheit geraten war, in der Legende, die gesunden, der Wiederbelebung und Pflege würdigen Keime erkennen. Und er blieb auch hier nicht stehen bei der bloß kritischen Würdigung derselben und der Bekämpfung der entgegenstehenden Vorurteile, sondern machte selbst den Versuch zu zeigen, wie er glaube, daß sich diese Gattung mit Erfolg erneuern lasse.

Die ersten freilich noch vereinzelten Versuche reichen hinauf bis in die siebziger Jahre (vgl. zu Nr. 21. 14. 16. 22. 2.). Die Mehrzahl von Herders Legenden aber stammt, in der Gestalt wenigstens, in der wir sie zu lesen gewohnt sind, erst aus dem Jahre 1796, und erschien, die älteren umgearbeitet, mit Ausnahme von 22, im folgenden Jahre samt der Abhandlung und der sich an das Vorwort anschließenden Legende

„die Rosen“ in der sechsten Sammlung der Zerstreuten Blätter. Am Schlusse des Jahres 1796 kündigt sie Herder Gleim an (Von u. an H. I, 221), am 10. Februar 1797 gehen ihm die gedruckten Bogen zu, über die er am 1. März das verlangte Urteil abgiebt (a. a. O. 222 f.). Um die Mitte des März waren sie auch in den Händen der Herzogin Amalia (Weimar. Herderalbum S. 44). Herder hatte aber damals seinen Vorrat nicht erschöpft und beabsichtigte noch andere Legenden folgen zu lassen: „Die besten,“ schreibt er Gleim, „kommen noch nach; die lustigen habe ich mir auf ein andermal gespart.“ Aber erst im dritten Stücke der Adrastea (Februar 1802. Von u. an H. I, 297. 300,) erschienen drei weitere Legenden, zu denen nach Karoline (vgl. zu 23) der Aufenthalt in Stachesried im Sommer 1801 die Anregung gegeben, und eine vierte folgte in anderem Zusammenhange (zu 26) im selben Jahre im sechsten Stück. Von den „lustigen“ aber, die Herder Gleim angekündigt hatte, kam überhaupt nur eine ans Licht, und diese eine (Nr. 27), in zwei Fassungen vorhanden, aus dem Jahre 1796, erst nach Herders Tode in der Gesamtausgabe der Werke. Auf die Absicht mindestens, noch andere der Art zu dichten, scheint außer der Ankündigung an Gleim auch noch der Schluß von 27 b hinzuweisen, wenn ich ihn anders richtig auffasse. Ob aber die „andere Legende“, auf die er verweist, damals schon gedichtet war, ob sie je gedichtet wurde, muß mindestens zweifelhaft bleiben; aus dem Nachlaß ist nichts davon ans Licht gekommen. Die zweite, gleichfalls erst aus diesem bekannt gemachte Legende (28) kann ich überhaupt nicht mit Redlich (Suphans Ausg. 28, 560) zu den „lustigen“ zählen. Um diese beiden vermehrt, anderseits mit Übergehung von Nr. 22, die gar nicht, und Nr. 26, die in ihrem ursprünglichen Zusammenhange (Z. sch. L. XII, 209—211; Taschenausg. XVII, 194—196) aufgenommen wurde, erschienen die „Legenden“ samt der Abhandlung im dritten Bande (1805) der Sämtlichen Werke zur schönen Litteratur und Kunst hinter dem Cid (S. 253—359), in der Taschenausgabe (1827) eröffnen sie den sechsten Teil (S. 1—86), die Reihenfolge weicht in beiden von unserer ab, indem abgesehen von den beiden fehlenden Stücken, Nr. 27. 28 zwischen 15 und 16, Nr. 23—25 zwischen 19 und 20 stehen. Diese Anordnung haben auch die Ausgaben von H. Düntzer (Hempel II, 23—93) und H. Kurz (Leipz. Bibl. Instit. II, 473—521) beibehalten, im übrigen aber allerdings durch Zurückgehen auf die ersten Drucke einen reineren Text gebracht. Die große kritische Ausgabe Suphans, in der die Legenden (ohne die Abhandlung) bearbeitet von R. Redlich, Bd. 28 (1884), 167—246 stehen (vgl. S. 559 ff.), hat auch für diese zum erstenmal den handschriftlichen Nachlaß vollständig ausgenützt und daraus nicht nur zu mehreren Stücken bisher unbekannte Fassungen mitgeteilt, sondern auch für die erste der beiden erst in der Gesamtausgabe erschienenen Legenden den echten unverfälschten Text gewonnen; sie vereinigt aber auch zum erstenmal sämtliche hierher gehörige Dichtungen, und zwar in der Anordnung,

die auch mir die zweckmäßigste schien, da eine streng chronologische Reihenfolge aus verschiedenen Gründen doch nicht wohl durchführbar war. Nur die Abhandlung mochte ich von den Dichtungen, die sie einführen soll, nicht trennen. Mein Text beruht durchaus auf den ersten Drucken, nur bei Nr. 27 wurde selbstverständlich der handschriftliche Text nach Redlich aufgenommen. In der Mitteilung zweiter Fassungen beschränkte ich mich auf den einen Fall (Nr. 27), wo eben weil der Dichter den Druck nicht mehr selbst besorgt, die Herausgeber der Gesamtausgabe aber nach der ältern gegriffen hatten, die jüngere mir umsomehr ein Anrecht auf Beachtung zu haben schien. Allerdings da man aus Redlichs Worten schließen muß, daß nach der Schrift beide „Niederschriften" ins Jahr 1796 gehören, wüßte man gerne, auf welches Kriterium hin er gerade diese der Quelle näherstehende Fassung als die jüngere bezeichnet. In allen andern Fällen mußte ich mich mit kurzen das Wesentlichste aushebenden Angaben begnügen; auch bei Nr. 14, wo Herder selbst die ältere Fassung hatte drucken lassen, schien mir eine Auswahl der Lesarten ausreichend, die das Verhältnis der spätern zur ältern Gestalt charakterisieren.

Die Frage nach Herders Quellen, die bereits von Schiller dem Verfasser gegenüber aufgeworfen, von diesem aber mit der allgemeinen uns nicht weiter förderndeu Verweisung auf Geschichte und Sagen als „eine reiche und ungebrauchte Fundgrube" beantwortet wurde (Von u. an H. III, 337 f.), ist noch immer vielfach eine offene. Grundsätzlich auf Vermehrung der Nachweisungen auszugehn lag weder im Plane dieser Ausgaben noch in meiner Absicht; doch durfte ich mir nicht erlassen das von andern Ermittelte kritisch zu prüfen und festzustellen, was sich davon als sicher oder doch wahrscheinlich erwies. Die Ergebnisse dieser Prüfung und Sichtung und einige neue Nachweisungen sind in den Anmerkungen kurz verzeichnet. Am öftesten waren zu nennen die schon längst als Hauptquelle erkannten Vitae patrum. De Vita et Verbis Seniorum sive Historiae eremiticae ll. X. Opera et studio Heriberti Rosweydi Ultrajectini, e Soc. Jesu Theologi (1615 u. ö. auch deutsch von Matthäus Rottler, Dillingen 1691, mir liegt vor die lat. Ausg. von 1628 und von der Übersetzung „Der andere Truck" 1728). Unter den andern Quellen habe ich doch auch wieder die Acta Sanctorum angeführt. Redlichs Widerspruch (a. a. O. 561) konnte mich davon nicht abhalten, angesichts der mehrfach bis zu wörtlichen Anklängen gehenden Übereinstimmung. Ich streite jedoch nicht, wenn man dieselben Geschichten an einem bequemeren Orte als in jenen allerdings etwas schwerfälligen Folianten nachweist, wie dies von mir selbst hier einmal (16) geschehen ist. Daß ich dies konnte, verdanke ich einer gütigen Mitteilung Kelles, für die ich ihm hier öffentlich meinen Dank ausspreche. Einmal durch ihn und eine ältere merkwürdigerweise von niemand weiter verfolgte Spur (vgl. zu Nr. 27) auf diese Fährte gewiesen, vermochte ich dann auch

noch zu drei andern Legenden zum erstenmal*) die Quelle nachzuweisen in den Pia Hilaria R. P. Angelini Gazaei e societats Jesu Atrebatis. (Mir liegt vor die Noua editio, longe auctior et correctior, Antverpiae 1629, nach der ich citiere, u. Coloniae 1631 u. 1707.) Wenn übrigens in nicht wenigen Fällen ein Nachweis bis jetzt überhaupt nicht gelungen oder eine befriedigende Entscheidung nicht möglich ist, so wird man einerseits freie Erfindung weder im einzelnen vorschnell behaupten noch im allgemeinen ohne weiters leugnen dürfen; anderseits genügt das bis jetzt Ermittelte schon um zu erkennen, wie verhältnismäßig frei und selbständig Herder trotz gelegentlichem engem Anschluß sich doch im wesentlichen seinen Quellen gegenüber bewegte, und wie er nicht selten die Grundanschauung derselben ins Gegenteil verkehrte und im Zusammenhange damit auch das Thatsächliche der Erzählung in ein andres Licht rückte oder geradezu änderte.

Dies hängt aber wieder zusammen mit dem Bestreben die Gestalten der Legende „unserer Zeit anschaubar" erscheinen zu lassen (246, 10 ff.), mit den Ansichten und Tendenzen, welche die Abhandlung, namentlich im ersten und zweiten Abschnitt, darlegt. Daher ein gewisser, manchmal hervorbrechender, gewiß gerade dieser Gattung am wenigsten zusagender rationalistischer Zug (vgl. 4, 50 u. 79 ff. 13, 51 ff.), daher der einer reinen Wirkung ebenfalls nicht günstige manchmal geradezu polemische Geist dieser Dichtungen, was alles hier nicht entschuldigt, sondern nur auf seinen inneren Zusammenhang zurückgeführt werden soll, zu dessen Darlegung auch die von der Abhandlung auf die Dichtungen und umgekehrt verweisenden Anmerkungen dienen.

Herder will mit seinen Legenden eben nicht bloß poetisch wirken, er will zugleich lehren, er will eine moralische Wirkung auf das Gemüt hervorbringen: Vorwort und Abhandlung sprechen das deutlich genug aus und die lehrenden Eingänge und Schlüsse, die er mit Vorliebe bei einer Anzahl seiner Legenden wie bei Fabeln anbringt, sorgen dafür, daß seine Absicht ja vernehmlich genug zu Worte komme. Dem „lehrenden Idyll" habe er diese Erzählungen näher zu bringen gesucht, sagt er ausdrücklich am Schluß der Abhandlung (256, 11). Und allerdings bei dem weiten Umfang, den er in seiner Adrastea-Abhandlung (II, 1, 184) dem Begriff des Idylls giebt als einer „Darstellung oder Erzählung einer menschlichen Lebensweise ihrem Stande der Natur gemäß, mit Erhebung derselben zu einem Ideal von Glück und Unglück", wonach das Idyll aufhört eine besondere Dichtungsgattung zu bilden, hätte es keine Not seiner ausdrücklichen Forderung gemäß (a. a. O. 188) u. a. auch die Legende in seinen

*) Streng genommen „zum erstenmal" nur zu Nr. 22. Denn wie Eintragungen in das der Prager Universitätsbibliothek gehörige Exemplar der Antwerpner Ausg. v. 1629, S. 1. 10. 285 lehren, hat die Entdeckung zu den drei andern schon vor 75 Jahren J. G. Meinert, der Herausgeber der „Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens" gemacht, der nach einer andern Eintragung (S. 144) im Jahre 1810 selbst eine Legende aus Gazaeus bearbeitete.

Bereich hereinzuziehn. Selbst in seiner Jugend aber, in der Zeit, wo er doch anderseits die Poesie nachdrücklich verwahrte gegen die Zumutung sich von moralischem Standpunkte beurteilen zu lassen, empfand er für das Lehrgedicht eine merkwürdige Vorliebe. Als aber die kritische Philosophie die Gebiete des Guten und Schönen sondernd ihre Lehre von einem nutz- und zwecklosen Schönen verkündete, dessen Wesen in der Form liege, und diese Lehre in Theorie und Praxis Nachfolge fand, da erschien ihm dies als ein leeres Spiel mit hohlen Formen, dies nutzlose Schöne ein Unding, ja mehr und mehr glaubte er wie in der ganzen kritischen Philosophie und ihren Wirkungen (vgl. u. a. Erinnerungen III, 126 ff.), so auch in ihrer Kunstlehre eine Gefahr für die Nation zu sehn. Der Ernst der Zeit und die Rücksicht auf das Bedürfnis des Volkes, dem nach seiner Überzeugung nicht „soviel Kunstsinn als Sinn für Wahrheit und Ehrbarkeit nötig“ war (Adrastea V, 2 [1803], 287 ff.), bestärkten ihn darin. Und so fragt er auch hier (246, 28 f.): „Muß das Schöne bloß nutzlos sein? kann es nicht auch stärkend, erquickend werden?“ und hält den „kargen Vätern“, die nur „Rosen verleihn und Rosen, Rosen sehen“ wollen „in harter Hungersnot“, d. i. Kant und allen denen, die wie Schiller und Goethe seine Kunstanschauungen teilten, die Legende entgegen, in der die Rosen, das Symbol des Schönen, zu erquickendem Brote für die Armen werden (S. 247). Und für eine in diesem Sinne wirkende Kunst schafft er sich ein neues Ideal in jener der christlichen Kunst entlehnten Carità (Liebe, in der italienischen Kunst insbesonders zwischen Mutter und Kind), jener „christlichen Grazie“, die er schon im 76. Humanitätsbriefe (1795) in manchem Betracht als Fortschritt über die Griechen hinaus preist mit besonders nachdrücklicher Hinweisung auf Rafael und einem bösen Seitenblick auf den Kunstgeschmack der eignen Zeitgenossen, und die ihm im 90. Briefe (1796) geradezu „die Grazie der Grazien“ ist, und stellt sie ähnlich wie Klopstock seine „Sionitin“ der antiken Kunst, der Muse gegenüber. So in der allegorisch-epischen Dichtung „Pygmalion. Die wiederbelebte Kunst.“ (Adrastea II, 2 [1801] 209—220. V, 1 [1803], 1—18. Suphans Ausg. 28, 264—282). Da tritt zur alten Kunst, die enttäuscht ihr altes Rom wieder sieht, die „Menschenfreundin“ Psyche-Carita, wie sie hier zugleich im Anschluß an den Mythus von Amor und Psyche heißt, um sie zu erinnern „mit wie viel Thränen jedes ihrer Wunder ward erbaut“, ihr vorzuhalten, wie noch jetzt die Kunst durch „falschen Ruhm und Reiz“, durch „falsche Freuden thöricht beglückt und — lügt“, wie sie „den Sinn sich weiden läßt, indes das Herz sich leer und albern wiegt, es mit Eis umklammert für wahre Schmerzen und nährt das Püppchen mit Ideenscherzen“, um sie zu bitten, daß sie mitwirke „der Menschheit Herzen von innen aus zu bilden zu erziehn, sie für gemeinsam Wohl in Freud' und Schmerzen tief zu erregen, daß sie göttlich glühn“. Und als von ihrer „süßen Lehre verjüngt und selbst zur Psyche-Carita belebt“ jene mit ihr und Amor die großen Kunstwerke

des Altertums, beleuchtet von Amors Ideen weisender Fackel, betrachtet und gewürdigt hat, und sie, trostlos über die den Menschen abhanden gekommenen „Gottgedanken vergangner Zeit", von Amor hingewiesen auf Rafaels Werke, in diesen entzückt „ein Reich der Geistigkeiten, voll niegefühlter höh'rer Seligkeiten" sich öffnen sieht, ein „heiliges Ideal", das sie sich gedrungen fühlt „zu lieben", da fordern ihre Begleiter, daß sie es auch übe. Nemesis aber, die früher streng der Kunst vorgehalten, sie büße nur, was sie zuvor gesündigt, wenn sie „jetzt tantalisch leiden" müsse, nimmt ihr vor der Madonna und dem Kinde den Schwur ab, „so mütterlich, jungfräulich, zart und milde, wie sie sich liebend hin zum Sohne drängt," so „demütig frei von Tand und eitlen Mienen der Menschheit liebend dienen" zu wollen. Und die zwei handschriftlich erhaltenen Fragmente einer Fortsetzung zeigen sie uns, wie sie verwandelt hinauszieht als Humanita, „ein Paradies auf Erden" zu schaffen, was sie „dem Steine gab, dem Leben der Sterblichen an Reiz und Würde" zu geben und den Anfang damit macht, die Kinder zu unterweisen. So denkt sich Herder die Wiederbelebung der Kunst durch und im Dienste der Humanitätsidee.

Diese selbe Carita, die hier so bedeutsam auftritt, wählt sich Herder bereits vier Jahre früher als „Führerin" (Leg. 1) auf einem Wege, auf dem die Muse, deren Ton „den tausend unglücksel'gen Menschen und den rohen Herzen, die sie quälen" nicht mehr hilft, ihn nicht leiten kann; nur die selbstvergessene Liebe, die zugleich Geduld und Hoffnung ist (vgl. 246, 3), im hellen Gewande der Reinheit, die Lilie in der Hand („Lilien-bekleidet" steht im Pygmalion Psyche-Carita, „die schönste der Gestalten" da), auf der Brust aber Blutestropfen, die vom „Dolche feindlicher Verleumdung", nicht minder aber auch der Entweihung durch die eigenen ihr Wesen verkennenden Freunde herrühren, auf der Stirn den Dornenkranz, aus dem aber Rosen sprießen, nur sie, die „Vielgeprüfte", wie sie sich im Pygmalion nennt, kann ihn auf dem gefahrdrohenden Wege zu dem Ziele führen, von dem wie bei Klopstock Palmen winken und Lobgesänge tönen. Und wie die alte Kunst im Pygmalion an den Werken Rafaels sich vollends ihrer höheren Aufgabe bewußt wird, so weist der Dichter in der Abhandlung über die Legende „in den Gemälden großer Künstler", allen voran wieder desselben Rafael, dessen Ausspruch von der Idee, deren er sich bediene (der „göttlich-menschlichen Idee, umanissima idea divina" wie es in den Erläuterungen zum Pygmalion heißt), er hier wie dort benützt (zu Leg. 8, 37), Züge auf, von denen er „sogar in den Werken der Alten" kaum „etwas anders, als vielleicht nur hie und da eine in der Sinnlichkeit verhüllete Knospe" findet (254, 28 ff.) und mehr als einmal stellt er in ähnlichem Sinne in den Legenden selbst antike und christliche Gestalten kontrastierend gegenüber (vgl. 8, 11 ff., 13, 8 ff., 17, 22 ff., 21, 13 ff. und Leg. 6 überhaupt).

Wir blicken so in einen Zusammenhang, durch den der große Irrtum

von Herders letzten Jahren zwar nicht aufhört ein Irrtum zu sein, aber doch in einem andern Lichte erscheint. Und an diesem Zusammenhange nehmen durch mehr als eine Beziehung teil die Legenden, die am liebsten Beispiele jener im Wirken für andere beseligten Liebe vorführen, deren erziehenden Einfluß auf die Menschenseele so schön in Nr. 3 zur Erscheinung kommt, Beispiele selbstvergessener Demut und aufopfernder Hingebung, die für ihre heilige Sache auch mit ihrem Leben einsteht. Und wenn sie ebendeshalb gegen unthätige Weltflucht, Mönchtum und Askese sich kehren, und hierin mit den Aufklärungstendenzen des Jahrhunderts ebenso zusammentreffen wie mehrfach in Erklärung und Behandlung des Wunders, so versäumen sie doch auch nicht arbeitsfreudige Mönche und Einsiedler zu verherrlichen, die als Glaubensboten Kultur verbreiteten, als Berater ihrem Volke zur Seite standen oder in der Öde der Wüste durch ihrer Hände Fleiß ein Paradies schufen.

„Frei von Tand und eitlen Mienen" soll die wiederbelebte Kunst wirken. Und wenn nach Herders alter Überzeugung „sich die Prosa viel mehrern Schmuck des Wort- und Periodenbaues erlauben" darf „als die Poesie"; wenn „der Schmuck der letztern hohe Einfalt und eine äußerst wahre, tief-eingreifende Bildung der Gedanken" ist (Einl. zu d. „Gedichten" S. 379), so mußte solche „hohe Einfalt" insbesonders einer Gattung ziemen, die „Geistesgestalten" vorführt, die selbst von „so edler Einfalt, so reiner Würde und Schönheit" sind, daß „ihnen ebendeswegen fremder Schmuck entbehrlich ist, weil sie buhlend nicht reizen mögen" (S. 245, 26 ff.). Daher die alles sinnlichen Schmuckes der Sprache, der Herder sonst zu Gebote steht (vgl. 160, 25 ff.), selbst des Reimes sich entäußernde Schlichtheit der Darstellung und der meist fünftaktigen trochäischen oder jambischen, sich nur selten zu Strophen gliedernden Verse.

Herder versah sich keiner allzu freundlichen Aufnahme seines Versuches mit der Erneuerung der Legende (1, 31 und Anm.). Indes mochte sich auch aus Anlaß derselben eine Herder schmerzende Differenz mit Schiller über die Auffassung des Wunderbaren ergeben (Von und an Herder III, 338, Erinnerungen III, 112), mochte Körner an dem „gewissen mißmütigen Ton", den er im ganzen sechsten Teil der Zerstreuten Blätter fand, insbesonders aber an der Vorrede, in der Herder „an eine moralische Hungersnot zu glauben" scheine „wo alle Rosen in Brot verwandelt werden sollten", Anstoß nehmen, ja geradezu finden, daß Herder im Streben nach schwermütiger Empfindsamkeit den eigentümlichen Ton der Legende, nämlich „eine gutmütige Naivetät", verfehlt habe (Schillers Briefwechsel mit Körner IV, 23. 101) Vorwürfe, auf die im wesentlichen auch Gervinus (IV[5], 534) zurückkommt, „einige gute Sachen" fand doch auch er gerade „unter den Legenden", und auch sonst verfehlten sie einen günstigen Eindruck nicht. In Briefen kamen Herder die freundlichsten, ja begeisterte Urteile zu vom alten Gleim (Von und an Herder I, 223), von Böttiger, der (6. III 97) die „einzige Kunst" bewundert „das Ver-

achtete herrlich und allen reinen Geistern rein und begehrungswürdig zu machen" und auch später zu den Adrastea-Legenden seine bewundernden Ausrufungszeichen setzt (Lindemann Beiträge z. Charakteristik K. A. Böttigers. Görlitz 1883, S. 82 und 90) und insbesonders von dem jüngeren Dalberg (13. I und 1. IV 99), dem die „himmlischen", die „schönen, schönen Legenden" ein „Labsal in den jetzigen dürren trüben Zeiten", bleibende „Herzenslieblinge" waren (Von und an Herder III, 268. 270) und (19. II 1802) von Knebel, dem die Adrastea-Legenden „in ihrer einfachen naiven Sprache, mit der Herzensentzückung", außerordentlich gefielen und der überhaupt „in dieser heiligen Geschichte etwas" fand, „das einen eigenen Reiz hat" (Von und an Herder III, 207). Aber auch die öffentlichen Urteile lauteten, soweit ich sehe, durchaus sympathisch. Wieland rühmte (Der Neue Teutsche Merkur v. J. 1797 II, 84) von den 22 in den Zerstreuten Blättern „wiedererzählten Legenden", daß sie „an Frischheit, Zartheit und reiner Menschlichkeit im ganzen Blumengarten der teutschen Dichtkunst schwerlich viele ihresgleichen finden dürften", und hob, hierin, wie es scheint, den Neigungen Karolinens nachgebend (Böttiger Litt. Zustände und Zeitgenossen I, 208, er selbst hatte vorher den „Geschwistern" den Preis zuerkannt und freute sich besonders daß „Herder den h. Franciscus so zu Ehren gebracht hätte"), namentlich Gedichte wie „die Krone" — diese hielt auch Richter „für den Triumph der reinsten Weiblichkeit" (Böttiger I, 237) — und „den himmlischen Garten" hervor, die verdienten „stets die Legende der unsichtbaren über die ganze Erde verbreiteten Kirche zu sein". Die „Göttingischen Anzeigen von gel. Sachen" (1797 III, 2072 f. 208. St. 30. Dec.) fanden in der Abhandlung über die Legende diese „in einer sehr ehrwürdigen Gestalt dargestellt" und bewunderten in den Legenden selbst „das bildende Genie des Verf. so sehr, als in irgend einer andern seiner glücklichsten Schriften. So, wie die Legende hier gebraucht und bearbeitet sei, rühre sie die geheimsten Saiten der Seele" u. s. w. Der Rezensent der „Neuen allgem. deutschen Bibliothek" XLIV, 2 (1799), 470 ff. (unterz. Eg) vollends begreift kaum, wie der Verfasser nur glauben konnte „daß Gestalten wie diese einer Rechtfertigung bedürften"; er teilt als Probe „die Ameise" mit und wünscht, Herder „möge doch noch recht viel solcher Goldkörner aus den Schlacken der Legende zu Tage fördern". Eingehendere Besprechungen widmeten Herders Legenden noch in den Anzeigen des dritten Bandes der Gesamtausgabe die Göttingischen gel. Anzeigen (1806 II, 1157 bis 1160), die noch einmal im Jahr darauf (1807 I, 190) aus Anlaß der Riepenhausenschen Genovevabilder rühmend auf sie zurück kamen, und die Neue Leipziger Litteraturzeitung (1807 II, 1195—97). Beide sind einig darüber, daß diese Legenden zu dem Vorzüglichsten gehören, was Herder als Dichter hervorgebracht, einig auch darin, wie sie die einzige Gabe des Mannes, der das Schöne in allen Formen zu erkennen wußte, auch da, „wo es durch mancherlei Flecken entstellt ist, der aber nie die Flecken

selbst für schön ansah" (Leipziger Litt.-Ztg.), ausspielen gegen die Romantiker, die „soviel an ihnen ist die ganze dumpfe Rohheit der Religion des Mittelalters unter dem Titel des Heiligen und des Höchsten wieder einzuführen bemüht" seien (G. g. Anz.). Herders Vorerinnerungen haben wieder ihren fast ungeteilten Beifall; nur gegen die Gleichstellung der griechischen Mythen mit den Legenden (S. 255, 35 ff.) erhebt die Leipz. L.-Z. nicht ungegründete Einsprache. Die Gött. gel. Anz. geben sogar zu dem Grundsatze von dem Schönen, das nicht bloß nutzlos sein müsse, ihre Zustimmung, „was auch eine neue Kunstschule nach Grundsätzen eines neuästhetischen Formalismus dagegen einwenden mag." Dagegen vermag die Leipz. L.-Z., nachdem sie als Beispiel der „wirklich schlauen Gewandtheit", mit der Herder „einigen bigotten Erzählungen, in denen der Triumph des Aberglaubens das moralische Gefühl empört, eine andere Wendung gegeben", Nr. 27 herausgehoben und die überall hervorblickende Humanität ausdrücklich anerkannt, nicht zu begreifen, wie „der vortreffliche Mann, dem wir verzeihen, aber auch nur verzeihen, daß er gegen die Kantische Philosophie, wie alle wissen, ergrimmt war, seinem Zorn und Hasse gegen diese Philosophie soweit nachgeben" konnte „daß er [in Nr. 15] in einer nur zu verständlichen Allusion den blinden Totenräuber einen verworfenen Kritiker", und „um noch mehrerer Deutlichkeit willen, die beiden andern Blinden den Sonnenschauer und den thörichten Empiriker nennt".

Auch die lebendige Fortwirkung auf die Produktion anderer fehlt Herders Legenden nicht ganz. Wenn man seit Körner (an Schiller IV, 101) vermutet, daß Goethes „Legende" vom Hufeisen [1797, Schillers Musenalmanach f. d. J. 1798, S. 144; auch „der Gott und die Bajadere" ebend. S. 188 nennt sich eine „Indische Legende"] durch Herders Legenden veranlaßt sein möchte, so könnte diese Vermutung, der sich auch von Loeper anschließt (Goethes Werke II², 462), wenn sie überhaupt zutrifft, bei der Grundverschiedenheit des Tones nur in dem Sinne gelten, daß Goethe sich durch Herders Dichtungen angeregt gefühlt hätte ihnen in seiner Art den echt naiven Charakter der Legende entgegenzustellen. Damit hat natürlich nichts zu thun, daß Goethe später in dem schon einmal (Einl. z. Cid S. LXII f) erwähnten Maskenzug unter Herders Verdiensten auch der Legende ehrend gedachte. Deutlicher tritt ein bestimmt nachweisbarer, direkter Einfluß an der zu Nr. 8 citierten, schon von andern verglichenen Dichtung A. W. Schlegels zu Tage: das Traumgesicht, freilich bei beiden verschieden, die Bestimmung des Bildes zur Andacht der Gläubigen und schließlich die Hinweisung auf Rafael, der „die Hehre selbst gesehn an Gottes Throne walten" (Schlegel). Aber auch in dem Gespräch „die Gemälde" selbst, in das Schlegels Lucas zuerst eingeflochten erschien, fühle ich mich ebenso durch den Gedanken, daß die moderne Malerei „selbst der Poesie zu ihrer Dolmetscherin" bedürfe, nachdem uns „die Gegenstände", welche ihr „in ihrem großen Zeitalter und auch nachher angewiesen

wurden, so fremd geworden" (S. 134), als durch die symbolische Deutung der Verkündigung Mariä (S. 145) an Herders Abhandlung über die Legende gemahnt (vgl. S. 254, bes. Z. 37 ff., und 249 f.), wenn auch sein Name nirgend, nicht einmal bei der Frage, ob „sich nicht viel dergleichen [wie die vorausgehenden Sonette auf Gegenstände der christlichen Malerei] und von größerem Umfange zur Verherrlichung der heiligen Geschichte und der Legenden dichten lassen" müsse (S. 144), genannt wird und das ganze Gespräch im wesentlichen auf Wackenrodersche Anregungen zurückführt (Haym Die romantische Schule S. 457). Am entschiedensten aber tritt Herders Einfluß zu Tage in den „Legenden von Ludwig Theoboul Kosegarten" (Berlin 1804, 2 Bde.), und es bedürfte nicht erst des warmen Nachrufes und der Versicherung am Schlusse der vom 10. Febr. 1804 datierten Vorrede (I, XVII f.), daß der Verewigte sein Freund, er Herders „Schüler in des Wortes edlerem Sinn und sein herzlicher Verehrer" war, und daß dieser um Kosegartens Sammlung gewußt habe, um den Zusammenhang zu erkennen. Sätze wie folgender: „Der Dichtung kristallner Quell sprang in dem heißen Sande der nitrischen Wildnis so gut wie in Sikeliens und Thessaliens wollüstigen Fluren" (I, VI. XIII, vgl. Herder 246, 24 ff.), die Gegenüberstellung von Gestalten der Antike und der christlichen Legende entschieden zu Gunsten der letztern (I, VII vgl. oben S. 236), die Betonung der Notwendigkeit der Kenntnis der Legende für das Verständnis der „unvergänglichen Werke der großen Meister des fünf- und sechszehnten Jahrhunderts", ihres Wertes für den „Beobachter menschlicher Vorstellungs- und Empfindungsweisen", dem es „nicht gleichgültig sein" kann, „welche Farbe die Religiosität der christlichen Welt während eines Zeitraums von anderthalb tausend Jahren getragen habe", aber auch als einer Zuflucht und eines Trostes für den, der „sich abgestoßen fühlt von einer herz- und phantasielosen Gegenwart" (I, IX f., vgl. Herder 254 f., 252, 16 ff. 245 f.) die Warnung, nicht „der frommen Einfalt zu spotten, womit eine gläubige Vorwelt das Teuerste hingab, um das Edelste zu gewinnen" (I, XII, vgl. Herder 4, 82 ff und Anm.), ja auch die metrische Form und der Stil einiger der versifizierten Legenden des ersten Buches (die drei andern sind in Prosa geschrieben), endlich die wenigstens vereinzelt in Herders Weise angebrachte Lehre (besonders „der Sitz des h. Hilarius" Anfang und Schluß I, 79 f.), alles das spricht laut genug. Nur in einem Punkte geht dieser „Schüler" Herders seinen eignen Weg. Während dieser es „natürlich" fand, daß „diese Gestalten erscheinen müssen, wie sie unsrer Zeit anschaubar sind" (246, 10), erklärt Kosegarten (I, XI f.): „Da die Absicht war, Sagen aus der Vorzeit zu geben, nicht aber solche, die in die Vorzeit hinein gesagt sind, so konnte mir nicht einfallen, diese alten Erzählungen nach heutigem Geschmack bearbeiten, das ist, für den ekeln Gaumen einer verwöhnten Lesewelt zurichten zu wollen. Ich mußte sie lassen, wie ich sie fand, mich begnügend, hie und da etwas mehr Ordnung und Klarheit in den Vortrag

zu bringen, bisweilen auch den allzuflachen und breiten Strom einer fast unerschöpflichen Redseligkeit in etwas engere Ufer einzudämmen." Dieser verschiedene, ja man darf sagen, gegensätzliche Standpunkt tritt natürlich am schärfsten zu Tage, wo Kosegarten dieselben Legenden wie Herder (Buch I, 24 „Die Brautnacht der h. Cäcilia" metrisch und noch einmal in Prosa B. II, 12 vollständig „Die Legende von der h. Cäcilia", Herder Nr. 26; II, 14 Paula, Herder 6; 15 Euphrosine [so!], Herder 23; III, 2 S. Johannes, Herder 3. 22; 16 Placidus, Herder 25; IV, 2 Antonius, Herder 22 Anm.) z. T. nach denselben Quellen erzählt ohne auch im geringsten vor „dem herben und strengen Charakter der in diesen Sagen empfohlnen Frömmigkeit" zurückzuscheuen, die er vielmehr (I, XIV f.) durch „den Buchstaben der Schrift" rechtfertigt. Ob Herder wirklich sich der Erscheinung dieser Sammlung so würde gefreut haben, wie ihr Urheber (I, XVII f.) glaubte? Man wird dem Versuch zu dem ursprünglichen historischen Geiste der Legende zurückzukehren, seine Berechtigung nicht bestreiten, namentlich solchen Stücken Herders gegenüber, in denen er den Charakter dieser Gattung aufhebt, indem er sie zum Gefäße einer bittern Polemik macht: um aber die ästhetische Wirkung nicht zu beeinträchtigen mußte sich Kosegartens Standpunkt mit einem viel reineren Geschmack und einer ungleich bedeutenderen Kraft poetischer Darstellung paaren, als dies bei ihm der Fall ist.

Die Litteratur über Herders Legenden ist gering. Außer dem schon gelegentlich angeführten habe ich nur noch zu verzeichnen: W. Tobien, Herder als Erneuerer der Legendendichtung. Lüdenscheid 1864 (Programm, mir unzugänglich) und Herders Legenden. Erläutert von Heinrich Düntzer. Zweite Auflage. Leipzig 1880. (Vgl. Archiv f. Litteraturgeschichte VII, 1878, S. 522 f.)

Legenden.

Aus der Vorrede
zu
Zerstreute Blätter von J. G. Herder.

Sechste Sammlung. Gotha, 1797.

Den Schluß dieser Sammlung: Über die Legende und die der Abhandlung folgende Legenden selbst muß ich gegen grobe Mißverständnisse und vielleicht noch gröbere Anfälle zum voraus verwahren. Kein Mann von ehrbarer Stirn wird dieser Abhandlung und denen auf sie folgenden Erzählungen verleumdend zutrauen, daß sie den Legendengeschmack, die Legendenascetik oder gar schlechte Legendenbücher wieder emporzubringen im Sinn haben. Sehr gut und heilsam ist's, daß der Gebrauch solcher Bücher selbst von geistlichen Obrigkeiten eingeschränkt und von guten Köpfen hie und da wenigstens unschädlich gemacht ist: denn von einem großen Teil derselben kann man nicht Übles gnug sagen. Sie verkehren den Sinn und sind Zeugen von verkehrtem Sinne. Zu unsrer Zeit darf dies nicht mehr demonstriert werden.

Kein Mann von einiger Gelehrsamkeit wird aber auch ableugnen mögen, daß nicht in diesem Staube reine Goldkörner zu finden sein, und daß die Vorstellungsart dieser Legenden alle Aufmerksamkeit verdiene. Mit der Einrichtung des Christentums und der Kultur Europas hängt sie genau zusammen; ja wäre sie gar nur eine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Herzens und Geistes, so wäre sie auch als solche höchst merkwürdig.

Gewiß aber ist sie dies nicht allein. In den christlichen und dunkeln Jahrhunderten treten Geistesgestalten mit Zügen so edler Einfalt, so reiner Würde und Schönheit auf, daß ihnen eben deswegen fremder Schmuck entbehrlich ist, weil sie buhlend nicht reizen mögen. In der Einsamkeit, in bangen Zeiten der Furcht

und Not, überhaupt aber in jedem engen menschlichen Kreise sprechen sie mit sanfter Gewalt dem menschlichen Herzen zu, und gebieten Einkehr in sich selbst, Glauben, Liebe, Geduld, strengen Gehorsam.

Muß man diese Gestalten im Dunkel lassen? Darf man verblichene Tugenden und Grundsätze nicht vorführen, bloß weil sie nicht die Vulgivagen unsrer Zeit sind? Eben das, dünkt mich, müsse man aus vorigen Zeiten herführen, woran es der gegenwärtigen entschieden und zu ihrem eignen Nachteil fehlet.

Natürlich aber müssen diese Gestalten erscheinen, wie sie unsrer Zeit anschaubar sind, wie sie unser Geist und unser Herz zu sehen begehret. Gespottet hat man über sie gnug, und zwar öfters mit schalem Spott, mit sehr unwissender Verleumdung; darf man sie nicht auch einmal nützlich gebrauchen? Der Spott, zu dem manche von ihnen selbst Gelegenheit gaben, ist erschöpft; das Feld des Nutzbaren in ihnen steht fast noch unberühret da. Nach den Sprüchen der Altväter ist die schwerste Tugend und die höchste Geistesgabe, *δοκιμαζειν*, prüfende Unterscheidung.

Was soll also auch die jammernde Furcht: „man möchte sich durch Lesungen dieser Art den Geschmack verderben?“ Wessen Geschmack dadurch verderbt werden kann, der hatte weder einen festen noch allgemeinen Geschmack; er stand vielleicht in einem Winkel des Erdbodens tändelnd. Ist nicht aber die ganze Erde des Herrn ein Wohnplatz der Menschheit? Wenn Aganippe, Arethuse, Dirce und der Cephissus angenehm rauschen; warum sollte nicht dort auch der Jordan, der Kur, der Ganges labende Wellen treiben? warum nicht auch ein Bach in der thebaischen Wüste?

Muß das Schöne bloß nutzlos sein? kann es nicht auch stärkend, erquickend werden?

---

7. die Vulgivagen, die gemeinen, mit verächtlicher Anspielung auf die Venus vulgivaga, die gemeine (feile) Liebe.

Rosen.

Eine Legende.

In einer tötend-schweren Hungersnot
Versagte Rosa von Viterbo sich
Den kleinsten Überfluß, und bracht' ihn still
Den Armen. Einst traf unversehen sie
Der karge Vater auf dem Wege: „Kind!
Was hast du da?"
„Es sind nur Rosen, Vater."
„So zeige sie." Voll Schrecken that das Kind
Die Schürze auf; und sieh', es waren Rosen.
Kaum aber hatt' der Karge sich gewandt;
War, was ihm Rose schien, erquickend Brot.

Ihr kargen Väter, die ihr auch nur Rosen
Verleih'n und Rosen, Rosen sehen wollt
In harter Hungersnot; seht was ihr wünschet!
Dem Armen werde jede Rose Brot.

Rosen. Vgl. Einl. S. 235.

Über die Legende.

Der Name Legende hat seit der Reformation seine Würde so sehr verloren, daß man ihn in einem frostigen Wortspiel (Lügende) der Lüge für gleichlautend hält, und nur ein einfältiges, von Kindern und Weibern geglaubtes Märchen mit ihm bezeichnet. Einst war dies nicht also. Legende hieß das Buch, das die Summe dessen umfaßte, was nicht nur durchs ganze Jahr hin dem Volk öffentlich vorgelesen, sondern auch zu seiner häuslichen Erbauung fast einzig in die Hand gegeben ward. Und da dies insonderheit Leben der Heiligen waren, auch allem, was man damals schrieb, der Ton der Andacht und des Wunderbaren anhing, so ist der Name Legende vorzüglich der wunderbar-frommen Erzählung, d. i. Lebensbeschreibungen und Geschichten, die durch das, was Andacht vermöge, zur Nachfolge reizen sollten, geblieben. Nebst den Ritterbüchern, fassen sie also, nach dem Geist damaliger Zeit, die Blüte und Blume menschlicher Ausbildung in sich; die Ritterbücher für den Mann von Geburt, die Legenden für den andächtigen tugendhaften Menschen, welches Standes er auch sein mochte.

Aber der Geist der Zeit schwebt vorüber. Die Ritterbücher sanken, und die Legenden sanken ihnen nach. Was einst Legende, d. i. notwendig zu lesen hieß, ward in andern Zeiten kaum lesbar gefunden; es ward verspottet und verachtet.

Dreierlei warf man den Legenden vor, und keins mit Unrecht. Sie fehlen, sagte man, gegen die historische Wahrheit, gegen echte Moral, den Zweck der Menschheit, endlich gegen die Regeln einer guten Einkleidung und Schreibart.

8. *Legenda*, *legendarius*, liber acta Sanctorum per anni totius circulum digesta continens, sic dictus, quia certis diebus *legenda* in ecclesia et in sacris synaxibus designabantur a moderatore Chori; unde a Graecis *συναξαρια* appellantur. *Du Fresne* Gloss. H — 10 ff. Andacht, vgl. zu 254, 40.

I.
Wahrheit der Legenden.

Daß sie gegen die historische Wahrheit oft und viel anstoßen, ja daß sie überhaupt als Dokumente der Geschichte mit großer Vorsicht zu gebrauchen sein, werden sie selbst nicht ableugnen wollen: denn die wenigsten sind dazu geschrieben. Als Erbauungsschriften, als Tugend- und Andachtbilder sind sie da, zu Erweckung ähnlicher Tugend, ähnlicher Andacht. Was hierzu den meisten Eindruck machen konnte und wie es ihn machen konnte; das ward geschrieben. Vielen Legenden bricht man, wenn ich so sagen darf, den Rücken, wenn man sie zu historischen Dokumenten ängstlich gestaltet.

Denn woher waren diese Legenden genommen? Aus dem Munde der Erzählenden, meistens andächtiger Jünger und Jüngerinnen; oder aus einzelnen Aufsätzen, selten des Verstorbenen selbst, meistens seiner Freunde. Alle diese sprachen und schrieben nach Einer Regel, zu Einem Zweck ihres nächsten Kreises, und des Geistes ihrer Zeit. Zur Erbauung sprachen und schrieben sie; nicht als vor Gericht gestellte Zeugen. Überhaupt ist über die Glaubwürdigkeit der Geschichte, und dessen, was man in verschiednen Zeiten, unter verschiednen Völkern glaubwürdig nannte, beinahe noch nichts Haltbares geschrieben; und die Legende der mittleren Zeiten, so unentbehrlich sie der Geschichte ist, hat außer einigen französischen Kritikern, wenig Bearbeiter gefunden. Wie billig, bewarben sich die Protestanten nach der Reformation wenig anders, als streitweise um sie; die erzkatholischen Länder blieben im Glauben an die Legende, als an eine geschriebene Tradition; und die wenigen Untersucher wußten und kannten ihre Schranken. Eine vollständige Kritik der Chroniken und Legenden mittlerer Zeit, unparteilich und ehrsam, geschrieben für jeden und für keinen Kultus, auf den Knieen der Wahrheit geschrieben und von ihr selbst diktiert, gehört noch unter die guten Wünsche.

Und doch wäre sie, was das Wunderbare anlangt, so schwer zu schreiben eben nicht; das Wunderbare der mittleren Zeit hat seine sehr enge Topik. Aus der biblischen Geschichte und aus National-Traditionen, aus Einbildungen der Völker entsprossen, unter denen und für die es gedacht ward, führet es seine Quelle wie seine Bedeutung gleichsam mit sich. Da es auf das Volk wirken sollte, so kann es leicht verstanden werden; und da der Klerus weder zur Kunst, noch überhaupt sehr kunstreich diese wunderbaren Erzählungen formte, so ist auch ihre Form nichts weniger als inkommensurabel. Wer die Bibel gelesen und die Volksdenkart der Zeit und Gegend, für die erzählt wurde, sich bekannt gemacht hat, versteht die Bedeutung des Wunderbaren so einfach, als der sie verstand, von dem die Legende redet.

Diesem Frommen z. B. ließen sich Stimmen vom Himmel hören. Wer hörte diese Stimmen nicht in seinem Herzen? wenn sie gleich das Ohr nicht

vernahm; sobald ihr Inhalt nur himmlisch, d. i. aufmunternd und erquickend ist. Einem andern sangen unsichtbare Chöre; diesem erschien sein Schutzgeist und sprach mit ihm, warnend, belehrend, tröstend. Jenem Rechtschaffenen glänzte sein Antlitz vor Gericht, im Gebet, gegen Verleumder und Bösewichter, bei einer frohen Wohlthat, bei einer großmütigstillen Verzeihung, im Tode, nach dem Tode. Wem sind nicht ähnliche Eindrücke aus dem Leben, aus der Erzählung eng-umfangener Menschen bekannt? Dem Einsamen z. B. schweben Töne, bleibende Töne im Ohr; sie kommen in Stunden der Niedergeschlagenheit, den Geist erhebend, als Freunde wieder. Siehe da die himmlischen Stimmen und Chöre. Aus Beispielen ist bekannt, daß eine starke Einbildungskraft das Bild seiner selbst gleichsam aus sich heraus zu werfen, und sich sichtbar zu machen vermöge; daher die Erzählungen von Menschen, die sich selbst zu sehen glaubten, daher die Gespräche mit sich selbst, als mit einem guten oder bösen Genius, und bei zarten Gemütern am liebsten das Gespräch mit einem edlern Ich, einem leitenden, liebenden Schutzgeist. Auf der Stirn fröhlicher guter Kinder, auf dem Antlitz der unbefangenen, heitern Unschuld, der reinen Liebe, der verzeihenden Großmut — wer sah und liebte nicht jene ruhige Stille, in der uns ein Engel gegenwärtig zu werden scheinet? — Endlich in den Schmerzen der Krankheit, der Leiden, der Verfolgung, im Tode, nach dem Tode; hier gönnet der frommen Legende ganz ihren Lauf: hier ist das Herz sich selbst eine reiche Legende. Wenn eine Tochter am Sterbebett ihrer Mutter das Antlitz siehet, das sie bald nicht mehr sehen wird, und ihre letzten Worte höret; wenn der Blick des Redlichen, des zu Tode Gequälten sich noch einmal dankbar-froh gen Himmel, segnend-froh zu denen wendet, denen er hienieden nichts als Gutes gethan hat; und wenige Augenblicke nachher, von der ernsten Hand des Todes berührt, sein Gesicht die wahre Gestalt seiner Seele im festesten Bilde zeiget, da lasset doch ja dem stillen Gemüt einer traurenden Kindesliebe seine Kraft, die Züge des Sterbenden, des Gestorbenen zu einem Engel zu erhöhen, und ihn in solcher Gestalt seinem Innersten einzuprägen. Lasset der Sage ihren Gang, daß ihn Stimmen gerufen, getröstet, bewillkommt haben; daß ein ambrosischer Duft, ein himmlischer Glanz den zum Himmel Eilenden umschwebte. — Hier läßt sich die Phantasie der Empfindung weder etwas vorschreiben noch ausreden.

Ein Gleiches ist's mit dem Wunderbaren, das die Legende jetzt und hie und da auf die ganze Natur verbreitet. Jedermann weiß, daß ihre Zeiten für die wahre und rechte Naturwissenschaft nicht die blühendsten waren; die Gesetze der Astronomie, die Verhältnisse der Körper gegen einander waren noch nicht in das Licht gesetzt, in welchem sie dem aufgeklärten Teil unsrer europäischen Nationen jetzt erscheinen. Was Wunder also, daß man in der Dämmerung damaliger Zeiten alle Erscheinungen der Natur zu sich so sprechen ließ, wie das Gemüt, wie der Zustand des Herzens es verlangte? Dem Einsamen, dem Geängsteten, dem Peinlichen,

wiederum dem Begeisterten, dem Entzückten spricht alles. Der Zweifelnde sucht allenthalben Belehrung; der Verlassene merket auf jeden ihm entgegenkommenden Wink. Lasset also jenem Verirrten einen Stern erscheinen, der ihn leite; diesem Durstenden entspringe eine Quelle, jenem matten Wandrer entsprieße ein Palmbaum in der Wüste. Hier falle auf des Frommen Gebet ein längst erwünschter Regen und erquicke die lechzende Au; dort komme ein Hagelwetter, ein Donner zu rechter Zeit, und schalle in Ohr und Seele. Jetzt laute die Glocke von selbst und wecke auf; hier erscheine ein Tier und schrecke und warne. Oder ein Vogel bringe himmlische Botschaft; ein Adler, ein Storch, eine Schwalbe, eine Taube gebe der wartenden Menge Mut, der zweifelnden Menge Bestimmung. Im ganzen Altertum sind Augurien und Präsagien eine geglaubte Sprache der Gottheit gewesen; jedes Volk hatte sie in seiner Weise und pflanzte sie in Sagen fort. Die Dichter nutzten sie; und auch der Geschichte konnten sie nicht fremde bleiben. Wer begehrte nun, daß sie einer zur Erbauung geschriebenen Legende fremd bleiben sollten? Andacht d. i. ein Aufmerken aufs Göttliche ringsumher schrieb ja diese Legenden: Andacht sollte sie lesen; Andacht sollten sie einflößen und wirken.

Überdem wird dies Wunderbare in den mittleren Zeiten so leicht, ich möchte sagen, so natürlich eingeführet, daß man es eben so leicht in die gewöhnliche Sprache übersetzen kann, eben weil es damals gewöhnliche Sprache und Vorstellungsart war Manches ist sogar in Sprichwörter übergegangen, deren Sinn ohne wunderbare Deutung jeder Einfältige anzuwenden weiß. Wenn z. B. vor diesen fleißigen und rüstigen Männern, die eine wüste Gegend anbaueten, Wölfe und Schlangen flohen; sie scheuchten Drachen aus ihren Höhlen hinweg; von ihrem Segen ward die verschlemmte Quelle gesund, der Pfuhl trocken, die Wildnis zu einem Garten und Fruchtlande; die Luft heiterte sich; das Klima ward milde — wem müßte diese Sprache noch erklärt werden? Sie sagt nichts als was wirklich geschah durch den Fleiß emsiger Hände. — Wenn nun solchen neuen gefürchteten Ankömmlingen entgegen aus Seen und Wäldern die Dämonen schrieen, die Geister heulten und schreckten, die Teufel wimmerten und klagten; wer, wenn er einen Begriff von den grausen Gegenden, von den wilden Einwohnern dieser Gegenden hat., verstünde nicht diese Sprache? Den Bären besänftigten sie, indem sie ihm Brot reichten, (ein seltnes Nahrungsmittel manchen Gegend) und befahlen ihm Holz zu tragen; wem müßte erklärt werden, wer diese Bären gewesen? Möchte der Scepter unsrer Staatskunst, das Geschütz unsrer Helden zur Urbarmachung der Welt, zur Brotausteilung und zu Erweckung des Fleißes der Bären allenthalben so wirksam und glücklich sein, als es damals das heilige Kreuz und das segnende Wort waren.

16 ff. Vgl. Leg. 8, 1 ff. 31 f. — 24 ff. Vgl. Leg. 13. — 35 ff. So die Legende vom h. Gallus.

Sehr unverständig hat man daher über manche Legende dieser Art gespottet, so daß der heilige Esel, den man verlachte, dem Spottenden selbst den Hohn zurückgeben möchte.

Auch der Legende liegt also Wahrheit zum Grunde; nur ist sie legendenmäßig eingekleidet und erzählet. Auch ihr Inhalt ist nicht immer so unwichtig, als man glaubet: denn sind wir diesem Inhalt nicht einen großen Teil der Aufklärung und Verschönerung Europas durch Kenntnisse und Fleiß schuldig? Die Thaten, wovon sie erzählen, stumpften das Schwert ab und bezähmten wilde Barbaren. Die meisten Institute unsrer Wissenschaften und Künste nähren sich von den Brosamen dessen, was einst die Männer der Legende mühsam erwarben, andächtig stifteten, heilig bewahrten und der Nachkommenschaft fromm vermachten. Ohne die frommen Männer und Weiber der Legende bettelten jetzt vielleicht alle Musen in Europa; oder vielmehr an Musen in Europa wäre ohne sie gar nicht zu gedenken. —

Die Geschichte der mittleren Zeit kann des Studiums der Legenden so wenig als der Chroniken entbehren: denn beide fließen überhaupt in einander. Jene gehen allen Diplomen voran und lange ihnen zur Seite. Die mythologische Sprache und Einkleidung der Legenden muß also eben so wohl studiert werden, als die Sprache und Zeichen der Diplome. Sie sind in den mittleren Zeiten das, was in der griechischen und römischen Urzeit die alten Heldensagen waren, aus denen einst alle Dichtkunst und Geschichte hervorging. Die geheime, innere Denkart der christlich gewordnen Völker, ihren Wahn, Aberglauben, Schwachheiten, kurz den dunkeln Grund ihrer Seele lernt man aus mancher Legende mehr kennen, als in diesen Zeiten aus ihrer sämtlichen Staatsgeschichte. Nur es gehört ein Ausleger dazu, der auch das Wunderbare zum schlichten Menschensinn hinabführe.

II.

Zweck der Legende.

„Schade, wird man sagen, daß die meisten derselben eine so verkehrte Tendenz haben! Wohin zielen alle diese Wunder? um welche Achse drehen sich alle Bemühungen der Legende? Den Müßiggang zu ehren, Einsiedelei, Aberglauben, überspannete Andacht, falsche Tugenden, eine fromme Dummheit, eine den Geist ermordende Frömmigkeit, Heuchelei und Abgötterei zu empfehlen; das ist ihre echtchristliche Absicht. Wem dienen diese Engel? Diese Raben, wem bringen sie Speise? Einem Einsiedler. Ihm entspringt die Quelle, ihm trägt der entblätterte Baum Früchte. — Was thut er in seiner Einsamkeit? Psalmen singen, schweigen, seine Seele zur höchsten Unthätigkeit gewöhnen, sich unnütz peinigen und foltern. Erwecken sie nicht Mitleiden und innern Abscheu, jene Büßungen, mit denen betrogene Unglückliche sich selbst martern? jene unnatürlichen Kämpfe, die ihre Seele verwirren, ihre edelsten Kräfte lähmen, und mit

denen sie sich mehr als Ein Fegfeuer, mehr als eine Hölle selbst schaffen und geben! Hat sich nicht oft euer Busen verengt und euer Haar emporgesträubet, wenn ihr diese unsinnigen Büßungen, diese sinnlosen Entäußerungen der Gedanken, Sinne und Triebe im Leben eines Menschen Jahrehin verfolgtet? Und wenn ihr die mütterlich-rufende, warnende, wiederkehrende Natur hart und schnöde zurückgewiesen saht, flossen euch nicht Thränen? — Vor Göttern und Menschen giebt es keinen thränenwerteren Anblick, als eine unschuldig-zerrüttete Seele, ein durch andächtige Grausamkeiten niedergebeugter, zerquetschter, zerschlagener Geist, ein Herz, das für und wider nichts sich selbst verwundet. Und diesem bösen Ideal einer verführenden Sittenlehre, die zu leerer Andacht, zu einem niedrigen Aberglauben, zu einer nutzlosen Anstrengung, endlich zu jener völligen Aushöhlung der Seele leitet, die mit äußersten Schmerzen ihren Kern aus sich gebohrt hat und wie eine hohle Nuß sich dem Herren weihet — diesem bösen Ideal wolltet ihr eine Zeile des Lobes widmen? Kreuz, Messe, Pönitenz, Sakramente, Tempel, Altäre, heilige Gebräuche und Kleider, Zellen, Särge, Gräber sollten die Sphäre sein, um welche sich alle Sphären und Elemente der Menschheit bewegen?"

Wäre dem allen so: so könnte man nicht anders antworten, als: „spottet nicht, sondern bessert!" — Der Arzt läßt sich die Gebrechen seines Kranken erzählen, nicht damit er sie witzig zur Schau trage, sondern damit er ihm Leichterung schaffe und ihm helfe. Wäre alles, wovon gesprochen ist, ein schwerer dunkler Traum langer Jahrhunderte, ein ungeheurer Wahnsinn der Zeiten gewesen; zeiget ihn als solchen. Hebt die Erzählungen verführter, mißleiteter Seelen sorgsam aus, und bemerkt, wie sie mißleitet wurden, wie sie sich selbst verführten. Zeigt dies mit aller zarten Teilnahme, mit jedem hilfreichen Erbarmen, herabsteigend in die Tiefen der menschlichen Natur, in ihre betrüglichen Tiefen. Wie lehrreich werdet ihr schreiben! Eine kleine Legende wird mehr Psychologie, mehr Warnung, Rat und Trost enthalten, als vielleicht ein ganzes System kalter pharisäischer Sittenlehre. Sie wird wieder werden, was ihr Name sagt, ein durchaus zu Lesendes, eine Legende.

Nur gehört vor allem hiezu Teilnahme, Versetzung ins Zeitalter und Leben derer, von denen man redet. Nach unsrer lichten Zeit können wir nicht alles beurteilen; nicht jede andre Zeit warf alles Heilige als einen Unrat von sich. Das Kreuz hat einst den Völkern Ruhe gebracht; es stillete Aufruhr, Fehden, Zwietracht und gebot den Gottesfrieden. Tempel waren Zufluchtsorte der Unbewehrten gegen Raub und Unterdrückung; der Altar war eine Stätte des öffentlichen Bekenntnisses, des Gebets, der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen. Das Grab war ihnen eine Ruhekammer, wo himmlische Geister das erstorbene Samenkorn zur Aufblüte eines künftigen ewigen Frühlinges bewahrten. Über heilige

24 ff. Vgl. Leg. 5. 7. 12. 19. 23. — 33 f. Vgl. Leg. 6, 1—31.

Gebräuche und Worte endlich läßt sich auch nicht anders, als aus dem Geiste der Zeit reden, für welche sie gehören.

Und waren nach eben diesem Geist der Zeit körperliche Übungen zur Enthaltsamkeit, Strenge, zu festgehaltenem Andenken, zum Vermögen über Sinne und Neigungen verwerflich? Waren rohe sinnliche Naturen anders zu besänftigen, zu fesseln, zu zähmen, als durch ein gegenseitiges Extrem, durch eine andre, geistige Welt noch stärkerer Leidenschaften und Begierden? Woher kommt's, daß in unserm Zeitalter wir so wenig können, so wenig ernstlich wollen und vermögen, als weil wir von Jugend auf zerstreut und verzärtelt leben, indem uns zu anhaltenden schweren Übungen Anlaß, Regel, Ordnung, Sitte, tägliche Gewohnheit und strenges Gebot fehlen. Gewiß vermögen wir nicht, was die Männer der Legende vermochten, sonst brächten wir Wirkungen hervor, wie jene, aus deren Pflanzungen wir, über sie spottend, von ihren Früchten zehren.

Und dann! gäbe es in diesen Zeitaltern durchaus keine Muster einer Tugend, die wirklich diesen Namen verdienet? Keine Seelengröße, die, über sich selbst gebietend, Gefahren nicht suchte, aber tapfer überwand, und das Leben selbst nicht achtete zu Erlangung des Kampfpreises. Herausfodern und angreifen ist freilich leichter als erwarten, bestehn, ausdauern. Kein Siegsgepränge munterte diese Helden auf, keine irdische Belohnung. In der Verachtung fanden sie Ruhm, in der Verfolgung Gewinn, in der Mühe Lohn, in der Schwachheit Stärke. Oft, sehr oft zeigten sie mehr als Spartaner- und Römersinn; tausende von ihnen ließen sich, ihrer guten Sache wegen, prunk- und namenlos gleichsam lebendig verscharren und begraben. Nicht nur Bequemlichkeit, ihr liebster Eigenwille ward abgelegt zum Besten ihres Ganzen.

Sehet in den Gemälden großer Künstler, eines Raphaels und Dominichino, Correggio, Guido und Guercins jene Gestalten der Heiligen an, und sagt: ob ihr von dieser Art geistiger Anmut und Seelengröße, von dieser transcendenten Erhabenheit und Hingebung, von dieser reinen Abgezogenheit und ehrfurcht-gebietenden Würde, von dieser jungfräulichen Andacht, diesem Mutter- und Kindessinn, ich möchte sagen, von diesem Engelsgefühl, sogar in den Werken der Alten etwas anders, als vielleicht nur hie und da eine in der Sinnlichkeit verhüllete Knospe findet? Hier ist sie hervorgegangen, die geistige Knospe; sie hat sich aufgethan in vielen Gestalten und Formen. — Um also auch nur die Werke der neueren Kunst in ihrem schönsten Zeitalter zu verstehen, kann und darf uns die Legende nicht fremde bleiben.

Ein ganz eignes Gefühl ist es, dies süße Gefühl der Andacht. Es

17 ff. Vgl. Leg. 4, 32 und zu der ganzen Stelle bis Z. 27 die Äußerung über den „Wert der Heiligen" im 89. Humanitätsbrief. — 22. Vgl. Leg. 5. 14. 20. — 40 ff. Vgl. außer Leg. 8, 1 ff. auch die teilweise von einem ganz andern Standpunkte ausgehenden Äußerungen im 89. Humanitätsbrief (1796).

heftet so unabwendbar an und fesselt so ganz, läßt so vieles unmerklich hinschwinden und scheint uns mit wenigen Gedanken so viel, mit Einem Gedanken alles zu geben! Dadurch macht es so unveränderlich, so heiter und stark in Sanftmut. Der Löwe wird Lamm und das Lamm ein Löwe. — Spottet nicht der rauhen und beschwerlichen Wege, auf denen die fromme Einfalt, die sich damals mit wenigen aber starken Gedanken begnügte, in dies Heiligtum unzerstörlicher Gemütsruhe und Seelenstärke gelangte. Gnug, sie gelangte dahin, und wohl ist ihr. Suche jeder es auf seinem Wege. Jene gehet ihren stillen Gang allein.

III.

Vortrag der Legenden.

„Wenn aber die guten Legenden nur nicht so erzböse erzählt oder gar besungen wären!“ So erzähle, so singe man sie besser! Ein Ton ist nicht für alle und ihr Ton nicht für unsre Zeiten. Aber erbärmliche Pedanterei ist's, unter dem Vorwande des einzigen klassischen Stils die Schreibart der Römer, die unter Cäsar und August allerdings die beste war, in diesen Zeiten, zumal in Büchern der Andacht und Klosterzellen, zu suchen. Der Kirchenstil der mittleren Jahrhunderte ist eine so eigne Sprache, als die romanische, die neben ihr galt, nur sein kann. Die Welt *ihrer* Gegenstände ist eine andre als die Welt der Römer; so auch der Geist und Sinn, mit dem man diese Gegenstände behandelte und ansah. Auch die lateinische Sprache der mittleren Zeiten hat ihre *Perioden* und in diesen ihre sehr verschiednen Schriftsteller, gute, mittelmäßige, schlechte. Vollends der Geist ihrer Dichtkunst war vom römischen ganz verschieden; und doch hat's Liebhaber des Studium dieser Zeiten gegeben, die auch ihnen ihre Grazie und Schönheit zustanden. Eine gewisse Innigkeit und schmucklose Einfalt, eine populare Herzlichkeit und Rührung wird niemand, der die besten Produkte dieser Jahrhunderte kennet, ihnen nicht absprechen können. Dem sei aber wie man wolle; damals schrieb man die Legenden für seine Zeit, uns erzähle man, wenn man will, die denkwürdigsten für unsre Zeiten.

Wozu dies alles? Etwa das Studium der Legende unbedingt anzuempfehlen, sie unbedingt zu rühmen? wahrlich nicht. Bloß der Gesichtskreis sollte bezeichnet werden, in welchen die Legende gehört, mithin auch der Gesichtspunkt, aus welchem man sie anzusehen habe.

Bei den Griechen gab's viele Legenden. In ältern Zeiten hießen sie *Sagen*; nachher wurden sie aufgeschrieben, in Gesänge gebracht und eine Mythologie daraus geformet. Jeder berühmte Tempel, jedes Götzenbild, jede Stadt, jeder Heldenstamm hatte seine Legende. Oder sind in den Homerischen Hymnen die Erzählungen von der Latona und dem Apoll, von Hermes, der Aphrodite, der Demeter etwas anders?

Sogar die Schäferwelt der Griechen hatte ihre Legenden. Vom guten Daphnis, vom schönen Adonis erzählte man sich die alten Sagen und

wiederholte und feierte sie in Liedern und Gebräuchen. Womit konnten sich Schäfer leichter und angenehmer unterhalten, als mit alten Traditionen, mit Wunder- und Zaubermärchen?

Wäre die Legende der mittleren Zeiten so genutzt, als es die griechische war; wäre jeder Wohlthäter des Menschengeschlechts auch aus diesen dunkeln Jahrhunderten in dem Tone gepriesen, der für ihn gehörte; hätte jede Stadt, jede Kirche, jede gute Stiftung ihrem Heiligen diese Muse erweckt, wie manches Gute wäre dadurch befördert worden! Bei einigen ist's geschehen; es giebt einfachgroße und rührende Hymnen, die aber — unsre Zeit nicht kennet oder nicht lieset. Vielleicht wird man auch nachstehende Erzählungen, die ich dem lehrenden Idyll näher zu bringen suchte, nicht lesen mögen. Und so sein sie denn, wie die, von denen sie erzählen, begraben! Vielleicht gehen sie in einer andern Zeit fruchtreich hervor. Quiescant in pace.

Legenden.

(1.) Die Führerin.

Führe mich, o Muse, jenen engen
Steilen Pfad. Er windet sich durch Höhlen,
Wie man sagt, des dunkeln Aberglaubens
Und Betrugs. Er scheint sich in die Wüste
Zu verlieren, wo das rege Irrlicht
Auf den Sümpfen hüpft. Auch seh ich Disteln
Neben mir. Nur locket jener Glanz mich
Auf der Höh'. Es tönen Lobgesänge
Droben. — Muse! —
Doch sie ist verschwunden. —
Wie? und vor mir schwebet eine andre
Liebliche Gestalt, in hellen Byssus
Sanft verschleiert. „Himmlische, wer bist du?
Ach, auf deiner Brust sind Blutestropfen.
Und die Lilie in deinen Händen —"

„Von dem Dolche feindlicher Verleumdung,
Freundlicher Entweihung sind die Wunden
Mir gegraben; doch das Blut der Unschuld
Bringet Heil."
„Um deine Stirn, o Göttin,
Starrt ein Dornenkranz."
„Und auf dem Kranze
Sprießen Rosen. Auf! hinauf! Die Palmen
Winken uns; die Lobgesänge tönen.
Fürchte keine Höhlen des Betruges
Da wo ich dich führe."
„Und wer bist du?"

Die Führerin. Zerstr. Bl. VI, 277–279. Vgl. Einl. S. 236. — 2 ff. Vgl. 245, 12 ff. 248, 22 ff. und bes. 252, 31 ff.

„Drei- und einfach ist mein heil'ger Name;
Niemand kennt ihn, als wer ihn empfähet.
Carita; Geduld und Lieb' und Hoffnung."

„Aber warum schwand vor dir die Muse?"
„Ach den tausend unglücksel'gen Menschen,
Und den rohen Herzen, die sie quälen,
Hilft kein Ton der Muse mehr. Sie fodern
Andre Sorgen. — Hoffe keinen Lorbeer.
Nimm hier diesen Zweig und meine Krone."

(2.) Die Turteltaube.

Wenn ein Menschenhasser, spricht die Sage,
Ein Erobrer auf der Welt erscheinet,
Trauret jedes Element; die Wolke
Regnet Blut; es schwärzet sich der Himmel;
Und die Erde berstet; Feuerschlünde
Brechen aus dem Abgrund'; in den Lüften
Heulen Stürme, Geister in den Stürmen:
„Weh den Menschen, Weh! Zu Not und Jammer,
Tausenden zum Weh ist er geboren!" —

Als in dunkler Nacht das Licht der Völker
Aufging, lag die Welt in heil'ger Stille.
Heller glänzeten die Sterne; segnend
Trat ein neuer Stern hervor, und sagte
Frommen Weisen in das Herz: „erfüllet
Ist der Zeiten langer Wunsch und Hoffnung:
Denn der Trost der Völker ist geboren!"

31. Vgl. 245, 5 ff. 256, 10 ff. — Die Turteltaube. Zerstr. Bl. VI, 280—284. Zwei ganz verschiedene handschriftlich erhaltene Fassungen teilt Redlich S. 173 ff. mit. In der ersten (a) fehlt die himmlische Liebe und ihr Gesang (Z. 24 ff.) noch ganz; sonst entspricht sie im wesentlichen V. 1—23 der gedruckten Fassung, mehrfach bis zu wörtlicher Übereinstimmung; nur sind vor V. 22 zwei Absätze eingeschoben, welche die Bedeutung und die Folgen des heiligen Ereignisses darstellen, worauf auch der Schluß (nach 23) noch einmal kurz (4 Verse) zurückkommt. In der zweiten (b) fehlt 1—27 gänzlich: sie enthält nur das Lied (28—73 mit vielen Varianten) mit einem Eingange und Schluß von je drei Distichen: hier belebt die „himmlische Liebe", welche den lange gesuchten Geliebten auf Erden gefunden, „der Sängerin Nachtigall Seele" und beginnt durch sie das Lied. Die gedruckte Fassung stellt sich demnach als eine Verschmelzung von a und b dar, wobei an die Stelle der Nachtigall die Turteltaube als ein mehr kirchliches Symbol der göttlichen Liebe trat. Nach Redlich S. 559 „scheint die Handschrift b älter als 1796 zu sein".

Und die Engel sangen in den Lüften:
„Ehre, Ehre sei Gott in der Höhe!
Fried' auf Erden! allen Menschen Freude!"

Und ein Engel trat zu armen Hirten:
„Freuet euch! dem Volk ist er geboren!"

Stillverborgnes Kind! Es sangen keine
Phöbusschwän' um deine dunkle Krippe;
Aber was die treue Turteltaube
Deiner Höhle sang: (die ew'ge Liebe
Sprach und girrete in ihren Tönen)
Das erzähle mir die heil'ge Sage:

„Lieblicher Knabe,
Find' ich dich hier?
Hier in den Windeln,
Hier in der Kluft?

Zwar der Geliebte
Nahet sich gern
Seinem Geliebten,
Teilet mit ihm
Kummer und Schmach.

Und je verborgner,
Und je verkannter,
Desto zufriedner
Trägt er die Last.

Aber, o Knabe,
Wisse, du trägst,
Du, ein Lamm Gottes,
Sünden der Welt;

Alter Aeonen
Gräßliche Last,
Frevel und Irrtum,
Greuel und Wahn.

25. Nach der Tradition ist Christus in einer Felsenhöhle vor Bethlehem geboren [vgl. zu 6, 94]. H

Lieblicher Knabe,
Schöner als jener
Leuchtende Stern!
Dornen und Undank,
Geißel und Schmach,
Hohn und Verfolgung
Warten auf dich.

Siehe, du lächelst?
Willst du mir sagen:
Liebe verschmähet
Ehrenden Dank.
Liebe besieget
Schmerzen und Tod.

Auf dann und ende,
Was du beginnst!
Greif' in der Otter
Giftiges Nest.
Über der Drachen
Neidende Zähne
Wandle beherzt.

Droben im Äther
Über den Sternen
Sehen wir uns,
Deine Geliebten,
Alle mit dir!"

Also girrete die Turteltaube,
Und die Engel sangen in den Lüften:
„Friede, Freude!" — Und das Chor der Sterne,
Aller Zeit und Ewigkeiten Inhalt
Sind ein langer Nachhall ihres Liedes.

---

66 ff. Vgl. den von Herder „Vom Geist der Ebräischen Poesie" II, 340 f. als Probe gegebenen Psalm 91, 13 (Suphans Herder-Ausg. XII, 226). — 77. Die Auffassung Düntzers Zeit- (für Zeiten) und Ewigkeiten bestätigt a, wo es (S. 174) heißt „das Echo Aller Zeiten und der Ewigkeiten Sing' es, allem Volk ist er geboren" und noch einmal am Schluß (S. 176): „aller Zeiten Echo singet Die Erfüllung deines ew'gen Werkes". Vgl. zum Cid 813.

(3.) Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling, sprach er zu dem Bischof,
Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine.“

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammlet um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Der gerettete Jüngling. Zerstr. Bl. VI, 285—289. Als Quelle wird man doch mit Düntzer Clemens von Alexandria (Quis dives salvetur c. 42 oder Eusebius Historia ecclesiastica III, 23, in welche die Legende aus Clemens überging) betrachten müssen. Die Legenda aurea (IX, 6), die sich auf Clemens und die Kirchengeschichte beruft, kann Herder darauf geführt haben; als eigentliche Quelle kann sie nicht gelten, da Herder mehrfach mit der ausführlicheren Erzählung des Clemens in Einzelnheiten zusammentrifft, die der kürzenden Darstellung der Legenda fehlen. — 1 ff. vgl. 4, 22 ff. 25, 5 ff. Admet 722 ff. — 5. Pathmos (Palmosa', eine Insel, auf welche der Evangelist und Apostel Johannes verbannet gewesen. H

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam; die erste Frag' an ihren Bischof
War: „wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber."

„Dieses Jünglings Seele, sprach Johannes,
Fodr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?" —

„Auf dem Berge dort!"
— „Ich muß ihn sehen!"

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen, (eben dieses wollt' er).
„Führet, sprach er, mich zu eurem Führer."

Vor ihn trat er! Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

*
* *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt?
Und es wiederfand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

(4.) Der Tapfere.

Ein böses Heldentum, wenn gegen Mensch
Der Mensch zu Felde zieht. Er dürstet nicht
Nach seinem Blut, das er nicht trinken kann;
Er will sein Fleisch nicht essen; aber ihn
Zerhaun, zerhacken will er, töten ihn! —
Aus Rache? Nicht aus Rache: denn er kennt
Den andern nicht, und liebet ihn vielleicht.
Auch nicht sein Vaterland zu retten, zog
Er fernen Landes her. Ein Machtgebot
Hat ihn hieher geführet; roher Sinn,
Die Raubsucht, Sucht nach höhrer Sklaverei.
Von Wein und Branntwein glühend, schießt er, sticht
Und haut und mordet; mordet — weiß nicht, wen?
Warum? wozu? bis beide Helden dann,
Verbannt ins Schloß der Unbarmherzigkeit,
Ein Krankenhaus, mit andern Hunderten
Daliegen ächzend; und sobald den Krieg
Not und der Hunger endet, alle dann
Als Mörder-Krüppel durch die Straßen ziehn
Und betteln. Ach, sie mordeten um Sold,
Gedungne Helden aus Tradition.

Ein edler Held ist, der fürs Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft.
Ein Hohepriester trug er ihr Geschick

Der Tapfere. Zerstr. Bl. VI, 290—295. Nach dem oft wiederholten Briefe der Smyrnaer Kirche, und zwar in der Fassung, wie ihn die Acta SS. nach lateinischen Handschriften mitteilen (26. Januar), zu der Herders Darstellung genauer stimmt als zu der des Pionius (ebendas.) und bei Eusebius Hist. eccl. IV, 15. — 22 ff. vgl. 3, 1 ff. u. Anm.

In seinem Herzen, und der Wahrheit Schild
Auf seiner Brust. Er steht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Üppigkeit,
Des Irrtums und der Schmeicheleien Feind,
Und fällt, der höchsten Majestät getreu,
Dem redlichen Gewissen, das ihm sagt:
Er suchte nicht und floh nicht seinen Tod.

*
* *

„Was tötet ihr die Glieder? (rief die Wut
Des Heidenpöbels.) Sucht und würgt das Haupt!“ —

Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet.
„Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Glut: (so sprach der kranke Greis,)
Und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen.“ —
Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf:
„Bereitet, sprach er, diesen Müden noch
Ein Gastmahl — Ich bereite mich indes
Zur Reise auch.“ Er ging und betete.

Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sei tapfer, Polykarp!“
Der Konsul sieht

32. Vgl. S. 254, 17 ff. Auch die Quelle knüpft (§ I s. f. unmittelbar vor der Geschichte Polykarps) an das Beispiel eines Mannes, der sich zum Martyrium gedrängt, angesichts der wilden Tiere aber wankend wurde und abfiel, die Bemerkung: „Ideo non eos fratres laudare debemus, qui se ultro offerunt, sed eos qui inventi latentes in passione potius perseverant. Sic nos quoque sermo Evangelicus confirmat (Matth. 10, 23) et hoc hortatur exemplo cessisse ultroneum, et vicisse compulsum.“ — 35. Polykarp, Bischof zu Smyrna, ein im Christentum weitberühmter Lehrer, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts im höchsten Alter den Märtyrertod litt. H — 50. in der Quelle vom Himmel.

Den heitern, schönen, ruhigsanften Greis
Verwundernd. „Schone, sprach er, deines Alters
Und opfre hier, entsagend deinem Gott!“ —

„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet und der mir
Zeitlebens Gutes that?“ —
„Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?“
„Zermalmet muß
Das Weizenkorn doch einmal werden, sei's
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.“

Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater. Feuer! Feuer her!“
Sie trugen Holz zusammen und mit Wut
Ward er ergriffen.
„Freunde, sprach er, hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Mut verleihn.“ —

Und legte still den Mantel ab und band
Die Sohlen seiner Füße los und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen.
Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch;
Und eine weiße Taube flog empor.

*
* *

58—60. Ein eigentümlicher Zusatz Herders; vgl. Joh. 12, 24. 1. Korinth. 15, 36 Herders Gedicht „Das Abendmahl“, Ged. II, 169 (126), V. 5 ff „Zerbrochen wird das Weizenkorn, Mein Leib; doch ist es nicht verlor'n, Es sprießt empor“. „Der stille Triumph Jesu“ Ged. II, 178 (134) V. 39 f. „Ob sein Samenkorn verweset, Blüht es ewiglich“. S. 253, 41 f.

Du lachst der weißen Taube? Soll einmal
Ein Geier dir dem Sterbenden die Brust
Durchbohren? Dem Gestorbenen das Aug'
Ein Rab' aushacken? Aus der Asche sich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage sich erschuf:
Nur Einfalt, Unschuld giebt im Tode Mut.

(5.) Die Krone.

Nicht im müßigen und stolzen Grübeln;
In Geschäftigkeit fürs Wohl der Menschen
Und in selbstvergessner Demut wohnen
Gottgefälligkeit und Zier und Weisheit.

Pyoterius in seiner Zelle
Dünkete vor Gott sich groß und herrlich,
Weil er über Thabors Glanz und alle
Seraphsflügel tief und viel nachdachte,

Und den Denkenden umfing ein schwerer
Traum einmal. Es sprach zu ihm der Seraph:
„Pyoterius, steh' auf und eile
Nach Tabenna, wenn du jene sehn willst,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat."

Pyoterius stand auf und eilte
Nach Tabenna. Vor ihn traten alle
Heil'ge Jungfraun, Schwestern und die Mutter. —
Pyoterius sprach: „Seid ihr's alle?
Denn mir mangelt unter euch noch jene,
Die mir im Gesicht der Engel zeigte."

82 ff. Vgl. S. 246, 12 ff. 252, 1 ff. — Die Krone. Zerstr. Bl. VI, 296—299. Aus Vitae patrum V, 18. 19 (auch bei Palladius hist. Lausiaca = Vitae VIII, c. 41. 42). Der Grundgedanke, der 1—4 und 52—62 ausgesprochene Gegensatz müßigen dabei aber selbstbewußten Grübelns zu selbstvergessener für das Wohl anderer thätiger Demut gehört Herder. In der Quelle wird Pyoterius vielmehr getadelt, daß er sich schon wegen seiner Heiligkeit und seines Lebens in der Wüste etwas Großes zu sein dünke, und auf die Nonne zu Tabenna hingewiesen, die allein gegen soviele kämpfend ihr Herz nie von Gott gewendet hätte, während er wiewohl stets an einem Orte lebend im Geiste alle Städte durchstreiche. — 7. Auf den Berg Thabor versetzte man die Verklärung Christi. Düntzer erinnert an die über die letztere früh geführten Streitigkeiten und die darin sich hervorthuende Sekte der Thaboriten. — 12. Eine Gegend in Ägypten, wo ein berühmtes Kloster und viele Zellen der Einsiedler waren. H

„Eine, sprach die Mutter, ist noch drunten,
Eine Alberne, fast unsre Schande. —
Unermüdlich im geringsten Dienste
Dient sie in- und außerhalb dem Kloster
Jedem Fremdling, sei es Jud' und Heide.
Darum nennen wir sie so gewöhnlich
Die Wahnsinnige: denn fast antwortet
Sie uns nicht; ist aber immer fröhlich,
Und nie mehr, als wenn man sie verachtet."

„Laß sie kommen, damit ich sie sehe"
Sprach der Heilige; gezwungen kam sie. —

Porphyrite, rein und schlecht gekleidet,
Lang das Haar, und ohne Nonnenkrone,
Um ihr Haupt nur eine schlichte Binde.

Eilig sank vor ihr auf seine Kniee
Pyoterius: denn um ihr Antlitz
Leuchtete, was ihm der Engel zeigte,
Selbstvergessenheit und Lieb' und Unschuld.
„Segne mich, so sprach er, heil'ge Jungfrau,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat."

Plötzlich strahlete mit hellen Strahlen
Ihre Binde. Alle knieten nieder:
„Ach verzeih mir, daß ich dich verlachte!
Ach verzeih mir, daß ich dich verschmähte! —
Daß ich oft dich, ihnen zu Gefallen,
(Sprach die Mutter) wider mein Gewissen
Schalt, und du rechtfertigtest dich niemals." —

31. Porphyrite ist in der Quelle der Ort, an dem Pyoterius sich aufhält. Den Namen der Jungfrau nennt sie nicht. — 32. Unter Nonnenkrone, was der Erklärung bisher Schwierigkeiten bereitete (vgl. DWB. V, 2355 u. Krönchen, wo „Krönichen der Klosterjungfrauen und Nonnen" aus Luther nachgewiesen sind), ist doch wohl nichts anders zu verstehen, als der wollene Kopfschmuck der Nonnen, die mitra oder mitrella: vgl. die bei Ducange s. v. mitra aus Isidor beigebrachten Stellen, namentlich die zweite (de offic. eccl. II, 17) „ubi ait mitram virgines Deo dicatas quasi coronam virginalis gloriae praeferre in vertice". In der Quelle trägt die verachtete Nonne zu Tabenna den Kopf in Lumpen gehüllt (haec intus involutum pannis habens caput und später cumque ad eum fuisset exhibita, vidissetque panno frontem involutam), die andern sind geschoren und mit Kapuzen bedeckt (ceterae autem virgines tonsae cucullis cooperiuntur); daraufhin etwa bei Herder an eine Tonsur wie die der Priester zu denken, die bekanntlich auch „Krone" (corona clericalis) hieß (DWB. V, 2378, 6; Herders Reise nach Italien S. 96), wäre unstatthaft.

Porphyrite war sogleich entwichen;
Ihr bedünkte diese Hochverehrung
Spott und Wahnsinn. Wohin sie gegangen?
Was sie ferner litt? wo sie gestorben?
Davon schweigt die Chronik unsres Klosters.

Nur dem großen und vollkommnen Denker
Pyoterius entwich das hohe
Bild nicht ganz. Und wenn er über Thabors
Unerschaffnen Glanz und über alle
Seraphsflügel dachte, stand ihm plötzlich
Porphyrite da, die Selbstvergessne,
Immer nur geschäftig für die Menschen,
Fröhlich stets und schweigend; nie vergnügter,
Als wenn sie verachtet und verkannt war.
Vor ihm stand sie mit der schlichten Binde,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat.

(6.) Die Pilgerin.

Wenn Rom ersinken soll, so warte nicht,
Daß seine Wölfin erst vom Jupiter
Ein Blitzstrahl treffe, daß das alte Erz
Der Tafeln schmelze, und die Sonne sich
Von West nach Osten wende, daß ein Stier
Gebär' und alle Götter fliehn; es heulen
In Tempeln Stimmen, und der Altar sinkt. —

Die Pilgerin. Zerstr. Bl. VI, 300—306. Nach der vom h. Hieronymus (vgl. H.s Anm. zu V. 59) für Paullas Tochter Eustochium abgefaßten Lebensbeschreibung im 1. Buch der Vitae patrum. Herders stark kürzende Darstellung hat u. a. auch das seinem Sinn Widerstrebende, wie die allzu reichlichen Andachtsübungen, die übertriebene Askese und die Unterdrückung natürlich menschlichen Fühlens (in der Losreißung Paullas von ihrer Tochter Ruffina und ihrem noch kleinen Sohn Toxotius) übergangen, dafür aber um so mehr ihr thätiges Wirken, ihre Wohlthätigkeit hervorgehoben. Die Überschrift kann sich in Herders Legende allerdings nur auf ihre Reise nach den heiligen Stätten beziehn; immerhin aber dürfte die Bemerkung des Hieronymus im Eingange seiner Schrift, daß P. sich zeitlebens „selbst für ein wallende Pilgerin vom Herrn" hielt (Rottler S. 432a, quae quamdiu in corpore fuit, peregrinata est a Domino et voce semper flebili querebatur, dicens: Heu mihi, quia peregrinatio mea prolongata est . . . multum peregrinata est anima mea . . . . . . unde et illud crebrius inferebat: Advena sum et peregrina sicut omnes patres mei c. I.), darauf geführt haben. — 2. Die eherne Wölfin mit den beiden Kindern Romulus und Remus auf dem Kapitol (Livius X, 23). — 4. Der 12 Tafeln. — 5 ff. Vgl. Livius XXIII, 31.

Der Altar sank, sobald ihn Frömmigkeit
Nicht stützte, wenn geheime Schand' ihn schmäht,
Und Trug und Heuchelei ihn untergrub.
Die Götter flohn, sobald man sie verbannte
Aus Herz und Brust. Das eherne Gesetz
Zerschmolz in weichen Sitten; und ein Blitz
Trifft auf die Wölfin, weil sie Wölfin ist.

Wie eine Jahrszeit kommt die neue Zeit
Mit stillem Schritt. Die Erde wendet sich;
Die Luft wird wärmer; vor der Sonne schmilzt
Das Eis; es sprossen Saaten. — Schaut empor!
Die Lerche singt; die Mandel blüht; es knospet
Der Feigenbaum; und im belaubten Nest
Singt laut die Nachtigall: „der Lenz ist da!" —

Dann suche niemand in der neuen Zeit
Die alte wieder. Jede Tugend blüht
An ihrem Ort, und webet ihr Gewand
Vom Äther ihres Tages. Wenn in Rom
Der Römer Geist erstarb, das Kapitol
Zum Christentempel ward, und neue Not
Auch neue Sorge fodert; o so schone
Des frommen Wahnes! Statt Cornelien,
Die keinen Ort mehr hat, erblickest du
Paulla Romana.

* * *

Paulla konnte sich
Der Scipionen, Gracchen, Julier,
Ja des Geschlechts Aeneas rühmen; doch
Die Fromme rühmete sich dessen nicht.
Im tiefbedrängten Rom war einzig nur
Ihr Stolz, ihr Schatz, ihr Kapitolium
Der Armen Herz.

29. Cornelien, der Mutter der Gracchen, vgl. 32. 44 f. — 32 f. Der Scipionen, Gracchen, von ihrer Mutter Blesilla her (ihr Vater Rogatus führte sein Geschlecht auf Agamemnon zurück), der Julier und des Geschlechts Aeneas durch ihren Mann Toxotius, weshalb ihre Tochter Eustochium auch Julia hieß. Hieron. c. II. III.

Und als ihr Ehgemahl
Verstarb (sie war nun ihrer Pflichten frei;)
Da, längst ermüdet von der Römer Pracht
Und Eitelkeit, von ihrem Neid' und Haß,
Ging sie von Babel aus nach Nazareth.
Umsonst ereifert sich der Römer Stolz,
Entgegen ihr zu treten. „Wer ihr seid,
Ihr seid nicht Gracchen, Scipionen mehr,
Ich nicht Cornelia; gehabt euch wohl!"

Sie suchte die Verbannten auf; sie zog
Durch Meer und Inseln gen Jerusalem,
Und sah das heil'ge Grab, und betete
Auf Golgatha, und stieg auf Sion, ging
Dann nach Aegypten und nach Nubien,
Stets eine helfende Wohlthäterin
Der Armen. Endlich fand in Bethlehem
Sie ihre Ruhestätte. „Hier, wo einst
Der Welten Heil (sprach sie) geboren ward,
Hier will ich sterben."
Und fortan ward sie
Im heil'gen Lande aller Sittsamkeit,
Bescheidenheit und Wahrheit Bild. Sie stand
Mit Tagesfrühe auf, arbeitend stets
Und lernend; stiftete der Andacht viel,
Doch nicht zum Müßiggange. Sie ergriff
Der Unschuld Herzen, zähmete dann auch
Die frechsten Seelen, schonend keine Müh.
Und diese Lieb' und Strenge flößte sie
All' ihren Geistestöchtern ein, vor allen
Der eignen Tochter, die ihr Abbild war.

Custochium, (so hieß das holde Kind,
Paulla Romana an Gemüt und Herz,)
Saß an der Mutter Bette, als im Alter

41. Babel wird Rom im biblischen Sinn genannt; auch Hieronymus erinnert am Schluß seiner Schrift (c. XXVII) mit Anwendung auf Paulla an Jeremias 51, 6 Fugite de medio Babylonis etc. — 59. Hieronymus, der ihr Leben geschrieben, weiß ihre Gelehrigkeit nicht gnug zu rühmen. Sie legte ihm oft Fragen vor, die er nicht zu beantworten wußte. [c. XXIII.] H

Der Tod ihr nahte. Um sie knieeten
Die Heiligen und Schwestern. Lange schon
Lag Paulla mit geschlossnem Auge, stumm
Und kalt. Ihr Odem schwieg; man stimmete
Das Brautlied an, das Lied der Sterbenden:

„Wohlauf, Geliebte! Meine Freundin, auf!
Der Winter ist vergangen!
Die Regenzeit vorüber!
Gekommen ist der Frühling,
Die Blumen sprossen schon!“

Da richtet' auf sich die Gestorbene,
Mit Himmelsglanz verklärt, und sang darein:

„Ich sehe sie, die Blumen,
Die Blumen jener Welt!
Ich höre süße Stimmen,
Wie unaussprechlich süß!“ —

Und küssete ihr Kind Eustochium,
Und sank und war verschieden. —
Ihre Hand
Zu küssen, die unzählbar Gut's gethan,
Kam jedermann, und alle Jungfrau'n kamen
Zu teilen, was mit unermüdetem
Kunstreichem Fleiß mildthätig sie gewebt. —
Aus allen Zellen kamen Heilige
Sie zu begleiten; da ertönte dann
In allen Sprachen ihr Triumphgesang.
Von ihrem Grab' im Tempel, wo ihr Leib
Hoch über der Geburtsstatt Jesu ruht,
Kam lange nicht Eustochium, und ward
Ihr treues, ihr wohlthätigsanftes Bild.
In tausend Herzen lebete fortan
Paulla Romana. —

---

72 ff. Bei Hieronymus (c. XXV) hört P. den Bräutigam die (74—78) folgenden Worte rufen — sie sind aus Hohel. 2, 10 ff. (Herders Lieder der Liebe S. 22 ff.) — und antwortet mit Hohel. 2, 12 und Ps. 26 (27), 13. V. 85 ist ein Zusatz Herders. — 94. In der Kirche Maria de praesepio, wo unterhalb des Altars die Geburtshöhle Jesu gezeigt wird (in media ecclesia speluncae salvatoris est posita ..... donec subter ecclesiam, et iuxta specum Domini conderetur Hieron. c. XXVI).

(7.) Der Palmbaum.

Liebe kränzet sich mit Myrt' und Rosen;
Für den Held und Dichter sprießet Lorbeer;
Aber Palmen sind des heil'gen Siegers
Ehrenzweig; und auch dem matten Wandrer
In der Wüste sprießt von Gott ein Palmbaum.

*
* *

Als Onuphrius, ein rascher Jüngling,
Von den Vätern des Elias Leben
Über alles hoch lobpreisen hörte,
Rüstet' er sich, eilend in die Wüste.

Sieben Tage ging er; keine Stimme
Rief ihm zu: „was thust du hier, Elia?"
Bis von Sonnenglut und Durst und Hunger
Er ermattet sank. „Nimm meine Seele,
Sprach er, Herr! Nur einen Trunk zur Labung,
Eine Dattel laß mich hier nur kosten."

Und ein süßer Schlaf umfing den Jüngling,
Und sein Engel stand bei ihm: „Verwegner,
Der du Gott versuchst, bist du Elias?
Doch zu deinem Lohn und deiner Lehre,
Hör'! — An deiner Seite rauscht die Quelle,
Und ein Palmbaum über deinem Haupte.
Siebzig Jahre sollst du hier mit ihnen
Leben, und sie werden mit dir sterben.
Aber keines Menschen süße Stimme
Sollst du, keines Mannes Fußtritt hören,
Bis dir Einer kommt, der dich begrabe."

Froh erschrocken sah der Auferwachte,
Was der Engel ihm im Schlafe sagte;
Nannte jetzt den Palmbaum seinen Bruder,

Der Palmbaum. Zerstr. Bl. VI, 307—311. Nach dem Berichte des Paphnutius im 1. Buch der Vitae patr. aber mit Veränderung der Tendenz in ihr gerades Widerspiel. Dem von Redlich (S. 560) aus einem Arbeitshefte Herders ausgehobenen Citate dazu „Besselii vern. 79" konnte ich mit meinen dermaligen Hilfsmitteln nicht weiter nachgehn. — 7. Im Kloster Hermopolis in der Thebais, wo Onuphrius von früher Jugend an im geistlichen Leben erzogen ward (Paphn. c. III.).

Nannt' die Quelle seine Schwester, labte
Sich an ihrem Trank, an seinen Früchten,
Kleidete sich in des Baumes Blätter;
Aber keines Menschen süße Stimme
Kam zu ihm die siebzig lange Jahre.

Endlich hört' er eines Mannes Fußtritt:
„Dieser, sprach er, ist von Gott gesendet,
Daß er mich begrabe!“ nahm den Gast auf,
Und erzählt' ihm seines Baums Geschichte.
„Also, hast du deine Pflicht erfüllet;
Eil' hinweg! für dich ist dieser Ort nicht.
Menschen sind geschaffen für die Menschen.“

Kaum gesprochen, sank der Greis danieder
Tot; ein Sturmwind riß den Baum mit seinen
Wurzeln aus; die Quelle war versieget.

Und ein Lobgesang sang in den Lüften:
„Komm, o Bruder, komm aus deiner Wüste;
Was dir deine eigne Schuld versagte,
Singet dir der Himmel jetzt entgegen,
Süße Freundschaft unter Himmels-Palmen.“

Und Paphnutius begrub den Toten,
Dessen Antlitz glänzete. Die Wüste
Heulte rings um ihn, und trieb ihn von sich:
„Ach, sprach er, so viel sie Leid sich bringen,
So viel geben sie sich Trost und Stärke;
Menschen sind geschaffen für die Menschen.“

* * *

Dank, Onuphrius, nach tausend Jahren
Dank dir, daß du eines Mannes Seele
Noch in seiner letzten Stund' erquicktest.

Schüchtern, krank, mißtrauend allen Menschen,
Ein gejagtes Reh, (den Pfeil des Jägers
Trug er in der Brust;) so floh Torquato

Tasso zu dir. Seine zarte Schläfe
War bedeckt mit Lorbeer; keinen Lorbeer
Sucht' er mehr; ihn labte deine Palme.

(8.) Das Bild der Andacht.

Die höchste Liebe, wie die höchste Kunst
Ist Andacht. Dem zerstreueten Gemüt
Erscheint die Wahrheit und die Schönheit nie;
Sie, die aus vielem nicht gesammlet wird,
Die, in sich Eins und alles, jeden Teil
Mit sich belebet und vergeistiget.

Sophronius, der in dem Heidentum
Den Musen einst geopfert, wollte jetzt
Der Mutter Gottes auch ihr Bildnis weihn.

Wie eine Biene flog er auf der Au'
Der Kunstgestalten; Pallas, Cynthia
Stand ihm vor Augen; Aphrodite sollt'
In Einer Huldgestalt mit ihnen blüh'n.

Er überlegt', und schlief ermattet ein;
Da stand im Schlaf Sie selbst vor Augen ihm,
Die Benedeite. „Sieh mich, wer ich bin,
Sprach sie, und gieb mir keinen fremden Reiz.
Nur Selbstvergessenheit ist meine Zier;
Nur Demut, Zucht und Einfalt ist mein Schmuck."

Getroffen wie vom Pfeile wacht' er auf
Und sah fortan auch wachend sie, nur sie!
Wie der, der in die Sonne schaut, das Bild
Der Sonne mit sich träget. Öfters stand

64. Tasso, dieser liebenswürdige, aber fast sein ganzes Leben hindurch unglückliche Dichter, als er erschöpft an Kräften in Rom ankam, um auf dem Kapitolium gekrönt zu werden, ließ sich in das Kloster St. Onofrio bringen, wo er, indes alle Anstalten zur Feierlichkeit gemacht waren, den Tag vor seiner Krönung sanft entschlief. Er liegt mit Barklai und dem Dichter Guidi in der Kirche St. Onofrio unter einem Steine begraben; zu einem Denkmal ist kein Raum da. Man zeiget sein Brustbild und die dem Gesicht des Toten entnommene Larve. H — Das Bild der Andacht. Zerstr. Bl. VI, 312—314. Vgl. A. W. Schlegel, Der heilige Lukas (Athenäum II, 1798, S. 147. S. W. I, 215). — 1 ff., 31 f. Vgl. S. 254, 40 ff. 251, 16 ff.

(So dünkt es ihm) sie sichtbar vor ihm da,
Das Kind auf ihrem Arm, und Engel ihr
Zur Seite.

Als das Bild vollendet war,
Da trat ein Himmelsjüngling zu ihm hin,
Und sprach: „Gegrüßet sei, Holdselige!"
Zum Bilde. „Viele Herzen werden dein
Sich am Altar erfreun und willig dir
Ihr Innres öffnen: denn was Andacht schuf,
Erwecket Andacht. Dir, o Künstler, hat
Die Selige sich selber offenbart."

*
* *

Erschien, o Raphael, dir auch das Bild
Der Göttin, als die heilige Idee
Dir in der Dürftigkeit an Erdenschöne
Vorschwebete? Ich seh' ihr Bild. Sie war's.

(9.) Der himmlische Garten.

Maximina, die an ihres Vaters
Herzen hing, (denn nach der Mutter Tode
Hatt' er sie, sein einzig Kind, erzogen
Und der Mutter Bild in ihr geliebet;)
Maximina hing auch nach des Vaters
Tod' an seinem Herzen, und verlassen
Wie ein Lamm in öder wilder Wüste
Sehnte sie sich oft zu ihm hinüber:
„Ach, daß ich ihn einmal schauen könnte
Droben dort in seinem Paradiese!"

37. Esserdo carestia e de [l. de' od. di] buoni giudici e di belle donne, io mi servo di certa idea, que mi viene alla mente. *Raffaello Sanzio.* [Bottari Raccolta di lettere della pittura etc. I (Milano 1822), 117. Passavant Rafael I, 533]. H Diese berühmte Äußerung Rafaels an den Grafen Castiglione („Da nun aber immer Mangel an richtigem Urteil, wie an schönen Frauen ist, bediene ich mich einer gewissen Idee, die in meinem Geist entsteht." E. Guhl, Künstlerbriefe I, 129, der also mit Passavant giudici = giudicj faßt, während E. Förster Rafael II, 131, worauf mich A. Schultz aufmerksam macht, „gute Richter" übersetzt) benützte H. auch in seinem „Pygmalion" und citiert sie in den Erläuterungen dazu (Adrastea V, 1, 10. 18, Suphans Ausg. 28, 276. 282). — Der himmlische Garten. Zerstr. Bl. VI, 315—318.

Und ein süßer Schlaf umfing sie freundlich,
Und sie sah im holden Traumgesichte
Einen Garten voll der schönsten Blumen,
Die auf Erden sie noch nie gesehen.
Goldne Früchte glänzten auf den Bäumen,
Deren Zweige klingend sich bewegten.

Freundlich kam der Vater ihr entgegen:
„Sieh, o Kind, wie angenehm ich wohne!"
Nahm sie bei der Hand und zeigt' ihr tausend
Schöne Blumen. —
„Laß mich, sprach sie träumend,
Diese junge Rosenknospe brechen —"

„Brich sie, wenn du kannst!" — Die Knospe wich ihr.

„Sieh, o Tochter, eben das war deine
Lebensblum'. Unausgeblühet kannst du,
Darfst du sie nicht brechen; unter Dornen
Blühet sie, doch voll und schön und einsam."

„O so zeige mir dann, guter Vater,
Dein' und meiner Mutter Lebensblume!"

„Siehe hier auf Einem Stengel beide.
Eine längst, die andre kaum verblühet."

Wundernd sah sie jetzt die vielen Blumen,
Rosen, Lilien und Hyazinthen,
Knospend, blühend und verwelkend.
„Tochter,
Sprach die himmlische Gestalt, und wurde
Leuchtender. Du siehest hier den weiten
Lebensgarten auserwählter Menschen.
Engel wachen über Bäum' und Früchte:
Deiner Knospe Hüter sind wir beide,
Ich und deine Mutter." —
„Ach, wo ist sie?"

Glänzend ging die schönste der Gestalten
Ihr vorüber, und das Kind erwachte.
Paradies und Vater war verschwunden.

Aber immer blieb ihr tief im Herzen
Dieser Traum; auch sehnlich-wünschend wollte
Sie die Lebensknospe eh nicht brechen,
Eh es ihres unsichtbaren Wächters
Linde leise Vaterhand geböte.

(10.) Das Paradies in der Wüste.

„Mein Freund Antonius, der Vater mir
Und Lehrer war, mit dem ich lebenslang
In weitester Entfernung ungetrennt
Ein Herz und Seele war; der hundertjähr'ge Greis
(Das saget mir mein Geist,) ist jetzt gestorben.
Noch einmal wollt' ich ihn im Leben sehn!
Wohlan, ich will die Stätte sehen, wo
Er lebete und starb." — So sprach zu sich
Hilarion in Palästina, der,
Wie sein Antonius, der Armen Freund,
Ihr Arzt und Trost, sich selber aber hart
Und strenge war. Er zog zur Thebaide.

Durch grause Wüsten ging er; siehe da
Erhob ein Fels sich; aus dem Felsen sprang
Ein heller Bach, beschattet rings von Palmen.
Am Felsen hob sich eine Traubenwand
Empor. Wohl ausgehauen leitete
Ein Schneckengang zur Höh' hinauf; im Teich
Des Baches spielten Fische. Kräuter blühten,
Und viel gesunde Früchte prangeten
Im Garten — ringsum ein Elysium.

Verjünget wanderte Hilarion
Hin und daher, stieg auf und ab; ihm sangen
Die Vögel, die einst mit Antonius
Loblieder angestimmt, den Freundesgruß,
Und flogen ihm vertraut auf seine Schultern.

Das Paradies in der Wüste. Zerstr. Bl. VI, 319—323. Aus dem Leben des h. Hilarion, von Hieronymus (c. 24 ff.) im 1. Buch der Vitae patrum mit eigentümlicher Wendung der Grundidee. Zu V. 45—49 vgl. das Leben des h. Antonius von Athanasius c. 57. 58 (ebendas.).

Des Greises beide Jünger zeigten ihm
Jedweden Lieblingsort des Heiligen,
Dem sie gedienet. „Hier! Hier betet' er.
Auf dieser Höhe sang er Hymnen; dort
Pflegt' er zu ruhen; hier arbeitet' er.
Den Palmenhain hat er gepflanzet, er
Die Reben sich erzogen; diesen Teich
Hat er mit eigner Hand umdämmet. Hier,
Die Bäum' und Kräuter dieses Gartens sind
Des guten Greises Kinder. Dies Gerät'
Gebrauchte seine Hand. Komm her und sieh!
Dies ist die Hütte, wo er sich dem Volk,
Das zu ihm strömte, dann und wann entzog.
Er gab dem Orte Sicherheit; das Wild,
Waldesel, die zu naschen pflegen, was
Sie nicht gesäet, wies er segnend weg.
Sie trinken an dem Strom und stören nicht
Den Garten."
„Wohl! nun zeiget mir sein Grab!"

„Sein Grab ist nirgend. Wir versprachen ihm,
Es niemanden zu zeigen: denn der Mensch
Ist Staub, sprach er, und muß zu Staube werden.
Feind war er jeder leichen-ehrenden
Aegyptischen Abgötterei." —
„Er ruhe,
Da wo er ruhet!" sprach Hilarion.

„O bleibe du bei uns! so baten ihn
Die Jünger. Du, sein Freund und Schüler, bist
Antonius anjetzt der Christenheit."

„Das bin ich nicht! sprach er. Der Heil'ge lebt
Bei Gott! Sein Geist in tausend Herzen; auch
Im eurigen. Antonius ist nicht
Begraben, er, der rings die Seele war
In dieser weiten regen Gottesstadt.
Die Wüsten hat er mit unglücklichen
Verbannten Flüchtlingen bevölkert. Fern

Von ihren Treibern leben sie, der Welt
Entnommen, hier im brüderlichen Fleiß.
Antonius geweihte Höhe zu
Bewohnen, ziemt mir nicht. Lebt alle wohl,
Ihr Brüder und ihr Palmenbäume, Bach
Und Teich und Garten, jede Frucht, die er
Gepflanzt, ihr seine Vögel, lebet wohl.
Ich nehme mir sein fröhlich Angesicht,
Sein fröhlich Herz aus dieser Wüste mit,
Durch sie wird jede Wüste Paradies."

Er ging. Auf Cypern lebete fortan
Hilarion in einem Garten, streng'
Und milde wie Antonius. Er ward
Da, wo er starb, versenket. —

(11.) Die laute Klage.

Sanft entschlummert lag des Greises Antliz,
Hingegangen schien die fromme Seele;
Als der Brüder laute Totenklage
Noch einmal zurück ihn rief ins Leben.

Auferwachend lächelt' er und sagte
Bittend: „Brüder, wozu dieses Jammern?
Fürchtet ihr den Tod? Er ist ein Engel!
Mög' er euch, wie mir anjetzt, erscheinen.

„Oder gönnet ihr dem matten Wandrer
Nicht die Ruh? beim letzten Augenblicke
Nicht die Einkehr in mich selbst, daß heiter
Ich vor Gott und unverworren trete?

Die laute Klage. Zerstr. Bl. VI, 324—325. Falls Herder wirklich die beiden von Düntzer herangezogenen Erzählungen der Vitae patrum III, 159 (auch Pelagius = Vitae V, 11, 52) und 155 vor Augen gehabt, hätte er ihnen doch nicht mehr als die Situation 1—5. 18 f. und etwa noch die Frage in V. 7 entnommen; die weitere Ausführung sowie die Verbindung der beiden dort ganz selbständigen Geschichten bliebe immer ganz sein Eigentum.

„Hab' ich es verdient, daß ihr die letzte
Stunde mir betrübt?" — Er sank danieder
Und entschlief. Der Engel, der die Seele
Von ihm nahm, sah Eine stumme Thräne

In des Jünglings Auge, den als Vater
Er geliebt: (es hielt der Greis die Hand ihm
Sterbend noch;) die stille stumme Zeugin
Trat vor Gott mit der entflohnen Seele.

(12.) Die Ameise.

Ein Müßiggänger sah die Lilie
Des Feldes blühn, und hört der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr als sie?
Sprach er. Wohlan! so sei mein Leben auch
Blühn und Verblühen, Anschaun und Gesang!"

Er ging zur einsam=frommen Wüstenei
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau zur Erd' hinab,
Simplicius."
Er sah. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel größer als sie selbst. Ein andrer Hauf'
Hielt Kräutersamen in dem Munde, fest
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbei, und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und schroteten die Körner künstlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut

Die Ameise. Zerstr. Bl. VI, 326—328. Nach Kap. 6 des Lebens des h. Malchus von Hieronymus im 1. Buch der Vitae patrum. Der Sinn ist aber insofern anders gewendet, als dort durch den Anblick der Ameisen in Malchus, der als Gefangener in der Wüste die Herden hüten muß, die Sehnsucht nach dem von ihm verlassenen Kloster und dem Leben mit den Mönchen in gemeinsamer Arbeit und Gütergemeinschaft wieder geweckt wird. Eingang (1—8) und Schluß (27 ff.) sind also Herder eigentümlich, dagegen schließt sich die Schilderung der Ameisen eng an die Vorlage. Vgl. die Sprüche Salom. 6, 6. — 1 ff. Vgl. Matth. 6, 28. 26. Luk. 12, 27. 24. — 15. et aquarum meatus aggeribus excludebant („und durch aufgeworfene Wäll suchten sie dem Wasser den Einfluß zu verwehren." Rottler).

Verwüchse. Diese hielten einen Zug;
Sie trugen einen Toten aus der Stadt.
Und keiner stört den andern; jeder wich
Beim Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.
Wer unter seiner Last erlag, und wer
Die steile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar —

Simplicius sah's mit Verwunderung
Und sähe noch; hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist du nicht viel mehr als sie?"

Und vor ihm stand ein Greis. „Verlorner Sohn,
Wie? hast du keinen Vater? keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beispringen könntest? Bist vom Himmel du
Entsprossen? keinem Menschen auf der Welt
Verbunden oder wert; daß ihm ein Teil
Von dir gehöre? — Sieh das kleine Volk
Ameisen. Jede wirket ingemein,
Und ohne Eigentum hat jede gnug."

Belehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und sah fortan
Im großen Ameishaufen dieser Welt
Die Gottesstadt, die (oft sich unbewußt)
Im Wirken fürs Gemeine lebt und webt,
Niemand für sich, für alle jedermann.

(13.) Die Fremdlinge.

Gegrüßet seid ihr mir, ihr Morgensterne
Der Vorzeit, die den Allemannen einst
In ihre Dunkelheit den Strahl des Lichts,
In ihre tapfre Wildheit Milde brachten. —

36. ingemein (DWB IV, 2, 2114 f.), für die Gesamtheit. — Die Fremdlinge. Zerstr. Bl. VI, 329—341. Im wesentlichen nach Joh. v. Müllers Schweizergeschichte Bd. I (1786, hier citiert nach der Taschenausgabe der Sämtl. Werke. Stuttgart und Tübingen 1831 ff.); vgl. Herders Anm. zu 90.

Beatus, Lucius und Fridolin,
Und Columban und Gallus, Magnoald,
Othmar und Meinrad, Notker und Winfred —
Ihr kamet nicht mit Orpheus Leierton,
In phrygisch-wilden Bacchustänzen nicht,
Noch mit dem blut'gen Schwert in eurer Hand;
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz, mit ihm
Die Pflugschar war es, die die Welt bezwang.

Graunvoller Anblick! — Undurchdrungner Wald,
Bedeckte Thäler, Auen und Gebirg',
Bis hinten unersteigbar hoch das Eis
Der Gletscher glänzt in kalter Majestät.
Aus Klüften stürzten Ströme wild herab
Felsen zerreißend. Tief im Hain erscholl
Das Kampfgeschrei der Männer und des Urs,
Geschrei der Weiber und Gefangenen.
Aus Höhlen zischten Drachen; am Altar
Floß Menschenblut dem Wodan. Öde lag
Das Feld umher in trägem Sumpf und Moor.
Der armen Hütte ärmste Notdurft ward
Von hartgehaltnen Knechten arm bestellt. —

Da wagten aus entfernten Landen sich
Von Gott erweckte Männer in das Graun
Der alten Nacht, durchwanderten das Land,
Arm, einsam, unbekannt, verfolget. Da
Versuchte sich Beatus übern See;
Der ungestüme schwieg vor ihm. Er trat
Vor eines Drachen Kluft; der Drach' entfloh,
Und ließ die Höhle jetzt zur Wohnung ihm
Und seinem Freund' Achates. — Lucius,
Aus Königsstamm und jetzt ein Wanderer,
Zwang Auerstier' ins Joch; und Fridolin

7. Bekehrer Deutschlands in der Schweiz, in Schwaben und am Rhein. H — 31. Den Brienzer und Thuner See. Beatus hat den Namen St. Batt in der Volkssprache. H — 35. Lucius, der Sage nach ein brittischer Königssohn, Bekehrer der Graubündner. H Vgl. Müller I, 12 Anm. 332. WW. 17, 143. — 37. Fridolin, Bekehrer derer von Glarus und der Rheinanwohner. Zu Seckingen auf einer Insel des Rheins begraben. H Vgl. Müller I, 9 (Glaris) WW. 7, 143. 17, 72.

Bracht' aus der Gruft den Toten vor Gericht
Mit ihm zu zeugen.
Dann verschaffete
Der Orden Benedicts der Sonne Raum
Die Erde zu erwärmen. Wessen Hand
Hat diesen Fels durchbrochen? diesen Wald
Gelichtet? jenen seucheschwangren Pfuhl
Umdämmt, und ausgehackt die Wurzel-Knoten
Der ew'gen Eichen? Wer hat dieses Moor
Zum Garten umgeschaffen, daß in ihm
Italien und Hellas, Asien
Und Afrika jetzt blühet? War es nicht
Gottsel'ger Mönche emsig-harte Hand?

Und wie den Boden, so durchpflügeten
Sie wildre Menschenseelen. Manchen Ur
Belegt' ein Heil'ger mit dem sanften Joch
Des Glaubens. Mancher Drache flog, besprochen
Vom mächt'gen Wort, lautzischend in die Luft
Zur Ruh der ganzen Gegend. Leo ging
Dem Attila und manchem Giselaar,
Und Gibich, Godemar und Gunthar ging
Ein Bischof fromm entgegen, sprach mit ihm
So lange, bis der Dämon von ihm floh;
Die freche, starre Geißel Gottes ward
Ums heil'ge Kreuz gewunden. Billigkeit
Und Milde trat im schlichten Mönchsgewand',
Im Waldeskittel, wie im Priesterschmuck
Hin vor den Thron, und ins Gewühl der Schlacht,
Trat zwischen die Zweikämpfer, in den Rat
Der Ritter, und ins Haus- und Brautgemach,
Versöhnend, schlichtend, sanftverständigend.

38 f. den Toten, Urso, gegen dessen Bruder Landulf wegen der Schenkung des Alpenthals am Ursprung der Limmat. — 51 ff. Vgl. S. 251, 30 ff. — 56 Attila, der Hunnen König. Leo I. ging ihm in die Lombardei entgegen und rettete Rom. Giselaar, Gibich u. f. sind Könige der Allemannen und Burgunder [vielmehr der letzteren. Müller gedenkt ihrer I, 7 Anm. 17. WW. 17, 39 nach der Lex Burgundionum]. H — 57 ff. Wahrscheinlich schwebt Herder hier Müllers Erzählung von der Bekehrung Gonthahars durch einen alten Bischof vor, der „sieben Tage zu den Burgundionen redete, bis Gonthahar und sein Heer den Göttern abgesagt und von ihm die Taufe nahm" (I, 7. WW. 7, 76 f.), und die Gesandtschaft der zwei Bischöfe bei Gondebald und der Erfolg des Epiphanius (I, 8, a. a. O. 96).

Dem Knecht entfiel die Kette. Menschenkauf
Und Menschendiebstahl traf des Bannes Fluch. —
Wie Tempel und Altar, so ward auch Herd
Und Eh befriediget. Gedrückte wallten
Zur Stätte des Erbarmens. Hungernde,
Verfolgte, Kranke flohn zum heil'gen Raum,
Erflehend Gottes Frieden, der am Bett
Der Sterbenden, in Aufruhr, Pest und Not,
Erquickte, linderte, beruhigte.

Wes ist der Erdenraum? Des Fleißigen.
Wes ist die Herrschaft? Des Verständigen.
Wes sei die Macht? Wir wünschen alle, nur
Des Gütigen, des Milden. Rach' und Wut
Verzehrt sich selber. Der Friedselige
Bleibt und errettet. Nur der Weisere
Soll unser Vormund sein. Die Kette ziemt
Den Menschen nicht und minder noch das Schwert.
Der Allemannen Sitten und Gespräch
Sind nicht die besten Sitten. Das Gespräch
Von Bärenbraten, Auerochsenjagd
Und Weiberjagd und Mär' und Hunden — Doch
Genug, o Muse, lieber sage mir
Von Columban und Gallus, was du weißt.

*
*   *

Verklungen war die Harfe Ossians
Im fernen West', auf jenen Eilanden
Des sanften Galenstammes: Fingal lag
Im Grab' und schwebte nur in Wolken noch.

Was tönet jetzt aus neuen Wölbungen
Dort für ein andrer Klang? Nicht Ossians
Gesänge mehr; sie singen Davids Psalmen
Im feierlichen düstern Jubelchor.

88. Mär', d. i. Mären, vgl. zum Cid 813. Möglich daß, wie Düntzer will, bei 85 bis 88 vorschwebt, was Müller I, 9 (WW. 7, 136) über das Gesetzbuch der Allemannen sagt. — 90. Gallus heißt ein Gale. Columban und seine Gefährten waren nicht von Fingals Stamm, aber edle Schotten (Scoten) aus Erin (Nord-Irland) gebürtig. Der erste Zug Columbans war in die Hebriden (die westlichen Inseln bei Schottland). Auf Hy oder Jona war ein Chorherrnstift errichtet, nach einer morgenländischen Regel. Von da begaben sich viele nach Bangor, einem berühmten Kloster in Wales; von da in die mittäglichen Länder. S. Müllers Geschichte der Schweiz, T. I. S. 158. 205 u. f. [Sämtl. W. 7, 138. 174 ff.] H

Der Strom der Zeiten ändert seinen Lauf,
Und bleibt derselbe. Die zu Schlachten einst,
Zu Rettungen auf ferne Küsten zogen,
Errettend ziehn sie jetzt zu stillen Siegen aus.

„Laß mich, o heil'ger Vater, (also sprach
Zu Comogellus Columban) laß mich
Mit meinen zwölf Gefährten über Meer
Und Land hinziehen, zu besänftigen die Welt.“

Er zog mit seinen Freunden über Land
Und Meer, bis er des Frankenkönigs Herz
Gewann. „Erwähle dir, sprach Siegbert,
In meinem Reich zu wohnen, wo du willst.“

In einer Wüste des vogesischen
Gebirges fanden sie ein warmes Bad.
Sie bauten sich in alten Mauern an,
Hier Menschen zu erquicken Leib und Geist.

Und viele Kranke walleten zu ihnen;
An Leib und Geist geneset kehrten sie
Zurück. Auch der Burgunderkönig kam
Und bat den heil'gen Mann um Lehr' und Rat.

„Thu deinen Aussatz von dir, König! sprach
Sankt Columban, und nimm ein ehlich Weib,
Zur Ehre dir und deinem Land' und Stamm;
Von deiner Unzucht wasch', o König, dich.“

Brunhilde, Königs Mutter, hörte das;
Herrschsüchtig scheut sie eine Königin,
Und haßte Columban. Er ward verbannt
Aus seiner Zelle und aus Siegberts Reich.

Jedoch die Meeresflut empörte sich,
Und bracht' ihn wieder an den Strand. Er ging
Mit seinen Freunden bis zur Limmat hin,
Gen Arbon und hinüber nach Bregenz.

104. Comogellus, seinem Abt. Vgl. zum folgenden Müller I, 9 (WW. 7, 193 ff.)

Sie lehrten unermüdet, litten viel
Vom wilden Volk; (noch lehrt uns Columban
In seinen Schriften) bis er, ausgestoßen,
Die Alp' hinüber ging zur Lombardei.

Zu Füßen fiel ihm Gallus: „Laß mich hier
Zurück, den Sterbend-Kranken." — Columban,
Unwillig zwar, jedoch mitleidend ließ
Ihm Magnoald und Dietrich auch zurück.

Erhebe dich, Gesang, vom Bodensee
Zu jenen schönen Höhen, die uns einst
In heil'gen Zellen das Verlorene
Bewahrten, das noch jetzt die Welt belehrt.

„In jenem Walde dort, ob dieser Burg,
Dort wo die Steinach aus dem Felsen springt,
Sprach Hildebald, ist eine Ebene;
Dahinten steigen Berge hoch empor.

Nur ist Gefahr an diesem wilden Ort:
Denn Wolf und Bär kommt sich zu laben da!" —
„Ist Gott mit uns, was thut uns Wolf und Bär?
Sprach Gallus, morgen, Brüder, ziehn wir hin!

Und keine Speise kommt mir in den Mund,
Bis ich die Stätte meiner Rast erseh!"
So sprach der achtzigjähr'ge Greis und zog,
Besah das Land umher und betete.

Er pflanzte einen Haselstecken statt
Des Kreuzes hin, und lebte wirksam dort
Mit seinen Brüdern Mang und Dietrich, trieb
Die Teufel heulend aus der Wüstenei.

132 f. In der Anm. 163 zu I, 9 (WW. 17, 69) redet Müller von seinem Lehrvortrag und führt einige Sprüche an, dann fährt er fort „Die Welt lehrte er so; dem Kloster gab Columban ganz spartanische Regeln". — 143 ff. „Zu Arbon aber vernahm Gall von dem Diaconus Hiltibald, der auch Jäger war: 'in dem Wald ob dieser Burg an dem Flüßchen Steinach und Nigrach, an dem Fuß zweier Hügel sei eine kleine Ebene; von da steigen Berge hinter einander höher und höher, endlich zu Schneegebirgen empor; aus den Flüßchen und einigen Brunnquellen laben sich Bären, Wölfe, wilde Schweine'." Müller a. a. O. 141. — 157. Mang, Magnoald.

Er segnete den Bär und Wolf hinweg;
Die Schlange floh; er baute seine Zell'
Ins Nest der Schlangen, und die Ebne ward
Ein Garten, fischreich, fruchtreich, segensvoll.

Hier lebte Gall, verschmähend allen Reiz
Der Kirchenehren, wirkend weit umher
Mit Hilf' und Trost; es flohen vor ihm Leid
Und Krankheit, Leibes und der Seelen Schmerz.

Die schöne Wüste schenkt der König ihm;
Dann bauet' er mit seinen Freunden dort
Ein Tempelhaus; der Heilige entschlief,
In Freundes Arm, ein fünf und neunzigjähr'ger Greis.

In seiner Zelle folgt' ihm Mang, sein Freund.
Nach funfzig Jahren stand ein Kloster hier
Und eine Bücherei. Mit Danke nenn'
Ich Ottmar, Waldo, Gottbert, Hartmuth, Grimmwald,
Der Bücher, Armen, und der Schulen Väter.

Wer an Valerius und Cicero,
Lucrez und Silius, Quintilian,
Sallust und Ammian, Manilius
Und Columella sich erfreut; der sage
Sankt Gall und Mang und allen Schotten Dank,
Die scotice mit altem Bardenfleiß,
Die Bücher schrieben und bewahreten.
Es lebe Benedictus und Sankt Maur,
Und wer uns je was Schönes aufbewahrt.

*
* *

171. „Mang sein Freund folgte ihm in seiner Zelle" Müller a. a. O. 142. Zum fg. 172—184 vgl. oben S. 252, 9—15. — 174. Ottmars („Othmeyer") des ersten Abts gedenkt Müller (143) als Gründer einer Schule, „in welcher die von den Scoten angeerbte Kenntnis und Liebe der Gelehrsamkeit lang bewundernswürdig unterhalten wurde". Die andern Namen fand Herder bei Müller in Kap. 11 (St. Gallen) a. a. O. 177, „Waldo, Gotzbert und Hartmuth, Äbte zu St. Gallen" als „Stifter der Bücherei" und „Abt Grimwald", heißt es, „Vater der Armen stiftete frohe Schulen". Auch einige der 176 ff. genannten Autoren erwähnt Müller. — 181. „Solche Handschriften des Klosters wurden auf dem Titel durch die Worte unterschieden *Scotice scripti*, weil sie von den scotischen Mönchen oder nach ihren Exemplaren abgeschrieben worden (wir sahen sie)." Müller Anm. 181 zu der oben (zu 174) citerten Stelle I, 9 (143) WW. 17, 71. — 183. St. Maur, die Benediktiner-Kongregation vom h. Maurus in Frankreich ragt hervor durch eine Reihe bedeutender Gelehrter und wissenschaftlicher Leistungen.

Der Helden Fußtritt ist mit Blut gefärbt;
Bekehrungskolonien gehen oft
In Staatslist über. Gute Galen, euch,
Die bis gen Lappland, bis zur Lombardei
Die Völker lehrten, Bücher sicherten,
Nachkommen euch des Menschlichsten der Helden,
Des Menschlichsten der Sänger Ruhm und Dank!

(14.) Christenfreude.

Bruder Leo und Franciscus gingen
In den Pflichten ihres strengen Ordens
Über das Gebirge. Schneidend wehte,
Um und um sie, Hauch des kalten Winters.
Und ihr Ordenskleid war kahl; die Kutte
Deckt ihr nacktes Haupt nur dünn' und kärglich.
„Bruder Leo, rief Franciscus, höre!
Stehe still!
Wenn hinter uns die Menge
Auf uns winket: 'siehe da die Säulen
Aller Christenheit! der Erden Sterne!' —
Und der Ruf uns gegen Ost und Abend,
Nord und Süd auf seinen Flügeln träget,
Daß, wohin wir kommen, Städt' und Dörfer
Helle Haufen uns entgegen senden,
Die uns grüßen, uns Erquickung reichen,
Knieend unsern Segen sich erflehen,

188 f. „Kein Land war wie die britischen Inseln, deren Einwohner von Lappland bis in die Lombardei kühn und standhaft alles durchzogen und . . . mit Missionen erfüllten; . . . . kaum irgendwo wurden die Alten länger verwahrt" Müller I, 9 a. a. O. 143. — 191. Fingal und Ossian. H — Christenfreude. Zerstr. Bl. VI, 342—348. Ältere Fassung in J. K. Pfenningers Christlichem Magazin III (1780), St. 1, S. 240—243 (a), wiederholt mit Verbesserung der verhältnismäßig nicht wenigen Druckfehler und den „Varianten der ersten im Nachlaß erhaltenen Niederschrift" (H) von Redlich in Suphans Ausgabe 28, 207—213. Die Übereinstimmung von a und H bezeichne ich in der fg. Variantenauswahl mit A, ohne Rücksicht auf die bereits von R. gebesserten Druckfehler in a. — Hauptquelle ist Gazaeus (S. 285: D. Franciscus docet Fr. Leonem quae sit vera religiosi hilaritas). Eine Erzählung von einem Gespräch des h. Franciscus mit seinem Beichtiger, Bruder Leo, auf dem Wege von Perugia zur Ordensversammlung in Assisi, welcher der bei Gazaeus und darnach auch in A noch fehlende Schluß (V. 95—112) z. T. bis zu fast wörtlichem Anklang entspricht, hat Düntzer nachgewiesen in den Actis SS. (4. Octob. Analecta I, 144 aus L. Wadding Annales Minorum z. J. 1219, III, ed. 2, Vol. I, Romae 1731, p. 285).

Und darüber unser Herz frohlockte —
Bruder Leo, das ist nicht die Freude,
Echte, wahre Christenfreude nicht.“

Weiter gingen sie; der Hauch des Winters
Wehete gelinder, und Franciscus
Redet fort: „Wenn vor dem hohen Pulte
Des berühmtesten, des vollsten Tempels
Zehentausend um uns stehn und horchen
Auf die Sprüche unsrer Weisheit, saugen
Durstend ein den Odem unsrer Lippe;
Wenn wir Herzen spalten, führen Seelen,
Tausend Seelen im Triumph gefangen,
Daß, berauschet auf des Wohllauts Strömen,
Jedes Ohr dahinschwimmt, und die Augen
Süße Bäche weinen; Seufzer steigen
Zu uns auf, ein süßer, süßer Weihrauch —
Und uns dann der Busen voller schläget,
Unser Mund frohlockender ertönet —
Bruder Leo, das ist nicht die Freude,
Echte, wahre Christenfreude nicht.“

Als sie weiter kamen, in die schöne
Reichbewohnte Ebne, sprach Franciscus:
„Wüßten wir die Sprachen aller Völker,
Die Geheimnisse in Erd' und Himmel,
Kenneten den Weg der Vögel, Fische,
Tier' und Menschen, selber auch der Sterne;
Bruder Leo wüßte jede Zukunft,
Die auch, die sein könnend doch nicht sein wird —
Und wir aller Menschenherzen Tiefen,
Jeden Abgrund der Gewissen sähen,
Und sie wie Allmächtige beherrschten,
Wenn darüber unser Herz frohlockte —“

20. 21. Und sie giengen weiter, u. Fr. A. — 37. 38 fehlen und ohne Absatz gleich 39: Wenn wir Sp. w. A. — 41—44. Und den Weg der Vögel, Fische, Sterne, Selbst der Engel Mundart (Sprache H). Und Franciscus Das Vergangne wüßte, Bruder Leo Alle Zukunft kennte, auch die Zukunft Die seyn könnte, aber nimmer seyn wird, (Die nicht seyn wird, doch vielleicht wohl seyn kann H) A. — 45. Menschen Herzen-Hölen A. — 46. Alle Tiefen A. — forschten H. — 47—51. Und Franciscus nun und Bruder Leo Deß im stillen (Nur mit Einem H) Selbstgefühl sich freuten: Bruder Leo, das ist nicht die Freude, Aechte, wahre Christen-Freude nicht. Wenig Schritte weiter und Franciscus Stehet still: wenn Gott uns Wunder gäbe A.

Indes hatte sich das Volk in Haufen
Schon gesammlet und begehrte Wunder.
„Bruder, wenn uns Gott nun Wunder gäbe,
Wunder, selbst den Satan zu entwaffnen,
Kräfte, diesem Tauben, jenem Stummen,
Blinden, Lahmen, Ohr und Zung' und Auge,
Hand und Fuß zu geben; der verwesten
Menschen-Asche neue Lebensfunken —"

Leo fiel ihm ein: „O guter Vater,
Warum sprichst du also? Öffne lieber,
Öffne mir der wahren Freude Quell."

Sprach Franciscus: „Als vor jener Hütte,
Der wir Segen brachten, uns der Pförtner
Halbgesehn, die Pforte kaum eröffnet,
Drohend fortwies, und uns heil'ge Lügner
Uns Verräter schalt und schloß die Thür zu —
Wenn wir da, als hätt' er uns mit warmem
Mildem Bad' erquickt, den Gruß annahmen,
Und uns freuten und in Windes Pfeifen
Auf dem harten Stein, auf jenem Berge
Ruheten, als lägen wir auf Rosen,
Und der Schnee uns wie mit Rosen deckte;
Wir besprachen uns, wie wir dem Feinde
Wohlthun könnten, ihn mit Segen lohnen —
Bruder Leo, war uns das nicht Freude?"
„Himmelsfreude war es, o Franciscus."

„Jener Jünger, den als Kind wir liebten,
Dieser Freund, dem wir das Herz vertrauten,
Jener Fremdling, dem wir Gut und Leben,
Glück und Wohlsein gaben, wenn der eine
Bitter uns nun hasset, und der andre

Nach 56. Und darüber unser Herz frolockte — A. — 60 kein Absatz A. — wenn v. einer H. A. — 61. bringen A. — 62. in ( ) Thüren halb erö. A. — 63. Scheltend fortstößt A — und bis 64. Verräther] auf uns Flüche regnet, Ins Gesicht uns speit, und Landesstreicher, Buben, Tagediebe, heilge Lügner Und Verräther H. — nennt A. — schließt A. 65. da] denn A. — 66. annehmen A. — 67. freun u. unter A. — 68. St. im kalten Eise A. — 69—74. Ruhn, als ob w. sanft a. R. l. U. m. R., wie mit Sch. uns deckten Und ersännen, wie wir ihm nun wohlthun, Ihn mit ewgem Segen lohnen wollten — Bruder Leo, das ist wahre Freude Aechte, wahre Christen-Freude das! A.

Das Geheimnis unsres Herzens ausstößt,
Vollgemischt mit Lügen, und der dritte
Ins Gesicht uns speit und schlägt uns blutig,
Schneidet uns mit Waffen unsrer Güte
Tief ins Herz, daß unsrer Eigenliebe
Feinster Nerv erbebt, und alle Buben
Über uns frohlocken; und wir dennoch
Unsre Güte nicht bereuen, fröhlich
Uns zu neuer größrer Güte rüsten,
Und uns in den Spott als Purpur kleiden,
In die Dornenkron', als wär' es Lorbeer,
Den Verräter mit dem Kuß der Liebe
Segnen, und uns freun der Ehren Christus –
Bruder Leo, das ist Christenfreude!"
„Himmelsfreude, sprach er, o Franciscus."

„Sieh, wir gehen jetzt in die Versammlung
Unsrer Brüder, wohin sie mich luden,
Daß ich ihnen meinen Rat erteile.
Wenn ich rede, was das Herz mir eingiebt,
Und sie alle wider mich dann aufstehn,
Rufend: 'Nein! wir wollen nicht, daß dieser,
Ein Unwissender, ein Unerfahrner,
Über uns gebiet'!' und mit Verachtung,
Hassend mich aus ihrer Mitte stoßen,
Und vor aller Welt mich schmähn und lästern; —
Wenn ich dann nicht, als ob sie mit hohen
Ehren mich empfingen und lobpriesen,
Ihren Spott in höchster Ruh' ertrüge;
Heiter im Gemüt, mit frohem Antlitz,
Willig, ihnen jedes bittre Unrecht
Mit demüt'ger Liebe zu vergelten,
Bruder Leo; so bin ich des Ordens,
Den ich Christo stiftete, nicht würdig."

---

93. 94. wahre Freude Aechte, wahre Christen=Freude, das! A. — 95—112 fehlt A.

(15.) Die drei Blinden.

Drei Blinde traten einst vor einen Heiligen,
Und flehten ihn um ihr verlornes Licht
Der Augen an. „Erzählet mir zuerst,
Wie ihr's verloret!“ sprach der Heilige.

„Ich, (beichtete der erste,) nahm mir vor,
Ins Sonnenlicht zu schaun, bis seinen Glanz
Mein Aug' ertrüge; davon ward ich blind.“

„Ich, sprach der andre, machte den Versuch
An meinen Augen, ob aus ihnen nicht
Vielleicht das Licht entspräng'? und drückte sie
Und preßte sie so lange, bis ich erst
Sehr schöne Farben, und dann nichts mehr sah.“

„Ich, sprach der dritte, war (verzeihe mir!)
Ein Totenräuber. Einst in Mitternacht
Stieg in die Gruft ich mitten vorm Altar
Und plündert' einen reichen Toten. Da
Erwacht' er, richtete sich auf, und drückte
Mit beiden Händen mir die Augen ein.“

„Hinweg, du Bösewicht, antwortet' ihm
Der Bischof. Wem die kalte heil'ge Hand
Der Toten rächend seine Augen nahm;
Dem giebt die Ewigkeit sie nicht zurück.

Euch, beide Thoren, hat die Eitelkeit
Genug gestraft. Genes't und werdet klug.“

Und wandte sich zu seinen Lehrlingen:
„Der Sonnenschauer, wie der thörichte

Die drei Blinden. Zerstr. Bl. VI, 349—351. Aus Vitae patrum X, 77, wo drei Blinde einander die Ursache ihrer Erblindung erzählen; dort ist aber der erste ein Schiffer, der auf der Fahrt von Afrika, der zweite ein Glasmacher, der infolge der Hitze erblindet, und nur die Erzählung des dritten hat Herder kürzend aber in der Hauptsache unverändert herübergenommen. Zur Einkleidung (Beichte vor dem Bischof) könnte etwa die in den Vitae folgende Geschichte (X, 78) Veranlassung gegeben haben, wo gleichfalls ein Leichenräuber zum Abt Johannes kommt, bußfertig um Aufnahme ins Kloster bittend, und von ihm aufgefordert und bewogen wird ihm die Ursache seiner Reue zu beichten. Vgl. Einl. S. 239. — 1. Ich habe es ebenso wie Redlich verschmäht durch die Schreibung Heilgen den Vers mit Düntzer auf das Normalmaß von 5 Hebungen zu bringen: vgl. 13, 102. 106.

Empiriker belehren euch; doch dieser —
(Er wies auf den verworfnen Kritiker)
Ist schrecklich. Seinem eignen Vater grüb'
Er in der heil'gen Gruft die Augen aus,
Drum sind ihm bei Lebzeiten von der Hand,
Der kalten Hand der Toten (schaut ihn an!)
Die Augen tief und ewig eingedrückt."

(16.) Die Cicada.

In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten.

Nahe Sankt Franciscus kleiner Zelle
Stand ein Feigenbaum; und auf dem Baume
Sang am Morgen, frisch gestärkt vom Taue,
Lieblich die Cicada. Sankt Franciscus
Hört ihr zu an seinem kleinen Fenster,
Und verstand ihr Lied. „Hieher, o Schwester,
Rief er, komm hieher!" und winkt ihr freundlich.
„In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten."

Fröhlich sprang sie von dem Feigenbaume
Auf Franciscus Finger, neigte freundlich
Sich, den hocherhabnen Mann zu grüßen,
Der ihr rief; er grüßete sie wieder:
„Sing', o Schwester, wie du droben sangest,
Von des Höchsten Lobe du die Kleinste."

Alsobald, (sie fühlete mit Freuden
Und mit Stolz das heilige Katheder,
Wo sie stand und ihren hohen Hörer:)
Alsobald erhob in süßen Tönen

Die Cicada. Zerstr. Bl. VI, 352–355. Schon Ende Oktober 1780 schreibt H. an G. Müller, der in seinem Auftrage auch die ältere Fassung von 14 an Pfenninger geschickt: „Auch wollte ich die Legende St. Franciscus und die Grille für Pfenninger beilegen: leider aber ist sie auch nicht fertig, wie ich eben gewahr werde" und Redlich bemerkt (Suphans Ausg. 28, 559) dazu: „Der Anfang der Cicada findet sich in der That handschriftlich auf demselben Blatt, das die Christenfreude in ältester Fassung enthält." — Nach Gazaeus (S. 1. Cicada super sancti Francisci digitis Deum laudat).

Sich ihr zirpender Gesang. Es nahten
Alle ihre Schwestern, ihre Töchter,
Schnur und Schwieger; rings auf Bäum' und Sträuchen
Horchte schweigend jegliche Cicada.

Und sie sang. Die zarten Flügel schwingend,
Ihre kleinen Beine froh bewegend,
„Wer? wer gab mir diese leichten Füße,
Zierte sie mit schönen festen Knoten,
Schnell hinabzuspringen, leicht zu hüpfen
Rings von Baum zu Baum, von Zweig auf Zweige.
Augen gab er mir, kristallne Sphären,
Die sich wenden, vor= und rückwärts blicken,
Aufzuspähen alle meine Feinde,
Den gefräß'gen Specht und Spatz und Raben.
Flügel gab er mir, ein Gold=Gewebe,
Grün und blau, in Farben seines Himmels
Und in Farben meiner Bäume spielend.
Fröhlich schwing' ich sie, wie keine Lerche,
Keine Nachtigall die Flügel schwinget,
Koste Gottes Tau, den jeden Morgen
Mir, nur mir sein Finger niedertröpfelt,
Und erhebe meine Stimm' und singe
In des Wandrers Ohr den Ton der Schöpfung,
Und erfrische seinen Gang. Dem Landmann
Stimm' ich an das frohe Lied der Ernte.
'Reich, o Bruder, stehen unsre Felder;
Schön, o Schwester, dein' und meine Auen.
Singet mit mir dankbar und zufrieden:
Groß ist Gott im Kleinesten und Größten.'"

Rauher pries sie jetzt in wilden Tönen,
Wie auf Kräutern sie und über Blumen
Manchen Blum= und Krautverwüster aufspäht,
Ihn mit scharfen Nägeln faßt und festhält,
Und aussauget ihre Beute. —

„Schweige,
Sprach Franciscus, deine Stimme tönet

24. Bäum', vgl. zum Cid 813.

Rauh und heiser. Lerne von mir, Schwester,
Zeit ist jetzt zu singen, jetzt zu schweigen.
Fleuch empor, und preise mir in Zukunft
Gottes Lob, nicht deine eignen Thaten."
„Groß ist Gott, im Größesten und Kleinsten"
Jauchzten auf die horchenden Cicaden.

(17.) Die Orgel.

O sagt mir an, wer diesen Wunderbau,
Voll Stimmen alles Lebenden erfand?
Den Tempel, der, von Gottes Hauch beseelt,
Der tiefsten Wehmut herzerschütternde
Gewalt mit leisem Klageflötenton
Und Jubel, Zimbeln= und Schalmeienklang,
Mit Kriegsdrommetenhall und mit dem Ruf
Der siegenden Posaune kühn verband.

Vom leichten Hirtenrohre stieg der Schall
Zum Paukendonner und der weckenden
Gerichtsdrommet'. Es stürzen Gräber! Horch,
Die Toten regen sich! —
Wie schwebet jetzt
Der Ton auf aller Schöpfung Fittigen
Erwartend. Und die Lüfte rauschen. Hört,
Jehovah kommt! Er kommt! sein Donner ruft! = =

In sanftanwehendem beseelten Ton
Der Menschenstimme spricht der Gütige
Anjetzt; das bange Herz antwortet ihm. —
Bis alle Stimmen nun und Seelen sich
Zum Himmel heben, auf der Wolke ruhn —
Ein Halleluja! — Betet, betet an!

Apoll erfand die Zither, Majas Sohn
Bespannete die Lyra; Pan erfand
Die Flöte; wer war dieser mächtge Pan,
Der aller Schöpfung Atem hier vereint?

*
* *

Die Orgel. Zerstr. Bl. VI, 356—360.

Cäcilia, die edle Römerin,
Verschmähete der weichen Saite Klang,
In ihrem Herzen betend: „wäre mir
Gewährt, den Lobgesang zu hören, den
Die Knaben sangen in des Feuers Glut,
Das Lied der Schöpfung.“
Da berührt' ihr Ohr
Ein Engel, der ihr sichtbar oft erschien,
Der Betenden. Entzücket hörte sie
Das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn' und Mond
Und Licht und Finsternis, und Tag und Nacht,
Die Jahreszeiten, Winde, Frost und Sturm,
Und Tau und Regen, Reif und Eis und Schnee
Und Berg und Thal in ihrem Frühlingsschmuck,
Und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald,
Und alle Vögel in den Lüften, was
Auf Erden Odem hat, lobpries den Herrn,
Den Heiligen, den Gütigen.
Sie sank
Anbetend nieder: „Würd', o Engel, mir
Ein Nachhall dieses Liedes!“ —
Eilig ging
Er hin zum Künstler, den Bezaleels
Geweihter Geist belebte, gab ihm Maß
Und Zahl in seine Hand. Es stieg ein Bau
Der Harmonieen auf! Das Gloria
Der Engel tönt'; einmütig stimmete
Die Christenheit ihr hohes Credo an,
Der Seelen große Gottvereinigung.
Und als beim Sakrament das Heilige:
Er kommt! Gesegnet, der da kommt! erscholl,
Hernieder ließen sich die Seligen,

30. Die drei Jünglinge im Feuerofen, Daniel 3, 53 ff. — 32. Vgl. 26, 34 ff. — 34 ff. Vgl. Daniel 3, 57 ff. — 45. Bezaleels, des ersten der vom Herrn berufenen Werkmeister der Stiftshütte 2. Mos. 31, 2 ff. — 48. Gloria, 50. Credo und 53. Benedictus (qui venit in nomine Domini), Teile der Messe. „Alle Teile der sogenannten Messe, die auch der Lutheranismus nicht verworfen, sondern in seiner Liturgie nur auseinander gerückt hat, von der Anrufung des Geistes und dem Gloria an, bis zum Bekenntnis, dem Sanctus, Sanctus, dem Benedictus, dem Agnus Dei, dem Hallelujah sind Stimmen aus dem Chor Himmels und der Erde, zusammentönend im stillen Herzen des Menschen“ Herder, Adrastea III, 2, 344.

Und nahmen an — der Andacht Opfer. Erd'
Und Himmel ward Ein Chor: den Bösewicht
Erschüttert an des Tempels Pforte schon
Die Tuba, die den Tag des Zorns erklang. —

Mit allen Christenherzen freute sich
Cäcilia, genießend, was das Herz
Der Betenden verlanget, Einigung
Der Seel' und Herzen; Christvereinigung.

„Wie nenn' ich, sprach sie, den vielarmgen Strom,
Der uns ergreift, und in das weite Meer
Der Ewigkeiten träget?" „Nenne, sprach
Der Engel, es, was du dir wünschetest,
Organ des Geistes, der in allem schläft,
Der aller Völker Herzen reget, der
Anstimmen wird der ew'gen Schöpfung Lied,
Im reichsten Labyrinth die volleste
Vereinigung; der Andacht Organum."

(18.) Die Geschwister.

Im einsamen Hain auf grüner Wiese
Spielten oft am Mutter-Gottes-Bilde
Eine Schwester und ein Bruder. Unschuld
Spielete mit ihnen, Lieb' und Anmut.

Auch die Mutter saß am heil'gen Bilde
Oft; und süß erzählte sie den Kindern,
Wie das Jesuskind im Arm der Mutter
Gut einst war und gute Kinder liebte.
„Liebet es uns auch?" „Ja, wenn ihr gut seid;
Es hört alles, was ich zu euch sage."

Einst am Abend', als im schönsten Glanze
Unsrer Sonne die Geschwister beide
Sich erfreuten, sprach der rasche Knabe:

58. Die Tuba im Dies irae 3 („Furchtbar schallet die Trommete; Aus den Grüften aller Erde Zwingt sie Alles ins Gericht." Herders Übersetzung, Adrastea III, 2, 347). — 62. Seel', vgl. zum Cid 813. — 67. 71. ὄργανον, organum, mittellat. organa (Werkzeug), woraus unser Orgel (ahd. mhd. orgela, orgel neben organa, orgen) entstanden. — Die Geschwister, Zerstr. Bl. VI, 361—364.

„Wenn einmal das Kind, das uns auch liebet,
(Spricht die Mutter,) zu uns niederstiege.“
„Gerne gäb' ich ihm die schönsten Blumen,“
Sprach die Schwester. „Gerne, sprach der Bruder,
Gäb' ich ihm die allerschönsten Früchte.
Heil'ge Mutter, laß das Kind hernieder.“

Und die Mutter strafte sie mit Worten
Sanft belehrend. Aber ihr im Herzen
Blieb das Wort; und bald darauf im Traume
Sah sie sich die Mutter Gottes neigen,
Und das Kind mit ihren Kindern spielend.

Lieblich war der Traum. Der Himmelsknabe
Sprach: „Für eure schönen Frücht' und Blumen
Was soll ich euch geben? Du, o Bruder,
Spielest bald mit mir auf einer andern
Schönen Au, da will ich süße Früchte,
Wie du nie sie kostetest, dir schenken.
Dir, o Schwester, werd' ich wiederkommen,
Wenn du Braut bist, und den Kranz dir reichen.
Mutter wirst du sein von guten Kindern,
Gut wie du, und gut wie deine Mutter.“

Also träumte sie und wacht' erschrocken
Auf, und eilte zu dem Bilde betend:
„Kann es sein, so laß mir meinen Knaben,
Holdes Kind! Wo nicht, dein Will geschehe.“

Und in Kurzem ward der Traum erfüllet:
Denn der Knabe starb. Er sah im Sterben
(Also sagt er) einen Himmelsknaben
Kommen, und ihm süße Früchte reichen,
Und er koste schon die süßen Früchte.

Auch die Tochter wuchs und ward der Mutter
Ebenbild. Als am Altar sie kniete,
Eine Braut, erschien ihr im Gebete
Jenes Kind und kränzte sie mit Blumen.

Wie ihr dünkte, waren meistens schöne
Lilien und Rosen in dem Kranze,
Wenig dunkle Blumen: und ihr Leben
Ward des Kranzes Abbild, Lieb' und Unschuld.

(19.) Die ew'ge Weisheit.

Von allem Schönen wählt' Amandus sich
Das Schönste nur; und also kam er bald
Vom Tand' hinweg zur frohen Einsamkeit.
Dann sprach er oft, wenn er vom Weltgeräusch
Zurückkam in sich selbst: „o hättest du
Nicht Dies und Das gesehen und gehört,
So wäre jetzt dein Herz nicht so betrübt."

Einst zeigete sich ihm, was keine Zung'
Aussprechen kann. „Ist Das nicht Himmelreich
Und Wonne? sprach er. Alles Leiden mag
Die Freude nicht verdienen." —
Ihm erschien
Die Schönheit alles Schönen, in Gestalt
Der ew'gen Weisheit. Wie der Morgenstern
Trat sie hervor und ward zur Morgenröte,
Zur Morgensonne. Die Unsterblichkeit
War ihre Kron'; ihr Kleid die Anmut. Süß
Und huldreich sprach ihr Mund; und Sie, sie war
Der Freuden Freude, die Allgnugsamkeit.

Sie schien ihm nah und fern, von allem Hohen
Das Höchste, und von allem Innigen
Das Innigste, der Schöpfung Meisterin,
Die sie in zarter Milde streng regiert.
Mit süßester Gebärde sprach sie: „Sohn!
Gieb mir dein Herz."
„O drücke mir dich selbst,
Dich selbst ins Herz, daß jeder Busenschlag

Die ew'ge Weisheit. Zerstr. Bl. VI, 365—372.

Es heb' und mich erinnre, daß ich dich,
Nur dich in allem seh."

Sie ließ ihr Bild,
Berührend ihn, im Herzen ihm zurück.
So oft der Morgenstern erklang, erklang
Sein Hymnus: „Schaut! Der Schönen Schönste kommt!
Die Mutter aller Gnaden geht hervor
Vom Aufgang! Deiner hat mein Herz begehrt,
Auch schlummernd, o du Liebliche."

Er sprach's
Und küssete die Erde, redet' oft
Mit seinem Engel, der ihm sichtbar dann
In schöner himmlischer Gestalt erschien,
Und mit ihm freundlich von den Fügungen
Der ew'gen Weisheit sprach. „Willst du dich selbst
Erblicken, sagt' er einst, schau her!" — Er sah:
Ein Jüngling lag im Arm der Liebenden,
Die er im Herzen trug. Wie seligfroh
Erkannt' er sie! Es tönten himmlische
Gesänge um ihn her: „Der Weisheit Lust
Ist an den Menschenkindern! Je und je
Hab' ich geliebet dich und zog zu mir
Aus Liebe dich und will dich zu mir ziehn!"

„Wie du uns gerne höreſt, sprach zu ihm
Sein Engel, hören wir auch gerne dich,
Zumal wenn du mit freudigem Gemüt
In Schmerzen auch die ew'ge Weisheit singst."
Er sang; es ward ein Jubel um ihn her;
Ein Chor der Seligen umringt' ihn. Seelen,
Die er gekannt und nicht gekannt, umfingen
Ihn liebend, und erzählten traulich ihm
Ihr Wohl und Weh; wie aus der Bitterkeit
Die Weisheit ihnen stets das Süßeste
Bereitet. Seine Mutter kam zu ihm,
Sein Vater, (jetzt Gestalten jener Welt)
Und sprachen ihm von ihrer Prüfungen
Belohnung. Und sein Antlitz glänzte. Oft

Sah man es glänzen, wenn er betete,
Und vorm Altar: „Aufwärts die Herzen!“ sang.

In solchen Süßigkeiten schwamm Amandus,
Sein Herz bewahrend, strenge gegen sich,
Und überstrenge. Da erschien ihm einst
Sein Engel wieder: „Glaubst du, sprach er sanft
Zum Schlummernden, indem du deinen Leib
Mit Büßungen belegest, dieses sei
Das schwerste Leiden? Leiden andrer Art
Erwarten dich. Schau her! Ich bringe dir,
Dem zarten Knaben, Ritterkleider. Rüste
Dich tapfer. Wenn du selbst dich peinigtest,
So höretest du, wenn du wolltest, auf.
Dich werden andre peinigen, und nicht
Aufhören, wenn du wünschest. Bis hieher
Empfand im Schmerz dein innerstes Gemüt
Geheime Süßigkeit. Wenn aber du
Im tiefsten Schmerze Rat und Hilf' und Trost
Bei Menschen suchest und nicht findest; Freund
Und Feind verfolgen dich; und wer dich schützt,
Wird selbst verfolget; wenn im Innern dann
Dich auch dein Gott verläßt; dann spricht zu dir
Die ew'ge Weisheit: 'Sohn, gieb mir dein Herz!'
Auf diesen Dornen blüht allein der Kranz,
Den deine Königin von dir verlangt.“

Voll Schrecken fuhr der Jüngling auf; und bald
Ward seines Engels Red' erfüllet. Schmach
Und Hohn, Verachtung, Kränkung jeder Art,
Verleumdungen und Haß und Neid und Wunden
Am zartsten Herzen trafen ihn. Er sah
Kein Ende mehr, und lernt' im Leiden nur
Noch mehr zu leiden. Hilf und Rat und Trost
Bei Menschen war verschwunden. Wer ihm half,
Ward auch verfolget, und zuletzt gebrach

62. Sursum corda. H [In der Messe zwischen den orationes secretae und der praefatio mit dem Sanctus.]

Das Letzte ihm, sein innrer Trost.
Da sprach er:
„Sein Will geschehe!“ und gab sich zur Ruh.

Und plötzlich stand vor ihm die Schönste da,
Sanftglänzender, als er sie je gesehn.
Sie flocht aus vielen Rosen einen Kranz
Für ihn, und er erkannt' in jeder Rose
Den Dorn, auf welchem sie entsprossen war.
„Nimm, sprach sie, ihn; er ist der deinige.
Jetzt ist mein Bild in deinem Herzen: du
Gewannest selbst es dir, bewahr' es treu.
Ihr Menschenherzen traut! Von allem Schönen
Die schönste Weisheit wird durch Prüfung nur.“

Sie sprach es, und ein sanfter Abendglanz
Umfloß Amandus Haupt. All seine Feinde,
In Träumen kamen die Verstorbnen selbst,
Und flehten um Verzeihung und Gebet.
Und seinen Freunden war der vielgeprüfte
Amandus doppelt wert. Jungfraun und Fraun,
(Er ehrete in ihrer Tugend stets
Der Mutter Gottes Gnad' und Zucht und Huld)
Sie ehreten in ihm der Weisheit Sohn.

(20.) Der Friedensstifter.

Dreimal war der kühne Karl geschlagen,
Und die Macht Burgunds im Blut erlegen;
Granſee, Murten, Nanſen zeugten ewig,
Was der Tapfre über ungerechten
Stolz vermag; als sich die böse Zwietracht

Der Friedensstifter. Zerstr. Bl. VI, 373–378. Der Stoff dieser Legende war Herder bereits 1773 näher gebracht worden durch Lavaters Lied „Nikolaus von der Flüe“, das ihm bereits im Oktober d. J. vorlag (Aus H.s Nachlaß II, 64). Aber „von einer früheren Bearbeitung der Geschichte von Bruder N. v. d. F.“ ist in H.s Nachlaß „nichts erhalten“ (Redlich 559 f.) und ein näherer Zusammenhang zwischen Lavaters Gedicht, das zuerst in der 4. Ausg. der Schweizerlieder (1774) erschienen sein soll (mir liegt nur der Abdruck in der Etui-Bibliothek vor), und der vorliegenden Fassung der Herderschen Legende, die „wie die Form und die erhaltene Handschrift zeigt, erst in das Jahr 1796 gehört“ Redlich a. a. O.), besteht nicht. Herder schöpfte wahrscheinlich aus der Lebensbeschreibung des Jesuiten Hugo von Luzern (Acta SS. 22. März).

Auch ins Herz der Tapfern schlich. Sie zankten
Lieblos um des Sieges reiche Beute.
Fast schon teilte sich der Eidgenossen
Bündnis. Denn mit Frankreichs Gelde waren
Frankreichs Sitten in das Land gekommen,
Üppigkeit und Pracht. Dem Schweizerbunde
Drohete Auflösung. Da, am letzten
Friedenstag' zu Stanz in Unterwalden
Trat ein alter Mann in die Versammlung.

Grad und hoch: sein Auge blitzte Schrecken,
Doch gemischt mit Gütigkeit und Anmut.
Lang sein Bart, von wenig schlichten Haaren,
Zweigespalten; auf dem braunen Antlitz
Glänzt' ein Himmlisches. Gebietend stand er
Dürr und hager da, und sprach anmutig,
Männlich-langsam:
„Liebe Eidgenossen,
Lasset nicht, daß Haß und Neid und Mißgunst
Unter euch aufkommen; oder aus ist
Euer Regiment! — Auch zieht den Zaun nicht
Gar zu weit hinaus, damit ihr eures
Teurerworbnen Friedens lang genießet.
Eidgenossen, werdet nicht verbunden
Fremder Herrschaft, euch mit fremden Sorgen
Zu beladen und mit fremden Sitten.
Werdet nicht des Vaterlands Verkäufer
Zu unredlich-eignem Nutz. Beschirmet
Euch und nehmt Banditen, Landesläufer,
Nicht zu Bürgern auf und Landesleuten. —
Ohne schwere Ursach' überfallet
Niemand mit Gewalt; doch angefallen,
Streitet kühn. Und habet Gott vor Augen
Im Gericht, und ehret eure Priester.
Folget ihrer Lehre, wenn sie selbst auch
Ihr nicht folgen. Helles frisches Wasser

15—21. Vgl. die Schilderung bei Hugo 102. 103 (nach Molitor und Stumpf). — 21—42. Vgl. die z. T. wörtlich stimmenden Ermahnungen, welche N. den ihn um Rat fragenden Schweizern bei Hugo 42 giebt.

Trinket man, die Röhre sei von Silber
Oder Holz. — Und bleibet treu dem Glauben
Eurer Väter! Zeiten werden kommen,
Harte Zeiten, voll von List und Aufruhr.
Hütet euch, und stehet treu zusammen,
Treu dem Pfad' und Fußtapf' unsrer Väter.
Alsdann werdet ihr bestehn! kein Anstoß
Wird euch fällen und kein Sturm erschüttern.
Seid nicht stolz, ihr alten Orte. Nehmet
Solothurn und Freiburg auf zu Brüdern:
Denn das wird euch nützen." — Also sprach er,
Neigte sich, und ging aus der Versammlung.

Alle, die den heil'gen Mann erkannten,
Hörten in ihm eines Engels Stimme:
Bruder Claus war es von Unterwalden,
Der an seiner einsamen Kapelle
Ohne Speis' und Trank (so spricht die Sage)
Zwanzig Jahr gelebt. Dem Kind' und Jüngling
War am Himmel oft ein Stern erschienen,
Der sein Herz ins Innre zog. Er hatte
Jederzeit, auch emsig in Geschäften,
Stille Einkehr in sich selbst geliebet,
Zehen Söhn' und Töchter auferzogen,
Auch in Kriegeszügen seinem Lande
Treu geholfen; bis die Welt zu enge
Für ihn ward. Er nahm von Weib und Kindern
Liebreich Abschied, und mit ihrem Segen
Ging er zur Einöde. Vielen Pilgern,
Die ihn suchten, gab er Rat und Hilfe.
Manchen Sturm der Seele, manche Unruh
Senkete ein Wort von ihm zur Ruhe.

41—47. Vgl. Hugo (über den Stanzer Tag) 57. — 48—50. Hugo 56. — 57—59. Vgl. Hugo 6 vidit enim, ut ipse testatus est, in utero materno caelum suis luminibus pulchro ordine distinctum: vidit inter cetera sidera unum augustius et longe illustrius quam cetera cuius sese radii per totum late orbem quaquaversum diffundebant, quod idem subinde saepius, aut certe simile, in eremo oculis suis objectum apparuisse asseverabat. — 64 f. Vgl. Hugo 23 Et iam Nicolao mundus omniaque mundana ita prorsus eviluerant . . . . . ut nimis angustum sibi totius orbis ambitum ad habitandum censeret . . .

Denn er war von starkem Herzen; mächtig-
Frei, und floh wie Pest die Landsverderber.
Oft weissaget' er, und wußt' der Seelen
Innerstes Geheimnis. Seines Lebens
Täglicher und hocheinfält'ger Spruch war:
„Nimm, o Gott, mich mir; und gieb mich ganz dir."

Der war Bruder Claus. Die Bundsversammlung
Folgte seinem Rat; einmütig wurden
Aufgenommen Solothurn und Freiburg;
Und so manche Ratsversammlung wünschte
Bruder Claus zu sich von Unterwalden,
Mit der Bärentappe, die der Engel,
Falls er in den Himmel kommen wollte,
Ihm zum führenden Panier gegeben.

(21.) Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug: „Wo ist Don Alonso?
Riefen sie; (Er war des Schiffes Priester.)

„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde)
Meine Pflicht beginnt; die eure endet."

74—76. Hugo 103 (nach Stumpf): Precatio eius potissima fuito: Domine accipe me mihi et da me totum tibi. — 82 ff. Anspielung auf die Weissagung, der zufolge er 70 Jahre alt sterben und geleitet von vielen andern, die sein Beispiel nachgezogen, in den Himmel aufgenommen werden würde: diesen solle er das Banner mit der Bärentatze als Symbol der Ausdauer und Stärke vortragen (eos tu, veluti magni exercitus signifer in aeternitate illa duces, vexillum praeferens, quod ursini pedis pictura, veluti perseverantiae tuae ac roboris symbolum, notabit) Hugo 21. — Der Schiffbruch. Zerstr. Bl. VI, 379—380. „Er [Graf Wilhelm] las einst in der Zeitung die Geschichte des portugiesischen Priesters, der, als man ihn unter den ersten von dem gescheiterten Schiffe retten wollte, es abschlug: „weil jetzt seine Pflicht angehe;" solche heroische Züge hatten einen großen Reiz für ihn; selbst eine Zeichnung entwarf er von diesem, und Herder beschrieb sie poetisch." Karoline Herder, Erinnerungen I, 260. Die hier erwähnte ältere Fassung aus der Bückeburger Zeit („um 1774") ist handschriftlich erhalten und abgedruckt in Suphans Ausg. 28, 228 f.; sie ist in fünffüßigen ausnahmslos stumpfen Jamben abgefaßt und im Wortlaut von der späteren Bearbeitung gänzlich verschieden: erst in dieser findet sich der Name des Priesters und die Gegenüberstellung mit Cato (13 ff.). — Inhaltlich vergleichbar ist die kleine Erzählung „Magellan", Gedichte I, 283 (206).

Und er eilt' hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

*
* *

Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß;
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer ersinket?

(22.) Sankt Johannes.

Willt du lang' was treiben, treib's nicht immer:
Sonst ersinket deine matte Seele:
Ruh und Arbeit wechsle, daß die Arbeit
Neu dir sei und deine Seel' erquicke.

Sankt Johannes, nun im hohen Alter,
Lebete zu Ephesus, und ruhte
Nach und zwischen seines Amts Beschwerden.
Um ihn spielete ein zahmes Rebhuhn,
Dem er täglich Trank und Speise reichte,
Das in seinem Schoße schlief: er streichelt
Freundlich sein Gefieder, redet mit ihm
Und es horcht ihm, zwitschert Dank ihm freundlich.

Einst tritt aus dem Wald' ein fremder Jäger
Blutig ihm vors Antlitz. Um die Schulter
Hing sein Köcher, an dem Arme hing ihm
Der entspannte Bogen. Lange wünscht' er
Diesen Heiligen zu sehn, und sah ihn —

Sankt Johannes. Der Teutsche Merkur 1782, I, 9—10 unter d. T. „S. J. Eine Legende", unterzeichnet mit J. Eine jüngere Bearbeitung von 1796, handschriftlich auf einem Blatt mit den Rosen (S. 247) und dem Teufelchen (Nr. 27 b) erhalten, teilt Redlich, der diese Legende zuerst in die Werke aufnahm, in Suphans Ausg. 28, 229 ff. mit (vgl. 560). In dieser ist der Vorgang auf den h. Antonius übertragen, den der Jäger, statt mit einem zahmen Rebhuhn, mit seinen Brüdern scherzend trifft. Quelle der älteren Fassung ist Gazaeus (S. 4. B. Joannes Evangelista post graviora negotia cum perdice cicure animum relaxat). Für die jüngere ist auf die Leg. aur. XXXI, 3 zu verweisen.

Spielend mit dem Rebhuhn.
Hochverwundert
Stand er vor ihm, rief unwillig endlich:
Heiliger Johannes! Fern gekommen
Einen Göttlichen zu sehen, seh ich
Einen Menschen, der die Zeit vertändelt.

Und der Greis antwortet' ihm so milde:
„Guter Fremdling, warum, daß dein Bogen
Da entspannet hängt?“
„Entspannet? sprach er,
Daß er tauge, wenn ich ihn nun wieder
Zielend spanne. Kann des Bogens Sehne
Immer straff sein, daß sie nicht erschlaffe?“

Spricht Johannes: „Kann des Lebens Sehne
Stets gespannt sein, daß sie nicht erschlaffte?
Lerne von mir Ruhe nach der Arbeit,
Sanfte Ruh, den Reiz zu neuen Kräften,
Und denn sage frei: daß ein Apostel,
Daß Johannes dich die Ruhe lehrte.“

(23.) Die wiedergefundene Tochter.

„Sagt, wo find' ich meine süße Tochter?
Meines Alters Trost, des Lebens Perle,
Die mich nie verließ, mich nie betrübte.
Einen Bräutgam hatt' ich ihr gelobet,
Der in tiefem Schmerz nun mit mir trauret.
Suchten wir sie nicht zu Land' und Meere,

30. Düntzer erklärt (Erl. S. 126) erschlaffte für einen Druckfehler, und Redlich setzt stillschweigend erschlaffe in den Text. — Die wiedergefundene Tochter. Adrastea II, 1 (1801), 191—196. Das „alte Legendenbuch“, in dem Herder nach Karoline (Erinnerungen III, 113) im J. 1801 den Stoff zu dieser und den beiden folgenden Legenden soll gefunden haben, ließ sich bis jetzt um so weniger ermitteln, als eine einzige Quelle für alle drei überhaupt nicht nachweisbar zu sein scheint (vgl. zu Nr. 24. 25.). Für die vorliegende Legende ist die Quelle ohne Zweifel das Leben der h. Euphrosyne im 1. Buch der Vitae patr. (auch Acta SS. 11. Februar; deutsch im Leben der Heil. Wintert. Straßb. 1517, Bl. 215 c ff.; daß H. nicht etwa letzteres benützte, lehrt die Vergleichung mit dem lat. Original, mit dem H. z. B. V. 69 genauer zusammentrifft), nur daß wieder die Tendenz der Vorlage ins gerade Gegenteil gewendet und darum namentlich der Schluß (Euphrosyne bittet nicht vergebens den Vater um Erfüllung ihres Versprechens dem Kloster ihr Vermögen zuzuwenden) geändert und die Erscheinung der Mutter (73 ff.) zugefügt ist.

Bei Verwandten, Freunden und Bekannten,
In den Klöstern aller heilgen Jungfraun;
Riefen sie auf Felsen und in Höhlen,
„Euphrosyne!“ Nirgend eine Stimme;
Nirgend ihrer sanften Stimme Rückhall.

Auf! ich will zu jenem Kloster wandern,
Wo der Abt mit dreimal hundertfunfzig
Brüdern betet, will ihn weinend anflehn,
Daß der heilge Mann von Gott erfahre,
Wo mein einzig=liebes Kind ist.“
Sehnlich
Hilfesuchend eilt' er in das Kloster,
Warf in Trauerkleidern vor dem heilgen
Mann sich nieder. „Heilger Mann, ich flehe,
Daß du oder deiner Brüder Einer
Emsig=betend es von Gott erfahre,
Wo mein einzig=liebes Kind ist.“
„Morgen,
Sprach der Abt, komm morgen frühe wieder,
Will es Gott, so soll dir Antwort werden.“

Morgen, über= über= übermorgen
Kam der Mann und hört' in tiefstem Jammer:
Keinem Bruder sei die Antwort worden.
Endlich sprach der Abt, gerührt vom Greise:
„Geh noch etwa hin zu unserm jüngsten,
Eifrigsten und frömmsten Bruder. Einsam
Und entfernt lebt er in seiner Zelle;
Wohl vielleicht, daß er's dir sagen werde,
Wo dein liebes Kind sei? Er, der jüngste,
Er, der Edelstein in unserm Kloster,
Heißt Smaragdus.“
Eilig sucht der Vater
Den gottseligsten, den jüngsten Bruder,
Der entfernt in seiner Zelle lebte,
Und ihn, fast verdeckt das Antlitz, hörte.

13. In den Vitae 352; die Worttrennung des Originaldruckes mochte ich darnach nicht ändern.

Abgehärmt, unkenntlich seinem Vater,
(Denn er selbst war die verlorne Tochter)
Blickt Smaragd ihn an, voll tiefen Mitleids.

Weinend endlich stürzen beide nieder,
Daß Gott selbst, die Quelle reichen Trostes,
Dem Verlassenen Erquickung sende.
Dann erhebt er sich, der Unerkannte,
Tröstet und belehret seinen Vater
Daß man Gott auch über seine liebsten
Kinder lieben müsse; müsse lieben
Über selbst sein einzig Kind. (Mit lautem
Weinen sprach er es;) erzählt dem Vater
Abrahams Geschichte, und wie Gott uns,
Gott uns seinen eingen Sohn geschenket.

Wie ein sanfter Tau auf dürre Fluren,
Sank ins Herz des Alten jedes Trostwort:
Denn er hört' als eines Engels Stimme.
„Wird mir Gott mein Kind auch wiederschenken,
Wie dem Abraham?“ so fragt' er gläubig.
„Ja, Gott wird dein Kind dir wiederschenken,
(Spricht der Bruder) und dir's lassen sehen,
Ehe du zu seiner Mutter heimgehst.“

Neugestärket zog der Mann von dannen,
Hofft' erkrankend lang' und lange Jahre,
Bis auf einmal von Smaragd eine Bote
Ihn ins Kloster rief. „Werd' ich sie sehen?
Wiederfinden, sprach er, meine Tochter?“

In die Zelle trat er, fand den Armen
Abgezehrt auf seinem Krankenlager,
Seine letzte Rettungsstund' erwartend.

62. lang', zum Cid 813. — 63. In der Vorlage besucht der Vater an dem Tage das Kloster „nach Gewohnheit“ (secundum consuetudinem).

„Ach, wo sind sie, deine süßen Worte?
Daß, eh ich zu ihrer Mutter gehe,
Ich noch die Verlorne wiederfinde —
Und nun gehest du“ —
„Zu meiner Mutter,
Sprach der Kranke, die mir oft in Träumen
Zusprach, fragend mich: „Wo ist dein Vater?“
Ach ich folgte ihrem leisen Wink nicht,
Festgebunden durch ein hart Gelübde.
Letzte Nacht erschien sie mir so ernster,
Fragt: „wo ist dein sorgenvoller Vater?
Hast du ihn gepfleget? Denn statt meiner
Ließ ich dich in dieser Welt. Geliebet
Hatt' ich dich; du solltest's ihm vergelten.“
Ich erzitterte. Sie wandte traurig
Sich und sprach: „Dein Leben ist verloren.“
Vater, Vater, ich bin Eure Tochter.“ —

„Euphrosyne?“ weinend sank er nieder
Auf die Sterbende.
„Ja, Euphrosyne;
Und mit diesem Namen will ich sterben.
Und niemand berühre meinen Körper
Als mein Vater. Kindespflichten gehen
Über Klosterpflichten. Man verführte
Mich hieher; ich und mein reiches Erbe
Sollte Gott gehören. Gieb's den Armen,
Vater! Mir verzeih! Verzeih der raschen
Leicht-betrognen Jugend. Ach, gebüßet
Hab' ich mein Gelübd' und es gehalten.
Lebe wohl! Vergieb, vergieb mir, Vater,
Jenseit, jenseit, dort, wo man den Eltern
Nicht entführt wird, um nur Gott zu dienen,

90 f. Herder deutet die Vorgeschichte, die in seiner Vorlage ausführlich erzählt ist, hier wie sonst nur an. Als Verführung mußte es ihm in seinem Sinne allerdings erscheinen, wie dort Euphrosyne, die schon früher Neigung zum Klosterleben gefaßt hat, aber ihres Vaters wegen noch Bedenken trägt, von den beiden Mönchen, die sie um Rat fragt, in dieser Neigung bestärkt und jene Bedenken durch Verweisung auf Bibelstellen wie Luk. 14, 26 und den Gedanken, ihr Vater möge statt ihrer Arme, Spitäler, Klöster, Witwen 2c, zu Erben seines Vermögens einsetzen, beschwichtigt werden.

Findest du mich bald bei meiner ernsten —
Mutter. — Steht sie nicht vor mir? — Sie ist es.
„Komm'!“ Ich komme.“
Sie verschied. Ihr letzter
Blick hing an dem Vater: „Ach, Verzeihung!“

* * *

Euphrosyne, jedes Christenjahres
Anfang ist dein Fest. Dein schöner Name
Deutet Freud' an, guten Sinn und Klugheit.
Wärst du doch das erst' und letzte Opfer
Jugendlich-betrogner falscher Andacht,
Wärest du dem väterlichen Boden
Schlau Entrissene, die erst- und letzte
Zart-verwelkte Blume du gewesen!

(24.) Freundschaft nach dem Tode.

„Wen von uns am ersten Gott hinwegnimmt,
Steht dem andern bei, auch nach dem Tode.
Dieses woll'n wir, Schwester, uns geloben,
Und die erste Bitt an seinem Throne
Sei, daß Gott uns unsern Bund gewähre.“

Anastasia und Theodora
Sprachen so, zwei schwesterliche Seelen,
Die nicht sich, die in einander lebten.
Sie besuchten Leidende und Kranke,
Labten sie mit dem, was sie erworben,
Und noch inniger mit Trost und Hoffnung.

106. 109. erst' (erst-), vgl. 62. — Freundschaft nach dem Tode. Adrastea II, 1, 197—199. Vgl. zu 23. Die Quelle ist nicht mit Sicherheit ermittelt; von den verschiedenen bis jetzt nachgewiesenen Darstellungen kann die im Leben der Heiligen nicht in Betracht kommen, denn sie gedenkt Theodorens gar nicht; von den drei andern, in der Legenda aurea VII, bei Ribadeneira Flos SS. Pars I. 25. Dezember und der des Simeon Metaphrastes bei Surius (25. Dez.) hat die letztere wenn nicht allein so doch den größten Anspruch als Herders Quelle zu gelten; nur müßte er nicht nur den Namen Theodote in den gewöhnlichen Theodora (= Leg. Rib.) geändert, sondern auch wie er im allgemeinen die beiden Freundinnen ihre Rollen vertauschen ließ, auch im einzelnen Schicksale der im Tode Vorangegangenen auf die Zurückgebliebene übertragen (16—20), anderes frei umgestaltet oder geradezu erfunden haben (1. 4. 13—15. 25. 38—45. 48—58).

Anastasia ging erst von hinnen;
Theodora blieb und ward die Mutter
Dreier Kinder, die ihr ihre Freundin
(Süßes Unterpfand!) im Tode nachließ.

Und ein reicher Römer warf sein Auge
Auf die keusche, schöne Theodora.
Als sie seinem Willen fest entsagte,
Sollte sie im Kerker Hungers sterben.
Ins Gefängnis folgten ihr die Kinder;
Fest verschlossen ward der harte Kerker.

Aber ihre treue Himmelsfreundin
Hinderten nicht Riegel, Schloß und Mauern.
Anastasia erschien der Schwester
Täglich, spielte da mit ihren Kleinen,
Brachte jedem süße Himmelsspeise.
Theodora, wenn ihr Aug' in Schlummer
Sank, sie sah nur sie, die Himmelsschwester,
Und erwachte; so erwacht am Morgen
Neu gestärkt die jungfräuliche Rose.

Der wollüstige Tyrann, ermüdet
Von der fabelhaften Wundernachricht,
Rüstet' ihr ein Schiff und gab Befehle,
Daß in Wellen ihren Tod sie fände.

Bald stand Anastasia am Steuer,
Als das Schiff ersank; es hob sich aufwärts,
Flog mit allen günstgen Himmelswinden
Hin zum Ufer. Theodora kniete
Nieder mit den Knaben, die die Mutter
Liebend küßte: „Kinder! meine Schwester!
Bald, o bald seh ich euch alle wieder.
Denn in Wellen nicht, o Theodora,
Meines Todes wirst du sterben.“ Freundlich
Glänzend stand sie da, und schwebte sanft auf
Wie ein Stern und war dem Aug' entschwunden.

12. Im Feuertode (vgl. 43. 46), den bei Simeon Metaphrastes ihre (Theodotens) Kinder teilen.

Aber als in Flammen Theodora
Gott pries; welch ein Wunder in der Flamme!
Zwei Jungfrauen, die wie Engel Gottes
Sich umarmen. Fächelt nicht die eine
Der Gebundnen kühlend ab die Flamme?
Und besprenget sie mit tau'nden Düften?
Seht die Bande fallen! Ihre Knaben
Schlingen sich um sie; ein Kranz von Rosen
Blühet um ihr Haar; der Tau des Himmels
Wird zu Perlen. Seht, sie steigen aufwärts
Auf den hellen Fittigen der Flamme
Ungetrennt im Tode, Mutter, Kinder,
Anastasia und Theodora.

Steigt, ihr Festverschlungnen, auf gen Himmel;
Und genießet eurer Liebe Freuden.
Aber uns hienieden wecket Herzen,
Die euch gleichen und wie ihr sich beistehn,
Anastasia und Theodora.

(25.) Die wiedergefundnen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.

Die wiedergefundenen Söhne. Adrastea II, 1, 200—204. Vgl. zu 23. Bei der sparsam kürzenden, die wunderbaren Verwickelungen, die gerade dieser Legende von Hause aus eigen sind, planmäßig vereinfachenden Darstellung Herders ist es kaum thunlich eine bestimmte Quelle namhaft zu machen. Zur Vergleichung im allgemeinen mag Verweisung auf Leg. aurea CLXI (CLVI) genügen. — 1 ff. Vgl. 92 ff. u. zu 5—7 3, 1 ff. u. Anm.

Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armut und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid' uns und der Armut
Still entgehn!" sprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!
(Sprach sein Weib,) und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns."

Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen)
Dulde dich, du findest sie."

Und er kam vor eine Hütte;
„Kehre, Wandrer, bei mir ein,
(Sprach der Landmann.) Du bist traurig;
Auf! und fasse neuen Mut.
Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, siegt."

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Busen,)
Dulde dich; du findest sie."

So verstrichen Jahr auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr,

28. 42. Dulde dich, nach älterem Sprachgebrauch (DWB. II, 1507, 2) gleich „Gedulde dich".

(Sprach der Kaiser,) suchet ihn.“
Und man sucht ihn nicht vergebens:
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zweene seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür,
Sahn den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn,
Statt der Schätze, statt der Lorbeern
Einzig blieb als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm Er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefochtnem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia.

„Wie die Löwin ihre Jungen
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte
(Komm' und schau!) erzog ich sie.
Glaubte dich uns längst verloren;
Deine Söhne mir statt deiner,
Deiner wert erzog ich sie.

70. Der Name Eugenia ist von Herder an Stelle des überlieferten Theospite (Theopiste) gesetzt, vielleicht mit Rücksicht auf seine Bedeutung (die Edle), vgl. zu 94.

„Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Totentraume
Rüstet' ich die Jünglinge.
„Zieht! verdienet euren Vater!
Streitet unerkannt und werdet,
Werdet eures Vaters wert."

„Und ich seh, sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm.
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm itzt deine Kinder,
Feldherr, sieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia."

Was die Schickung schickt, ertrage.
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der Stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sankt Eustachius.

(26.) Cäcilia.

Wo glänzt die Lilie,
Die nie verwelket?
Wo blüht die himmlische
Ros' ohne Dornen?
Im Kranze blühen sie
Schuldloser Liebe:
Engel bewachen sie,
Laben mit Düften sie
Des Paradieses.

94. der Stillgesinnte, Deutung des Namens Placidus (der Stille, Sanfte); vgl. 4. — Cäcilia. Adrastea III, 2 (1802), 334—336 in der „Fortsetzung" des Aufsatzes „Händel" (S. 319 ff.). Am Schluß des vorausgehenden Abschnittes heißt es (S. 333) aus Anlaß der von Händel komponierten Ode „Alexanders Fest" u. a. dgl.: „Eine eigne Göttin, die heilige Cäcilia, hat sie ans Licht gefördert. Wer ist diese heilige Cäcilia, in Bildern

Am Hochzeitfeste war
Alles versammlet;
Da saß Cäcilia
Als Braut des Himmels;
Ihr Bräutgam neben ihr
Ein schöner Jüngling;
Flöten und Saitenklang
Tönten im Chorgesang
Lieblicher Stimmen.

Nur dir, Cäcilia,
Im stillen Herzen
Erklang ein andrer Ton
Zarterer Liebe.
Die heil'ge Seele war
Im Himmel droben,
Horchend dem hohen Klang,
Singend den Weihgesang
Der Engelsbrüder.

Als ihr in Einsamkeit
Der Liebling nahte,
„Darf ich vertrauen dir?
(Sprach sie vertraulich,)
Freund meiner Seele du,
Wiss' ein Geheimnis:
Da, wo ich stehe, steht,
Da, wo ich gehe, geht
Mit mir ein Jüngling.

O könntest schauen du
Sein süßes Antlitz!
O könntest hören du

und Tönen gleich berühmt? Wie kommt sie als Schutzgöttin der Musik zum Fest des Gesanges und der Tonkunst? Lasset uns ihre Legende, auch musikalisch, hören!" Vgl. die Leg. aur. CLXIX (CLXIV), die aber nicht, wie man annimmt, Herders Quelle war. Diese hat uns, was merkwürdigerweise unbeachtet blieb, Herder selbst gewiesen in seinem Aufsatz „Cäcilia" (Zerstr. Bl. V, 1793, 289 ff.), wo er wieder ausgehend von der Frage, wie C. dazu kam, die Schutzpatronin der heiligen Tonkunst zu werden, den Anfang der Legende bis zur Hochzeit erzählt und in der Anm. den lat. Wortlaut der von ihm benützten „Acta Caecil." anführt; es ist höchst wahrscheinlich die von Bosius Historia passionis b. Caeciliae (Romae 1600. ib. 1700, mir leider nur zugänglich in der deutschen Übersetzung von Bl. Laubich, Grätz 1604) herausgegebene Legende.

Die Engelsstimme!
Er wird ein Freund dir sein,
Er ist dir ähnlich,
Wenn wir in Lauterkeit,
Wenn wir in süßem Streit
Himmlisch uns lieben."

Darauf berührte sie
Sein holdes Auge,
Und er sah neben ihr
Stehen den Engel.
Glänzend in Himmelsglanz,
Strahlend im Blicke
Kränzt' er mit Blumen sie,
Labte mit Düften sie,
Des Paradieses.

„Nimm, sprach der Himmlische
Zu dem Geliebten,
Auch eine Blume hier,
Die nie verwelket.
Sie wird dich laben stets
Mit reiner Liebe.
Nimm diese Lilie!
Nimm hier die himmlische
Ros' ohne Dornen."

(27a.) Das Teufelchen mit dem verbrannten Daum.

Ein muntres Teufelchen fuhr aus dem Pfuhl
Der Höll' hinauf, dem heil'gen Dominik
Auch einen Streich zu spielen. Schamlos flattert
Es um den emsigschreibenden; es tanzt

27 a. Das Teufelchen mit dem verbrannten Daum. WW. z. sch. L. III, 327—328, „nach den erhaltenen Niederschriften aus dem Jahre 1796 berichtigt" von Redlich in Suphans Ausg. 28, 242—245. — 27 b. Nach der Handschrift (zu Nr. 22) mitgeteilt von Redlich a. a. O. — Nach Gazaeus (S. 10. Daemon factus simia, cereum ardentem gestare iussus a S. Dominico, digitis amburitur; vgl. auch den Auszug „aus des E. P. Angelinus Gazey S. J. Geistlichen Recreationen" (franz. Übersetzung von Remy, Rouen 1647) in Wielands teutschem Merkur 1777, II, 156 f., Wielands Werke, Hempel, 35, 401 f.), an den sich b enger anschließt als a; von dem „Buch der Inquisition" weiß die Quelle nichts.

Vor ihm (wie denn die Teufelchen
Vor Heil'gen pflegen) in unzüchtigen
Gestalten.
„Komm, sprach Sankt Dominikus,
Und halte mir das Licht."
Der Teufel hielt,
Der Heil'ge schrieb; er zupft' ihm oft das Ohr,
Die Nase; strich dem Heiligen das Kinn,
Das Augbran — Denn er sah ihm ins Papier.

Wie flammete den heil'gen Mann das an!
Daß ihn auch selbst ein Teufel lobte. „Halt,
Sprach er, da schon das Licht am Ende war,
Halt! und dein eigner Daume brenne; bald
Bin ich am End'." Er schrieb, der Eiferer,
Das Buch der Inquisition und schrieb.
Der Teufel hielt. Der Daume und die Brust
Des Heil'gen flammten. „Jetzt bin ich am Ende,
Sprach Sankt Dominikus; du hast mir fest
Gehalten."
Doch mein Daume schmerzt.
„Thut nichts!
Bei alle dem, wozu du leuchtetest,
Kommt aller Schmerz gar nicht ins Ansehn, kommt
In keinen als gericht- und kirchlichen
Betracht. Und kühle dir (du weißt es ja)
Den Daumen in der Ketzer Blut. —"
Es schied,
Das Teufelchen, und pfiff am Gaum für Schmerz;
Doch nieden in der Hölle prahlt es sich
Als Überwinder des Dominikus.

Geh, sprach Beelzebub, und prahle fortan,
Du dummer Dämon, je mit deinem Daum!
Weißt du nicht, daß aus Flammen, daß aus Blut
Rechtschaffener nichts mehr erwächst, als unser
Verderben. Kühl' einmal in jenem Blut
Den Finger, und er schmerzt, er schmerzt dir mehr.

5 f. Z. B. dem h. Antonius E., Macarius, Hieronymus u. a.

Steck' ihn — unwiderruflich ist der Schade
Durch Jenes Höllenfeuer unserm Dampf.
Jetzt läutern sich die Seelen; jetzt erhellen
Sich die Gedanken; jedes menschliche
Gefühl erwacht, empört sich. — Geh, du armer Teufel,
Und trage fort und immer deinen Namen,
Den unsrer heiligen Versammlung
Du giebst, den keine Flut abwäschet, den
Kein Seufzer lös't: das muntre Teufelchen,
Der Eiferer — mit dem verbrannten Daum.
(An dir hat unser Reich ihn sich verbrannt.)

(27 b. Das Teufelchen mit dem verbrannten Daum.

Jüngere Bearbeitung.)

Ein munter Teufelchen fuhr aus dem Pfuhl
Der Höll' empor nach einer großen Wette
Mit seinen Brüdern, dem Dominikus
Eins zu versetzen, und der Hölle dann
Die Posse zu erzählen. —
Rollend kam
Er in das Zimmer eines stillen Manns,
Der über Mitternacht an seinem Pult
Für seine Herd' arbeitete und schrieb
Am Nachtlicht ruhig. —
Und das Teufelchen,
Ein Affe, trieb der Gaukeleien viel
Den Mann zu stören, zupft' ihn erst am Rock,
Am Fuße dann, dann an der Hand, zuletzt
Kratzt' er ihn an dem Kopf. „Was machst du da?
Sprach Dominik; mit meinem Kopfe hast
Du nichts zu schaffen. Halte mir das Licht!
Ich sag' und heiße dir's."
Der Affe stand
Erstarrt, und lächelnd-grinzend mußt er's thun. —
Das Licht war ausgebrannt. Der Wachsstock brannt'

42 f. So H.s Handschrift; vgl. 46. Karoline änderte (und so alle Ausgaben vor Redlich): „D. unsre heilige V. Dir giebt". Düntzer schreibt um den Vers zu füllen „Versammelung". — Jüngere Bearbeitung. Vgl. Einl. S. 233.

Ihm in die Affenfinger. „Halte fest,
Sprach Dominik; sie werden leuchten. Bald
Bin ich am Ende."
Trippelnd stand er da;
Licht und sein Finger waren Eins; es brannte
Sein Index lichterloh; mit Höllenschmerz
Für ihn und Fackel für den Heiligen.
Der Affe wimmerte; er ächzte; jetzt
Ertrug er es nicht mehr, und warf im Schmerz
Die Larv' hinweg. Ein dummer Dämon stand
Vorm Manne zitternd da. „Hinweg von mir,
Sprach Dominik, und sage deinen Brüdern,
Zur Kurzweil, daß du mir zu meinem Werk
Von euch Dämonen selbst den Wachsstock hieltest
Und daß dein Finger mir zur Fackel ward."

Der lust'ge Dämon mit verbranntem Daum
Und Zeigefinger hieß fortan — wie hieß
Er im Geheimgemach der Teufelchen? Er hieß,
Man sagt, Lichtfinger der verbrannte Daum.
Willt du den Namen näher wissen, sagt
Ihn eine andere Legende dir.

---

(28). Töten und Lebendigmachen.

„Ertöten will ich diesen wilden Stier
Mit Einem Wort, das leise ich ins Ohr
Ihm sage. Also sprach der Zaubrer Jambres
Vor einem Heidenrichter; dieses sei
Beweis für meinen Glauben, gegen jenen,
Der mir vorübersteht."
Er holte mutig
Den wilden Stier herbei, der bäumte sich
Und stieß mit seinen Hörnern. Leise sprach
Der Zauberer sein Wort ihm in das Ohr;
Mit lautem Brüllen sank das Tier danieder.

23. Index (digitus index), Zeigefinger. — Töten und Lebendigmachen. WW. z. sch. L. III, 329—330. Vgl. Leg. aur. XII, 3. — 3. Jambres nennt ihn H. nach 2. Timoth. 3, 8; in der Leg. aur. heißt er Zambri.

Ihm gegenüber stand der Christ und sprach:
„Ertöten konntest du mit gift'gem Hauch;
Doch kannst du auch, was tot ist, auferwecken?
Denn also steht geschrieben: „Der bin Ich,
Der töten und lebendig machen kann!"
Noch mehr als dies; er kann das Wilde zähmen." —

Danieder fiel er betend: „Höre, Herr,
Nicht Wunder fleh' ich; deine heilige
Religion bedarf der Wunder nicht;
Ich fleh' und bete um das innre Zeichen,
Wozu sie ist? Erteil' es gnädig mir."

Auf stand er froh, getrost und heiter, sprach
Den heil'gen Namen laut hin überm Toten;
Der regte sich. Geschwind ergoß der Strom
Des Lebens sich in Ader, Nerv' und Bein;
Ein wundervoller Strom. Der wilde Stier
Erstand gezähmt und schaute mild umher,
Er nahte sich dem Christen, seinem Herrn,
Ihm willig folgend.
Nicht ertöten soll
Religion; das Tote neu beleben,
Das Wilde zähmen, soll und kann nur sie.
Dies ist das innere, fortwährende,
Das wahre Zeichen ihrer Göttlichkeit.

14. 1. Samuel 2, 6. — 17. Danieder, danieden ist doch nur ein Druckfehler.

Admetus Haus.

Einleitung.

Wenn Herder im allgemeinen den Anspruch auf den Namen eines Dichters von sich ablehnte, so gilt dies ganz besonders von der dramatischen Poesie, zu der seine wesentlich lyrisch gestimmte Natur am wenigsten unmittelbares Verhältnis hatte. Er selbst bekannte, wie einst Nicolai (1767; Lebensbild I, 2, 278), so noch Schiller in den ersten Tagen seines Verkehrs mit ihm (1787; Schillers Briefw. m. Körner I, 126) unumwunden seine „Fremdheit in diesem Fache des Geistes". Gleichwohl hat er sich zu verschiedenen Zeiten nicht bloß theoretisch-kritisch, sondern selbst produktiv mit diesem Fache beschäftigt, freilich immer veranlaßt durch mehr oder weniger äußere Anregungen, teils litterarischer, teils anderer Art, nicht zum wenigsten auch durch den Widerspruch gegen die ihn umgebenden Zustände. Die folgende Skizze, die sich eigentlich nur zur Aufgabe stellt über Herders dramatische Dichtungen, von denen der Bedeutung derselben innerhalb seiner Gesamtthätigkeit entsprechend nur eine einzige selbst vorgeführt werden soll, im Zusammenhange zu orientieren, wird also auch Herders Theorie nicht ganz unberücksichtigt lassen dürfen: freilich muß sie sich begnügen nach dieser Seite mehr anzudeuten als auszuführen.

Die erste Anregung zu eigenen dramatischen Versuchen muß Herder schon in Königsberg empfangen haben, wo ihn Hamann in das Studium des Shakespeare einführte und von wo er auch schon die wahrscheinlich auf eben dessen Anregung begonnene Übersetzung der Parallèle des tragiques Grecs et François mit nach Riga nahm; wenigstens findet sich in einem Königsberger Arbeitsheft der Entwurf zu einem unbenannten Trauerspiel in drei Handlungen, Polyklet oder Philokles, dessen Ausführung in fünf- und sechsfüßigen Jamben aber nicht über die beiden ersten Auftritte hinausgedieh. Vermehrte Anregung bot aber jedenfalls Riga. Herder besuchte das dortige Theater, zunächst freilich aus einem besondern Interesse für die Deklamation, und die Aufführungen der Mendischen Truppe ließen sein „Projektfach in der Seele nicht leer" (Lebensb. I, 2, 138 f. 192): sein dramaturgisches Interesse bezeugen die zurückgelegten Stücke der „Fragmente", aber es tauchen auch wieder mehrere eigene dramatische Pläne auf; so zu einem komischen Vorspiel „Das Rendezvous von Schönen", einem dreiaktigen Trauerspiel „Mendoza und Alvare" nach Lesage (1766), einem Trauerspiel „Der Christ" nach Lessings Juden (1767), endlich zu einer Zauberoper „Melusine" nach dem Volksbuche mit Ausscheidung aller Episoden (1769).*)

Der zuletzt genannte Entwurf verrät, wiewohl er so wenig als die andern über die Ausarbeitung des Scenariums (zwei davon nicht einmal über den Titel) hinauskam, doch, wie schon damals Herders dramatisches Interesse sich mit einem andern verband, das für seine Versuche auf diesem Gebiete zeitlebens von der allergrößten Bedeutung blieb: mit der ihm vom Vaterhause her eigenen Liebe zur Musik, in deren Ausübung er freilich hinter seinen theoretischen Kenntnissen weit zurückblieb (vgl. Erinnerungen I, 18. 21. III, 205 f.). Diese eigene Neigung traf zusammen mit der seiner Umgebung. Riga war eine musikalische Stadt, die in Joh. Gottl. Müthel, einem Schüler J. S. Bachs, einen auch auswärts geschätzten Komponisten besaß, in der Konzerte so sehr „ein Schlüssel zum Umgange" waren, daß Hamann seinen jungen Freund schon im Mai 1765 darauf und auf sein „Genie zur Musik" verweisen konnte. Nicht schwächer aber als seine Liebe zur Musik war die zur Poesie, und das Verhältnis der beiden Künste zu einander bildet ein bleibendes Interesse Herders. Schon 1766 wünscht er einen Lessing, „der uns einen Plato über die Grenzen der Musik und Poesie gebe". Dies ästhetisch-theoretische Interesse, verbunden mit der Vorliebe für religiöse Poesie, die sich bis dahin in „christlichen Dithyramben" ausgesprochen hatte, führte ihn zunächst zur geistlichen Kantate, einer Lieblingsgattung Herders, die er damals in ihrer symmetrischen und eurhythmischen Anordnung, ihrer Fähigkeit zu malerischer Wirkung wie zum Ausdruck der Empfindung,

*) Nachricht über diese und andere noch zu nennende Entwürfe aus späterer Zeit giebt jetzt am genauesten Redlich in der Suphanschen Herderausgabe 28, XI f.; vgl. auch Haym Herder I, 167, Anm. 1.

ihrem poetischen wie musikalischen Wohlklang „gleich nach dem Heldengedicht und dem Drama“ setzte, in der er „Grundsätze zur Ausbildung der Ästhetik“ fand, „die noch wie Gold unter der Erde ruhen“. Er hatte sich dieser Gattung schon mindestens sehr genähert mit dem in den Königsberger Gelehrten und Politischen Zeitungen 1764 gedruckten Charfreitaggedichte „Ein Fremdling auf Golgatha“*), einer Darstellung des Todes und Begräbnisses Christi in drei Scenen, wie sie sich reflektieren in der Seele des Fremden, der „statt Worte zu hören und zu glauben, die wichtigste und wundervollste Begebenheit sieht und empfindet“, in regellosen teilweise gereimten Versen (eine ältere Fassung hatte versucht den Gegenstand liedartig in Strophen zu behandeln), in dem unklar sich überfliegenden Dithyrambenstil, voll Ausrufe, Gedankenstriche, in kurzen sich drängenden Sätzen. Er betrat dies Gebiet vollends mit der in den Rigischen Gelehrten Beiträgen 1766 erschienenen Pfingstkantate „Die Ausgießung des Geistes“, in welcher die Rücksicht auf die offenbar in Aussicht genommene musikalische Komposition das dithyrambische Pathos bereits zu wohlthuender Klarheit und Einfachheit, die doch des Schwunges nicht entbehrt, gemäßigt hat. Die äußere Veranlassung hatte der Verdruß über eine „elende“ Osterkantate G. Schlegels gegeben, die man ihm zugeschrieben (Lebensb. I, 2, 150), und darum legte er auch in einem Vorworte seinen oben bezeichneten ästhetischen Standpunkt dar, freilich nicht so umfassend wie in einem wenige Monate spätern Briefe an Scheffner (Lebensb. I, 2, 194f.). Ein damals beabsichtigtes „Oratorium über den Tod Jesu“ scheint unterblieben zu sein, von einer ältern Kantate zur Vermählung des Erbprinzen Peter von Kurland (14. Oktober 1765) ist wenigstens nur der Anfang erhalten; dagegen folgte der Pfingstkantate wirklich noch eine zweite zur Einweihung der Katharinenkirche auf Bickern, die am 1. Oktober 1766 mit der Komposition Müthels, um dessen Beifall sich schon die Pfingstkantate bewarb, aufgeführt wurde. Daß Herder aber bei der geistlichen Kantate, dem Oratorium nicht stehen blieb, sondern alsbald auch schon die weltliche Oper ins Auge faßte, lehrt der früher erwähnte Entwurf der Melusine von 1769.

Als Herder die oben erwähnten Kantaten schrieb, galt ihm Ramler als unnachahmlicher Meister in dieser Gattung. Nicht mehr so in der Nachschrift zu dem Aufsatz über Ossian und die Lieder alter Völker in den Blättern „Von deutscher Art und Kunst“ (1773). Er hatte indes viel gedacht und durch neue Anschauung seinen Gesichtskreis erweitert. Schon das vierte kritische Wäldchen (1769) mit seinem Versuch einer auf die Sinne gegründeten Kunstlehre hatte ihm Veranlassung gegeben neuerdings über Musik, über ihren Ursprung aus der Sprache und das daraus natürlich folgende schwesterliche Verhältnis zwischen Poesie und Musik,

*) Man liest diese und die im folgenden noch zur Sprache kommenden Dichtungen nun am besten im 28. Bde. der Suphanschen Herderausgabe. Die Rigaer Pfingstkantate steht Bd. I, 56ff.

über musikalische Poesie nachzudenken, die ihm auch jetzt noch „der große Vorhof zur Pforte der allgemeinen musikalischen Ästhetik“ ist. Er betont da wiederholt die durch das Ohr unmittelbar auf die Seele, die Empfindung gehende Wirkung der Musik und macht, namentlich in der Polemik gegen Riedel, kein Hehl daraus, daß ihm malende Musik nur ein „tönendes Geklimper“ ist. Und darin bestärkte ihn nur die eigne Anschauung der französischen Oper in Paris mit ihrem Schaugepränge als Folge ihrer wunderbaren Handlung, des wunderbaren Grundes, der pittoresker Grund des Ganzen ist und darum auch wunderbare Musik fordert, „die Wüsten malt, Felsen bildet, donnert, blitzt, kurz, die magisch, zauberisch, göttlich und — unmenschlich ist“, — ihn, der noch in seiner „Melusine“ selbst eine Zauberoper geplant, bei deren Scenarium ihm freilich schon die Forderung der Einfachheit*) vorgeschwebt zu haben scheint, die er jetzt neben der der Menschlichkeit ausspricht. „Eine neu zu schaffende deutsche Oper“ taucht auf vor seinem Geiste: „auf menschlichem Grund und Boden; mit menschlicher Musik und Deklamation und Verzierung, aber mit Empfindung, Empfindung!“ (Suphans Ausg. IV, 484). Mit so vertieften und erweiterten Anschauungen, durch seine Beschäftigung mit den Volksliedern, Balladen und Romanzen, Dichtungen von nicht selten lebendigster dramatischer Haltung, neuerdings auf das Verhältnis von Poesie und Musik geführt, und ganz voll von dem begeisternden Eindruck der 1771 erschienenen Oden Klopstocks, von denen er wünschte, daß sie „der Musik schon Gepräge wiedergegeben hätten, was sie — ehedem gehabt hat und nicht mehr hat“, tritt er in jener früher genannten Nachschrift an „unsern jetzigen musikalischen Poesienbau“ heran, um auseinanderfallende Massen zu finden, ohne Übergang, ohne den „feinen Mittelpunkt, daß keine beider Schwestern herrsche oder diene“ (S. 117).**) Jetzt verblaßt auch das vordem als „unnachahmlich“ gepriesene Muster Ramlers in der Kantatendichtung, dessen Tod Jesu, die Hirten bei der Krippe und Auferstehung (Werke, Berlin 1801, II, 150 ff.) er nun mindestens eben so sehr wegen ihres unmusikalischen Charakters („nur Bilder, und keine Empfindung! Bilder für die Leinwand ..... durchaus nicht für den Tonschöpfer“), als wegen ihrer scholastischen Kälte, ihres Mangels an Standpunkt, Plan und Wahrheit tadelt, er — der 1766 selbst unter den Forderungen der Kantate ebenso „den Pinsel des Malers“, als „die

*) „Die möglichste Einfalt im Plane“ fordert auch Wieland in seinem manchen interessanten Vergleichungspunkt bietenden „Versuch über das deutsche Singspiel“ (1775), das er an die Stelle der alten reich ausgestatteten Oper setzen will, und auch er dringt auf Empfindung.

**) Ähnlich soll nach dem vierten krit. Wäldchen (Suphan IV, 162) im Verhältnis von Musik und Tanz „nichts über einander herrschen“; im Verhältnis von Poesie und Musik bezeichnet H. dort (S. 118 f.) die Musik als die ursprünglich „dienende Kunst“ und es ist „eine ganz neue späte Schöpfung, die die Musik zur Hauptkunst machte“ und H. steht nicht an, diese als eine „unpoetische Musik“ zu bezeichnen. Unterordnung der Musik unter die Poesie verlangt auch Wieland im Anschluß an Algarotti. Der Komponist hat nur „die Zeichnung und Skizze eines andern auszumalen“.

Sprache der Empfindung" betont und in ihr „die Samenkörner der rührenden und malerischen Dichtkunst" zugleich gefunden hatte. „Was das aber nun für eine Gattung Poesie sei, die wahre Mittelgattung zwischen Gemälde und Musik! und was das für eine Gattung Musik sei, die über Poesie nicht herrschet" — das sagt uns jene Nachschrift selbst nicht mehr: sie endet in Gedankenstrichen. Das Thema aber, „die Frage, welche von beiden soll dienen? welche herrschen?", worin nach seiner Überzeugung „der große Zwist zwischen Poesie und Musik" bestand, „der auch beide Künste soweit auseinander gebracht hat", nimmt der Brief an Gluck vom 5. Nov. 1774 (Steyermärkische Zeitschr. X. Heft S. 84 f.) wieder auf. Musiker und Dichter, jeder meint seine Kunst soll herrschen, „jeder will ein schönes Ganze liefern, und bedenkt oft nicht, daß er nur Einen Teil liefern müsse, damit in der Wirkung aller beiden erst das Ganze werde". „Könnte es also sein, daß der Musikus nachgäbe und bloß folgte" — das fand er in Glucks Kompositionen. „Oder wäre es, daß der Dichter nachgäbe, daß er nur vorzeichnete, ebauchierte, gleichsam Worte nur einstreute, und die sonst unbestimmten Empfindungen der Musik bestimmte" — dazu war der „Versuch", von dessen Absicht Herder in jenem begleitenden Brief „diskurierte". Denn nicht um sich mit Gluck über die Theorie zu unterhalten war der Brief geschrieben, sondern um ihn womöglich zur Komposition einer seiner neuesten Dichtungen zu veranlassen, die übrigens schon einmal von anderer Seite komponiert war.

Am Bückeburger Hofe wirkte Joh. Christoph Friedr. Bach, ein Sohn des berühmten Joh. Sebastian, als Konzertmeister. Anregung genug für Herder, die alten Versuche im Fache der musikalischen Poesie wieder aufzunehmen. Es entstehen eine Reihe von kirchlichen Kantaten, die zum Teil Bach komponiert. So das Oratorium „Kindheit Jesu" (1772, aufgeführt mit Bachs „himmlischer" Musik den 11. Febr. 1773), ein „Werk der Liebe und Andacht", im Thema gleich mit Ramlers „Hirten bei der Krippe"; „die Auferweckung des Lazarus, eine biblische Geschichte zur Musik" (1772/3, veranlaßt durch den am 23. April 1772 erfolgten Tod des Zwillingsbruders der Gräfin Maria, aufgeführt mit Bachs Musik den 2. Dez. 1773), in dem Klaggesang Marias über dem Grabe den Einfluß der Beschäftigung mit dem Volkslied verratend, nach Herders eignem überstrengen Urteil „nach Inhalt des Gegenstandes äußerst mittelmäßig"; die Kirchenkantate „Michaels Sieg. Der Streit des Guten und Bösen in der Welt" (wahrscheinlich 1775) und Überarbeitungen zweier älterer Versuche „Die Pfingstkantate" (1773) und „Der Fremdling auf Golgatha. Eine biblische Geschichte in Gesang" (1776, aufgeführt mit Bachs Musik den 8. April). Den veränderten Standpunkt zeigen namentlich die letztern: kürzere Verse mit offenbarer Rücksicht auf Modulation, Sangbarkeit, sprachlichen und musikalischen Wohllaut, reichere Entwickelung nach lyrisch-musikalischer Seite, im „Fremdling" auch überhaupt ein weicherer Gesamtton.

Wenn Herder aber früher über die Kantatendichtung und einen An-

lauf zur Oper nicht hinauskam, diesmal blieb es nicht dabei. Ja noch vor der ältesten der genannten Bückeburger Kantaten, bereits im Mai 1772, war in erster Fassung ein Drama zur Musik in drei Handlungen, Brutus, abgeschlossen, das dann einer wiederholten Überarbeitung unterzogen wurde, welche eine Porcia-Scene aus Plutarch (Kap. 23) einfügte, im allgemeinen den Scenen eine knappere, in andeutenden, vielfach abgebrochenen elliptischen Sätzen sich bewegende Fassung gab und behufs reicherer Modulation an die Stelle der ursprünglichen fünffüßigen und vereinzelt auch längern Jamben mit wenigen Ausnahmen kürzere Verse setzte. Und selbst als es in dieser Gestalt mit Bachs Musik am 27. Febr. und 3. März 1774 aufgeführt und vom Grafen Wilhelm, der das ihm bereits am 9. Januar zum Geburtstag überreichte Stück sehr hoch hielt und sich selbst an einer Übersetzung ins Französische versuchte, zum Druck gegeben war, setzte Herder unter dem Eindruck der Aufführung seine Überarbeitung fort, die aber für den Druck nicht mehr benützt werden konnte. Das ist der Versuch, den er mit dem früher erwähnten Briefe an Gluck sandte. Die Anregung dazu war von Shakespeare ausgegangen, aus dessen Julius Cäsar ihm, wie er bereits im Mai 1771 an seine Braut schreibt — so weit mindestens, wenn nicht noch in die Straßburger Zeit reicht der Plan zurück —, das Bild des „in allem edlen" Brutus „in seinem Herzen sehr tief" zurückgeblieben war. So griff er aus Shakespeare die Brutus-Scenen heraus, um über diesen seinen Lieblingshelden etwas von seiner Lieblingsphilosophie auszuschütten: „daß fast nichts in der Welt recht gut sei: alles von außen Farbe erhalte! die beste That auf dem Rade des Schicksals liege, und wie es denn wohl einem Brutus sein müsse, wenn das Rad sich umkehrt und er sieht, es ist gut von hinnen zu gehn" (Erinner. I, 207. 221 f. Aus H.s Nachl. III, 251. 258).

Die Befriedigung über diesen ersten Versuch reizte zu weitern. Zwar von einem Musikdrama „Sokrates" ist nur ein unbedeutendes Fragment auf einem Blatte mit Stücken des Lazarus erhalten. Wirklich vollendet aber wurde 1774 der gleichfalls von Bach komponierte „Philoktetes. Scenen mit Gesang" zwischen Philoktet, Neoptolemus und schließlich Herkules, worin er sich ebenso wie beim Brutus an Shakespeare, an das ihm von seiner Auseinandersetzung mit Lessings Laokoon her nahe liegende Drama des Sophokles anlehnt, um den ihm auch durch seine persönliche Lage nahe gelegten Gedanken, den er viele Jahre später in seinem „Prometheus" wieder aufgriff, darzustellen: „Sich unters Schicksal schmiegen, ist es besiegen" (vgl. die Äußerung der Gräfin Maria, Erinn. II, 117. Knebel Nachl. II, 389 und Herder über den Philoktet des Sophokles Adrastea II, 2, 298).

Eine gewisse moralisch-didaktische Tendenz, ohne die es bei Herder als Dichter schon einmal nicht abgeht, teilen alle beide Musikdramen miteinander. Sie sind aber auch ein Versuch, mit den Forderungen praktisch Ernst zu machen, welche ihm angesichts der französischen Oper

so dringend wurden: Menschlichkeit, denn das Wunderbare selbst, soweit es zugelassen ist, wie die Geistererscheinung und die Geisterchöre im Brutus, die Erscheinung des Herkules im Philoktetes, ist nicht um seiner selbst willen da, sondern um der ganzen menschlichen Handlung willen, deren Bedeutung es nur erhöhen soll, und Empfindung. Ja die letztere — und man darf dabei erinnern, wie sehr es ihm auch in seinem Shakespeare-Aufsatz um „die einzelne Hauptempfindung" zu thun ist, die „jedes Stück beherrscht und wie eine Weltseele durchströmt" — ist ihm so wichtig, daß über dieser Seele offenbar der dramatische Körper zu kurz kommt. Denn indem er die Handlung seiner Originale zusammendrängt in eine Reihe beim Brutus wenigstens recht lose aneinander gefügter affektvoller Scenen, indem er diesem Affekt, der, wie er nicht vergißt, in der ältern Fassung des Brutus auch dem Komponisten einzuschärfen, auch in der Musik über das geringe malerische Element „herrschen soll", durch fortgesetzte Kürzung nicht erfolglos den knappsten und damit auch kräftigen Ausdruck zu geben sich bemüht, kann er nicht verhüten, daß dasjenige, was behufs der richtigen Wirkung sorgfältiger manchmal weiter ausholender Vorbereitung, des Raumes zu vollerer Entfaltung bedarf, wie Motivierung, Charakterentwickelung, innere Wandlungen der handelnden Personen, bei ihm öfter übers Knie gebrochen, oberflächlich behandelt und dürftig, ja daß das Ganze zu skizzenhaft erscheint. Aber doch nicht bloß die Unzulänglichkeit seiner dichterischen Gestaltungskraft oder sein allzu lyrisches, undramatisches Naturell sind daran schuld: er wußte selbst recht gut, daß sein Brutus „ohne Musik nur Fachwerk und Netz" sei, er verhehlte sich nicht „das Abgebrochene, dem Lesen nach Einzelne und Wüste"; aber „es soll nicht gelesen, es soll gehört werden. Es soll nur sein, was die Unterschrift am Gemälde oder Bildsäule ist, Erklärung, Leitung des Stroms der Musik, durch dazwischen gestreute Worte." „Die Worte sollen nur den rührenden Körper der Musik beleben und diese soll sprechen, handeln, rühren, fortsprechen, nur dem Geiste und dem Umriß des Dichters folgen." So erläutert er selbst seinen Versuch eines „Dramas zur Musik" seiner Braut, namentlich aber Gluck gegenüber, und weist uns damit von seiner eigenen Theorie aus den Standpunkt der Beurteilung, den er eingenommen wissen will.

Auch in Weimar fehlte es nicht an einem Manne, der wie Müthel in Riga, Bach in Bückeburg geeignet war, Herder wieder auf das Gebiet musikalischer Poesie zu locken. Es war dies der dortige herzogliche Kapellmeister Ernst Wilh. Wolf. Und auch an äußeren Anlässen dazu fehlte es nicht. Ein solcher war gleich der Kirchgang der Herzogin Luise nach der am 3. Febr. 1779 erfolgten Geburt der Prinzessin Luise Auguste Amalie, wozu Herder eine von warmem Anteil eingegebene Kantate dichtete, pietatis non musae opus, wie er sie bescheiden bei der Übersendung an Gleim (22. III 79. Von und an H. I, 63) nennt; die Musik dazu lieferte Wolf. Im folgenden Jahre aber brachte dieser Händels Messias

in Weimar zur Aufführung, wozu Herder den deutschen Text lieferte. Die mächtige und nachhaltige Wirkung dieses Tonwerkes, über die er sich selbst bald darauf im 46. der „Briefe, das Studium der Theologie betreffend" (Suphan XI, 72) mit gewohnter Beredsamkeit aussprach, gab ihm nicht bloß im allgemeinen eine höhere Anschauung über kirchliche Musik, sie diente ihm nicht bloß als eine höchst wichtige Stütze für seine alte Abneigung gegen malende Musik und seine Überzeugung, daß deren eigenstes Gebiet die Empfindung sei (als solche wird Händels Messias noch in der Adrastea III, 2, 343 benützt), sie regte ihn auch zu eigener Produktion an. Er faßte den Plan zu einem „Jahrgang Kirchenkantaten" für seine Kirche, der freilich über die fertigen noch vorhandenen Skizzen für die Sonn- und Festtage vom 1. Advent bis Exaudi nicht hinaus gedieh.*) Ausgeführt wurde nur (1781) eine von dem Gedanken „der allgemeinen Erwachung und Wiedergeburt" beseelte Osterkantate, deren wohllautende Verse ausdrücklich wieder nur bestimmt sind, „nichts als Zeichnung auf der Erde" zu sein, „wo und wie weit das musikalische Zelt abgesteckt werden sollte". Und Herder hatte es auch nicht unterlassen seinem Texte Andeutungen für den Komponisten beizufügen. Es ist kein Widerspruch zur Theorie, wenn er diesen darin mehrfach für die Recitation zu malender Begleitung anzuweisen scheint. Denn es handelt sich dabei nicht um malerische, die Grenzen der Musik überschreitende Kunststücklein (vgl. das Göttergespräch „Ob Malerei oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre?" Zerstr. Bl. I, 1785, 155), sondern um eine sich der Dichtung anschmiegende ausdrucksvolle, charakteristische Musik, und die Empfindung herrscht durchaus vor. Wolf gelang denn auch die Komposition nach des Dichters Urteil „meistens sehr gut". Zwei Jahre später gab der Kirchgang der Herzogin nach der am 2. Februar 1783 erfolgten Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich abermals Gelegenheit zu einer Kantate, die am 9. März mit Wolfs Musik aufgeführt wurde.

Das eigentlich dramatische Gebiet aber — und von diesem müssen nach Herders Theorie (vgl. den Aufsatz „Cäcilia", Zerstr. Bl. V, 313 ff., Adrastea III, 2, 324 ff.) die Kantaten und Oratorien, insofern sie Kirchenmusik sind und als solche Repräsentation ausschließen, streng geschieden werden — betrat Herder in Weimar erst wieder in den neunziger Jahren. Ein Schauspiel nach Cervantes „Die Zigeuner" aus dieser Zeit kam über das Scenarium nicht hinaus. Vollständig ausgeführt aber ohne die letzte Feile ist das musikalische Drama „Der Tod der Naemi", wozu vermutlich Baldes Jephthias die Anregung gegeben haben dürfte. Da diese Dichtung ungedruckt ist, kann ich über ihre Bedeutung für Herders Entwickelung auf diesem Gebiete nicht weiter urteilen.

*) Wenn J. G. Müller (Aus dem Herderschen Hause S. 71. 13 Okt. 80) sagt: „Bis Ostern hat er sie schon fertig," so meint er damit schwerlich, wie Redlich versteht, daß sie „Ostern fertig sein sollten", sondern daß Herder sie, d. h. die Entwürfe dazu bis Ostern, damals bereits fertig hatte.

Dramatische Form wählte Herder auch für die Allegorie „Aeon und Aeonis", die er im ersten Stück der neugegründeten Zeitschrift Adrastea (1801) erscheinen ließ. Schillers hartes Urteil, was an dem Stücke gut sei, die Aufstellung zweier Hauptfiguren (Aeon, die alte Zeit, und Aeonis, seine und Aretens Tochter, die neue Zeit, die jene ablöst) als ein Gegensatz, der sich auflöst und die Begleitung derselben mit allegorischen Nebenfiguren sei Goethe (Palaeophron und Neoterpe) abgeborgt, und mit der eignen Erfindung beginne die Pfuscherei (an Goethe 20. III. 1801 Nr. 801), ist leider nicht unbegründet. Man kann ihm nicht widersprechen, wenn er durchweg eine feste Gestalt vermißt, es ist alles noch viel zu sehr Abstraktion, die nicht zu rechter lebensvoller Anschaulichkeit gelangt; selbst der aufgestellte Gegensatz kann nicht recht wirksam in die Erscheinung treten, und auch die versöhnende Pietät der Aeonis, die von Recht und Wahrheit (vgl. Adrast. I. 1, 111 ff.) eingeführt als Agape die Herrschaft übernimmt, nachdem sie dem alten Aeon geschworen zu verbessern, was er mißgehandelt, zu vollführen, was er anfing oder auch versäumte, und die noch grünenden und blühenden Zweige seines Kreuzes gesammelt und den Sterbenden mit ihrem Veilchenkranz bekränzt und mit ihrem Schleier verhüllt hat, macht diese Mängel nicht gut. Goethe fiel besonders „die Bitterkeit (er denkt wohl an die gehässige Behandlung der neuern Philosophie S. 257 166) und Trauer in Einem Produkte" auf (21. III, 1801 Nr. 802), 1818 aber führte er in dem schon (Einl. zum Cid S. LXII f. und zu den Legenden S. 239) erwähnten Maskenzug auch Aeon und Aeonis vor, den Grundgedanken liebevoll hervorhebend und dem Anlaß anpassend. Auch dieses allegorische Drama ist in Verbindung mit Musik gedacht und mit Chören ausgestattet. Für den Dialog aber ist schon hier der fünffüßige Jambus, der in den Bückeburger Dramen kürzeren abwechslungsreicheren Versen hatte weichen müssen, wieder angenommen, und dies gilt mit Ausnahme einzelner lyrisch gehobenerer Stellen auch für die folgenden Dramen: Ariadne-Libera (1802), Prometheus (1802) und Admetus Haus (1803). Die zwischen das allegorische Drama und die Ariadne fallende „Eloise" (1801), die Herder der sein sittliches Gefühl tief verletzenden Dichtung Popes als Ehrenrettung entgegensetzte, ist zwar auch als musikalische Dichtung im Wechselgesang (vorwiegend Distichen) zwischen Agnes und Agathe, den Nichten Abälards, an Eloisens offenem Sarge vor der Bestattung, und mit Chören gedacht, aber wesentlich lyrisch.

Die Ariadne aber ist ebenso eine Exemplifikation ästhetischer Anschauungen, wie es die Rigaer Pfingstkantate und der Brutus gewesen; sie hat aber auch eine polemische Spitze. Über diese seine Absichten spricht sich der Dichter selbst in der prosaischen Vorrede zu seiner Dichtung aus, und einige Aufsätze in der Adrastea ergänzen diese. Zunächst giebt ihm die Umgestaltung der Gerstenbergschen Ariadne*), die von Herder nicht

*) Kürschners Deutsche National-Litteratur 48, 281 ff.

nur als Kantate sehr geschätzt wurde, sondern auch nachweisbaren Einfluß auf seine eigene Dichtung nahm, zu einem Mono- oder richtiger Duodrama durch Brandes (Gotha 1775) Anlaß zur Polemik. Er ließ dieser ganzen Mittelgattung, in der Deklamation und Musik abwechseln, weil darin „Töne die Worte, Worte die Töne, als unvereinbar mit einander jagen", dann noch in der Adrastea III, 2, 323 f. eine kurze Abfertigung zuteil werden (vgl. auch Böttiger Litt. Zust. u. Zeitgenossen I, 126 wo es statt „Melodramen" eigentlich „Monodramen" heißen soll). Sein Absehn war aber doch noch auf etwas weiteres gerichtet. Indem er dieser „mißlichen" Mischgattung die des Melodramas entgegensetzte, in der nicht Poesie und Musik einander hindernd in den Weg treten, aber auch nicht wie in der Oper diese ausschließlich herrschen und die Poesie zu einer gleichgültigen, nicht selten widerwärtigen und läppischen Dienerrolle herabdrücken, ebensowenig aber wie im modernen Drama bloßes unmusikalisches Spiel und Deklamation walten, vielmehr im ganzen, namentlich im gesprochenen Dialog (daher wieder der fünffüßige Jambus) die Poesie herrschen, die Musik, namentlich in lyrischen Stellen und Chören, ergänzend und unterstützend eintreten sollte, glaubte er einen Schritt näher zu thun zum Drama der Griechen, deren „theatralisches Heldenspiel" nach seiner Auffassung „ganz Melodrama" war (vgl. Adrastea II, 2, 258 ff., 286 ff.). Demgemäß sollte seine Ariadne, wie uns die Vorrede belehrt, die treffliche griechische Fabel nicht nur im Zusammenhange ihrer drei Scenen, sondern auch — und dies wird ausdrücklich als die eigentliche Absicht hervorgehoben — „unter das hohe Gesetz des griechischen Drama gestellt zeigen, nach welchem über Thaten und Verirrungen der Sterblichen ein lohnendes und strafendes Schicksal waltet". Zugleich sollte der Versuch gemacht werden, „wie Chöre des griechischen Drama, ohne welche dieses sich schwerlich denken läßt, zwanglos eingeführt werden möchten". Was den letzten Punkt betrifft, so brauche ich nicht erst an die bis zu einem gewissen Grade verwandten Bestrebungen Goethes und Schillers — beide faßten eine Regeneration des Dramas von der Oper aus ins Auge — und des letztern Braut von Messina (1803) zu erinnern: es ist vielmehr zu verhüten, daß nicht volle Übereinstimmung zu walten scheine, wo der Gegensatz entschieden überwiegt. Wie wenig zufrieden Herder mit den Vorgängen auf der Weimarer Bühne war, zeigt der Briefwechsel. Nur „auf Repräsentation und Deklamation" schien ihm auf demselben die dramatische Kunst gesetzt; der Inhalt des Stücks sei diesen ersten tief untergeordnet oder komme gar nicht in Betracht in Ansehung des Zuschauers, den man „leer und trostlos von dannen gehn" lasse. Namentlich hatte der „ungriechische, die Schamhaftigkeit und Sittlichkeit so beleidigende" Jon A. W. Schlegels, den Goethe zu Anfang 1802 auf die Bühne gebracht hatte, auch bei Herder und seiner Gattin, die hier gegen Gleim das Wort in seinem Namen führt, Anstoß erregt. (Von u. an H. I, 301, vgl. Knebels Nachl. II, 328.) Herders ausführlicheres Urteil lesen

wir in den erst nach seinem Tode (Adrastea VI, 1, 97—105) gedruckten, aber schon 1802 geschriebenen und nur zur Vermeidung eines Konflikts mit Goethe wieder zurückgelegten Blättern,*) die gegen eine Verpflanzung des ganzen griechischen Theaters mit Stamm und Wurzeln schon wegen der Verschiedenheit der Zeiten und Anschauungen protestierend manche Schwäche des Schlegelschen Stückes gewiß treffend hervorheben, zugleich aber wieder den moralischen Standpunkt in das ästhetische Gebiet hineintragen. Indes nicht bloß Schlegels Jon traf seine Verurteilung, auch die Braut von Messina war ihm „ein grasses Unding" (Knebels Nachl. II, 347). Der „neugriechischen Dichtkunst" sollen nun offenbar seine eigenen Versuche entgegengestellt werden und zwar nach demselben Kunstprinzipe, das auch der bereits im März 1802 erschienene Adrastea-Aufsatz über das Drama (II, 2, 286 ff.) ausführt. Denn wenn auch die Kritik über Schlegel damals unterdrückt wurde, über das Drama war er angesichts der Gefahren, die ihn seine Verbitterung sehen ließ, doch „scharf und in heiligem Eifer" sowohl gegen die eines höhern Zweckes bare Aufregung der Leidenschaften als gegen die weiche Rührung, bei der wir mit Gervinus insbesondere an Kotzebue denken werden. In seinen positiven Aufstellungen schließt er sich, wie er ja überhaupt davon ausgeht, das antike Drama dem verderbten modernen gegenüberzustellen, an Aristoteles an. Er stimmt mit Lessing überein in einem so wesentlichen Punkte wie die moralische Auffassung der tragischen Katharsis (denn was darüber hinaus sich bei ihm an Hinweisung auf die religiöse und selbst medizinische Bedeutung aus Aristoteles findet, kommt vor jener doch eigentlich nicht auf), thut aber zugleich in seiner schwankenden Weise wieder einen Schritt hinter Lessing zurück, indem er nicht nur in der bekannten Definition ein ungehöriges Gewicht auf den Begriff der Vollendung (περαίνουσα) der Läuterung „solcherlei" Leidenschaften durch Erbarmen und Furcht legt, sondern namentlich weiterhin zwar der „Furcht und Teilnehmung" eine besondere Erörterung widmet, aber doch auch wieder die von Lessing richtig betonte Beschränkung auf diese beiden Affekte fallen läßt und als Zweck der Tragödie aufstellt, „jede Leidenschaft in uns so zu läutern, daß sie ein Werkzeug der Vernunft werde". Diese Vollendung aber geschieht durch die Darstellung des (und diesen Begriff wird er nicht müde zu betonen) entscheidenden Schicksals, dessen Wage der Dramatiker in fester Hand halten, dessen Ausleger er sein soll. Aber nicht etwa eines schadenfrohen oder blinden „dummen, stupiden" Schicksals, sondern einer „Verknüpfung der Begebenheiten und Umstände", welche „nur durch Menschen-Charaktere wirkt", so daß wie im antiken Drama die Schicksale jedes Helden „die Exposition seines Charakters" sind (vgl. S. XLIV). Dies wird wie vorher schon an den Tragödien des Äschylus und

*) Unbegreiflich ist, daß Düntzer, der (Hempel XIV, 737₁) doch auf die oben citierten Briefstellen hin das richtige Verhältnis erkannte, gleich bei dem ersten Ausfall Herders (S. 738₁) wieder an Schillers „Braut" denken kann, was schon die Zeit verbietet.

Sophokles dann auch noch an Shakespeare, namentlich Hamlet und Macbeth, und Lessing (Nathan, Emilia) gezeigt. Es ist der unanfechtbare Begriff der „dramatischen Gerechtigkeit“, der nur leider in Herders bereits bekannter Auffassung ihm unter der Hand aus einem ästhetischen zu einem moralischen wird. Damit sind wir aber wieder bei dem „hohen Gesetz“, von dem die Einleitung zur Ariadne spricht. Die letztere selbst nun muß, auch wenn man sich ganz auf Herders eigenen Standpunkt stellt, als ein schwaches Stück bezeichnet werden. Gerade um ein solches durch die Charaktere wirkendes Schicksal darzustellen, wie er es verlangt, fehlt es Herder wirklich viel zu sehr an der gestaltenden Kraft um feste, lebensvolle Charaktere zu schaffen und an der Fähigkeit zu wahrhaft dramatischer Führung der Handlung. Von einer eigentlich dramatischen Verwicklung kann denn auch in seiner Ariadne kaum die Rede sein, darnach ist schon die Fabel an sich nicht recht angethan, und die Behandlung ist vorwiegend lyrisch und in der Darstellung des Affekts der schuldbewußten und verzweifelnden Ariadne fehlt es allerdings nicht an gelungenen Zügen. Die dramatische Motivierung aber ist unzulänglich. Man ist auf Naxos gelandet. Ariadne „die Verlasserin muß verlassen werden“: das verlangt das vom Oreadenchor verkündete „Schicksal“ ebenso wie daß Theseus, der „ihrem Vater seine Tochter nahm, seinen Vater nie mehr lebend siehet“. Letzteres bleibt bei der Verkündigung, zur Erfüllung kommt es im Drama selbst nicht. Um aber das Schicksal der Ariadne näher zu motivieren und zugleich die Schuld des Theseus zu mildern greift der Dichter einerseits zu einer grillenhaften Erfindung (Pallas giebt durch Zeichen kund, daß sie eine Königin neben sich in Athen nicht dulde; die Vergleichung mit Medea weist Theseus selbst ganz richtig als unpassend zurück), sondern macht auch aus Theseus eine willenlose Puppe in der Hand des Kalchas, der ihn, nachdem er sich geweigert Ariadne zu verlassen und darauf plötzlich in einen von einer „heil'gen Macht“ über ihn verhängten Schlaf versunken ist, in diesem Zustande zu Schiffe bringen läßt. Wenn dann aber Ariadne, die, erwacht, in Verzweiflung sich ins Meer stürzt, aber von Ino gerettet und von Liber, dem sie Amor schon früher schlafend als die Braut gezeigt, die er zum Lohne ihm für seine schönen Thaten auserkor, als Libera zu sich erhöht wird, so vermochte schon der zum Lobe geneigte Knebel das Bedenken nicht zu unterdrücken, daß „der Übergang des verliebten Herzens vom Theseus zum Bacchus dem Herzen noch etwas bänglich“ bleibe (Nachl. II, 382). Der fehlende innere Zusammenhang aber ist doch nur notdürftig hergestellt durch die in den Mythus gelegte Idee, daß Ariadne von dem Gotte gerettet werde, weil sie wie er fühle „den zauberischen Wahnsinn, wohlzuthun, zur Menschenfreude“, als Retterin, als welche sie auch zum Schluß Libers Chöre preisen und der statt eines Epilogs dienende Hymnus auf „Ariadnes Krone“ (das Sternbild), der sie als Symbol und Vorbild der Weiblichkeit, der Frauen hinstellt, deren „Name Befreiung ist“ (vgl. das Epigramm „Bacchus und

Ariadne": „Allegorien der Kunst" 11). Werfen wir aber auch noch einen Blick auf die Chöre der Oreaden, Tritonen und Meeresgötter, des Liber, der Jünglinge und Jungfrauen im Gefolge des Theseus, so zeigt schon die Aufzählung (und das gilt auch für die folgenden Dichtungen), daß diese Chöre vielmehr die der modernen Oper, des Musikdramas sind als des griechischen Dramas: dazu fehlt ihnen schon die unerläßliche Eigenschaft der Einheit.

Aus Anlaß der im Taschenbuch für 1803 (Braunschweig, Vieweg) erschienenen Ariadne äußerte Gleim in seinem Briefe vom 14. November 1802 (Von u. an H. I, 304), wenn er noch ein Schriftsteller sein könnte, so schriebe er etwas von den unmenschlichen Mythen der Alten und erklärte sich gegen sie; insbesonders wies er auf die Mythe des Prometheus bei Äschylus, in der ein Menschenfreund so entsetzlich gestraft werde, als „eine der unmenschlichsten" hin. Karoline Herder konnte darauf (30. Dez. a. a. O. 305) mit der Ankündigung des entfesselten Prometheus erwidern, der eben vollendet gewesen sei, als Gleims „Aufmunterung kam die unmenschlichen Mythen der Alten menschlicher zu machen". Als eine Probe davon bezeichnete Herder denn auch mit der Erklärung, daß er Gleims Meinung stets gewesen, seine Dichtung in der Zuschrift an Gleim, mit der er sie im siebenten Stück der Adrastea erscheinen ließ. Er lehnt darin nicht bloß den Gedanken an einen Wettstreit mit Äschylus, sondern selbst, und dies mit Recht, den Namen Drama für seine Dichtung ab und bezeichnet sie ausdrücklich nur als „Scenen". Die angekündigte menschliche Anwendung des harten griechischen Mythus besteht nun darin, daß er „den edelsten, vielleicht auch den natürlichsten Sinn in sie legt, die Bildung und Fortbildung des Menschengeschlechtes zu jeder Kultur, das Fortstreben des göttlichen Geistes im Menschen zu Aufweckung all seiner Kräfte". Dem an den Felsen geschmiedeten Prometheus ist die Weissagung geworden, wenn der stärkste seiner Menschen die größte That vollbracht, wenn er selbst die tapferste vollführt habe, dann würden sich die Fesseln lösen und er sein großes Werk auf Erden gedeihen sehn. Mancherlei Kunde kommt ihm, die ihm sagt „Vernunft gedeiht auf Erden". So kommen zu ihm Oceanus und die Oceaniden, Gäa und die Dryaden, klagend über die Sterblichen, die immer mehr wagen, werden aber von ihm beschwichtigt. Es nahen ihm Ceres-Demeter und Bacchus, die sich seiner Menschen annehmen, deren Gaben aber auch manche Mühen, ja Verwirrung den Menschen zu bringen drohn, endlich Hermes, um ihn mit der Truggestalt der Pandora, dem Symbol der falschen Kunst, zu versuchen, er wird aber von Prometheus abgewiesen. Ein Erdbeben und unterirdische Stimmen kündigen die Ankunft des Alciden an, der, wie Gäa bereits dem Prometheus zu seiner Freude mitgeteilt hat, in die Unterwelt gedrungen ist um Theseus zu retten und damit, daß er so für den Freund das eigene Leben wagte, die größte That vollbracht hat. Er tötet den Adler und ladet den Prometheus vor den Thron seiner Mutter

Themis, die zwischen den Göttern und Prometheus entscheidet. Jene haben sich durch Gewalt und Macht selbst Genugthuung verschafft und was Sträfliches an Prometheus war, auch seinen Geistesübermut hat er gebüßt „und dadurch die größte That gelernet und geübt, Beharrlichkeit". Indessen ist sein Werk unübereilt gediehen und die menschenfreundlichsten der Götter sind ihm hilfreich: Pallas tritt zu ihm um an Stelle der von ihm verschmähten Pandora ihm die wirkliche zuzuführen, „Agathia, die reine Menschlichkeit", seines Werkes Ziel. Der Chor der Musen und „wechselnde Stimmen" beschließen, die Gaben des Prometheus, der Agathia und der freundlichen Götter preisend, diese „Scenen", von denen durch die kritische Ausgabe kürzlich noch ein teilweise weit abweichender Entwurf ans Licht gekommen ist. Herder selbst hatte sich auch mit der gedruckten Fassung nicht genug gethan, und als Karoline den Prometheus an Knebel sandte (19. Febr. 1803, Knebels Nachl. II, 342), bat sie um ein mildes Urteil über diese Dichtung, „die ganz unter dem, was er wollte, geblieben ist". Ja hätte er Zeit und Geld gehabt, so hätte der Prometheus umgedruckt werden müssen: so sehr war er selbst und Karoline mit ihm überzeugt, daß dies Thema eine ganz andere Ausführung verlangt hätte, — fügen wir hinzu, eine Ausführung, die das wirklich in reicher poetischer Anschaulichkeit entwickelte, was bei Herder nur angedeutet wird und im abstrakten Gedanken stecken bleibt. Gleichwohl fand der Prometheus bei Freunden wie Gleim und Knebel begeisterte Aufnahme (Von u. an H. I, 306; II, 224), denn auch die „Liebe und Bewunderung" des letztern ist gewiß mehr als „Balsam", wie ihn die besorgte Karoline erbeten hatte, und noch spät in Lißt sogar einen Kompositeur (Leipzig, Kahnt). Von den Ausstellungen Knebels aber verdient wenigstens die letzte Beachtung: das Bedenken gegen Agathia, sie sehe zu sehr einer neuen katholischen Heiligen gleich und schicke sich nicht wohl zu dem alten Götteradel. In der That erkennen wir unschwer unter der antiken Maske die Gestalt der Psyche-Carita, von der in der Einleitung zu den Legenden (S. 235 f.) die Rede war.

Das Gefühl des Mißlingens nach der Vollendung des Prometheus ward durch so wohlthuende Freundesworte voll Liebe und Aufmunterung gemildert (Knebels Nachlaß II, 344). In demselben Winter 1802/3 aber hatte er bereits einen dritten Versuch in der mit der Ariadne eingeschlagenen Richtung begonnen und vor seiner Abreise nach Schneeberg (12. Juli 1803) zu einem vorläufigen Abschluß gebracht: es ist die in diese Auswahl aufgenommene Dichtung „Admetus Haus", oder wie sie damals noch hieß: „Hygea" (vgl. zu Sc. 10 vor V. 447). Vollendet d. h. ins Reine geschrieben wurde sie unter dem neuen Titel in Schneeberg, von wo er sie an seine Gattin sandte mit der Frage um ihre Meinung, wohin sie sich schicke (Erinnerungen III, 120. 225 f. 230 f.). Ursprünglich war sie für Wilmans Almanach bestimmt (Knebels Nachlaß II, 306, Nr. 51; der Brief ist die Antwort auf den Knebels vom 25. Nov. 1802 Von und an Herder III, 219). Der Tod verhinderte aber Herder sie noch selbst zu

veröffentlichen. So erschien sie erst 1806 in der Gesamtausgabe (Z. sch. L. u. K. VI) mit zahlreichen willkürlichen Änderungen, die erst in der kritischen Ausgabe, der ich natürlich folge, auf Grund der erhaltenen Handschriften beseitigt wurden. Ein Separatabdruck, über den Redlich (S. 563 f.) Auskunft giebt, war Mietau 1808 erschienen.

Was Herder in Prosa von der Ariadne sagte, das hat er, wie er selbst an seine Frau schreibt, hier im versifizierten Prologus gesagt, der samt dem Epilogus „eines Vormittages leichte Arbeit" in Schneeberg ist, in dessen erquickender Natur ihm die Arbeit so „ungemein leicht" ward. Man wird in der That in V. 38—52 die oben entwickelten, auch in der Einleitung zur Ariadne kurz angedeuteten Gedanken wieder finden, und wie dort geht auch hier eine Erklärung über das gewählte Sujet voraus. Wie sehr er von diesem ergriffen war, zeigt die Erwähnung in den Christlichen Schriften (Von der Auferstehung 1794, Suphan 19, 125, 162)*) und der schon angeführte Brief an Knebel, worin er die Heldin „wohl die höchste" nennt, „die es in der Menschheit giebt"; und von diesem tiefen Gemütsanteil giebt die Dichtung selbst in ihren Vorzügen und Schwächen Zeugnis. In ihren Vorzügen, indem die edle Empfindung und die hohe sittliche Auffassung, die das Ganze durchströmt, schwerlich auf irgend einen Leser ihren Eindruck verfehlen dürften; in ihren Schwächen, indem auch hier diese Empfindung sich auf Kosten der dramatischen Handlung geltend macht und jene hohe Auffassung gerade zu Umgestaltungen des Stoffes verleitete, die nicht zu rechtfertigen sind. Zu Grunde liegt Herders Drama wie Wielands Singspiel Alceste (1773), die Alkestis des Euripides, deren Benützung im einzelnen meine Anmerkungen nachweisen, aber mit bedeutenden in die Komposition tief einschneidenden Veränderungen. Beim Euripides beginnt das Drama mit dem Augenblicke, wo Apollon, der den Admet durch den den Moiren abgelisteten Tausch gerettet, um der Befleckung durch den bevorstehenden Tod der Alkestis auszuweichen, im Begriffe ist das gastliche Haus zu verlassen, dessen Schwelle eben Thanatos betreten will um, unerbittlich auf sein Recht pochend, mit seinem Schwerte das Haupthaar der Sterbenden zu weihen. Herder dagegen hat gleich Wieland den Beginn des Dramas weiter zurück, vor die Entscheidung über das Schicksal das Admet gerückt, um Gelegenheit zu gewinnen, den Opfermut und Entschluß der Heldin, auf den er soviel Gewicht legt, vorzuführen; er konnte aber auch für diese Partie z. T. die schöne Erzählung der Dienerin bei Euripides (V. 155 ff.) benützen, der uns Alkestis selbst erst vom Leben und den

*) „Ihr weint mit Admetus zärtliche Thränen, wenn sein geliebtes Weib, die sich für ihn in den Tod gab, durch seinen Gastfreund ihm unverhofft zurückgeführt wird:

'Was soll ich sagen? ihr Götter! Ein ungehofftes Wunder!
Ist sie es? oder täuschten die Götter mich mit Freude?
Sie ist es! Ist's kein Trugbild leerer Schatten?
O süßes Auge, holder Körper,
Den ich zu sehen nimmermehr gewähnt!" (Euripides 1123 ff., 1133 f.)

Ihrigen Abschied nehmend vorführt. Vollständig beseitigt hat Herder nicht nur die für unser Gefühl allerdings peinliche Streitscene zwischen Admet und seinem Vater Pheres, der im Begriff den Sohn zu trösten und Leichenschmuck für die Verstorbene zu bringen, vom Sohne, dem er sein Leben nicht zum Opfer bringen mochte, hart fortgewiesen wird, sondern auch — und hierin schwerlich unbeeinflußt von der zweiten Version der Sage, wonach Persephone, gerührt durch die Treue der Alkestis, diese wieder zum Leben entläßt (vgl. C. Robert, Thanatos, Berlin 1879, S. 28 ff.) — die noch von Wieland beibehaltene Dazwischenkunft des Herakles, der beim Euripides schon von Apollon dem Thanatos gegenüber angekündigt, von Admet trotz der Trauer des Hauses mit doppelsinniger Verhüllung des wahren Grundes derselben gastlich aufgenommen wird, aber sobald er denselben erfahren, hingeht und dem Thanatos die Verstorbene abringt und sie ihrem Gatten wiederbringt, der dabei Gelegenheit findet erst noch seine Liebe und Treue gegen die Hingeschiedene zu erproben. Nicht der äußern Dazwischenkunft eines andern, sondern seiner eigenen Tugend, von der wir übrigens nur hören, nicht selbst sehen,. soll nach Herders Anschauung von dem gerecht entscheidenden Schicksal Admet sein neues Glück verdanken. Ich will nicht entgegenhalten, daß dies eigentlich auch bei Euripides der Fall ist; denn nur dadurch, daß Admet seinen eigenen gerechten Schmerz verleugnend die heilige Pflicht der Gastfreundschaft übt, gewinnt er sich den Retter; auch wenn man die tiefere Auffassung bei Herder zugiebt, kann man doch die Ausführung nicht loben. Schon in der neunten Scene hat ihn sein zarteres Empfinden, um den Sieg der tapfern Liebe selbst über den Orkus (V. 37 f.) darzustellen, zu einer Änderung verleitet, die nichts weniger als eine Verbesserung des Euripides ist. Denn die Art, wie der Tod bei ihm auftritt, ist nicht etwa bloß ungriechisch, sondern an sich unwahr, weil dem Wesen desselben widersprechend. Mit dem Auftreten der Hygea aber, die den „bösen Tod" verscheucht, womit er sein Original fortan ganz verläßt, ist die Handlung eigentlich zu Ende, und die allegorisch-moralisierenden Spielereien mit den Blumenspenden und der Überweisung von Stab und Leier an die Gatten können uns schwerlich für die Leere dieser Scenen an thatsächlichem Inhalt entschädigen. Trotz diesen Schwächen stehe ich nicht an diese Dichtung als die noch verhältnismäßig gelungenste unter den dramatischen Versuchen Herders zu bezeichnen, und selbst die Behandlung des Chors, dessen Einheit allerdings auch hier nicht festgehalten ist, kommt wenigstens in den ersten Scenen unter allen diesen Versuchen dem griechischen Vorbilde am nächsten.

Admetus Haus.

Der Tausch des Schicksals.

Ein Drama mit Gesängen.

Prologus.

Wenn ein Ereignis sich am Himmel zeigt,
Die Sonn' erlischt, der Mond verdunkelt sich,
Aus Nacht wird Tag, im Dunkel glänzt ein Licht auf,
Ein Stern erscheinet neu und wunderbar;
Zusammen tritt die Menge dann und staunt,
Erschrickt und fraget um die Ursach. Wer
Sie ihr erklärt, ist der Natur Prophet.

Im Menschenleben, wenn ein Unglücksfall
Das schönste Glück der Sterblichen zerstört;
Ein Blitz trifft ihre Hütte; jäher Sturm
Stürzt den Palast hinab von seiner Höh;
Die Menge staunt, erschrickt und fragt um Rat
Den Weisen, der die Schickung ihr erklärt.

Wenn in dem Labyrinth des Lebens zwei
Verschlungne Seelen, die die Liebe band,
Ein widriges Geschick mit wilder Macht
Aus 'nander reißet und ein gütiges
Sie unverhofft und froh zusammenführt,
Wenn, die sich auf der Woge roll'ndem Lauf
Über dem Abgrund jetzt das einz'ge Brett,
Das beide trug, einander willig lassen
Und dem Erbarmen sich der Flut vertraun;
Mit Thränen sieht vom sichern Ufer dann
Der Harte selbst der Liebe letzten Kampf
Um Tod und Leben, klagt die Götter an,

Und dankt den Göttern, wenn die Liebenden
Großmütigen, das Ufer beide froh
Betretend, wechselnd sich das Leben danken.

*
* *

Ein Sturm des Unglücks wird euch dargestellt,
Ihr Freund'; ein Blitz, der auch in Tempes Thal,
In eines Gottes Näh, das Heiligste,
Die reinste Freude, die auf Erden blüht,
Ein häuslich Glück zerstörte, unerbittlich —
Im Schiffbruch werdet ihr der Liebe Kampf
Erblicken; über Tod und Leben wie
Die Lose sich verändernd wechseln, und
Nicht im Olymp allein, im Orkus selbst
Die tapfre Liebe siegt.
O sehet's an
Mit Augen des Gemütes, nicht mit schwacher
Zerstreuter Rührung nur: (denn rühren kann
Der Unsinn auch, den die Vernunft verwirft,
Das Herz verabscheut.) Wägen soll der Kampf
Großmütiger Gesinnungen, was auch
Der Zärtlichkeit und was ihr nicht gezieme;
Wem wir das Leben schuldig sind, wem nicht;
Was Ehr' und Pflicht gebieten und was sie
Auch als ein williges Geschenk verschmähn;
Wie hilfreich uns des weisen Freundes Rat,
Des Güt'gen That in der Verwirrung sei,
Wenn sich des Schicksals Lose wechseln. Seht
Mit festem Mut die Fabel an und hofft
Den schönsten Ausgang — der Gerechtigkeit!

---

39 ff. Vgl. Adrastea II, 2, 351: „Rühren und nichts als Rühren ist der schlechteste oder vielmehr kein letzter Zweck des Trauerspiels. Muß man denn nicht wissen, wofür, wodurch, wozu man gerührt werde? Bei einem verwöhnten, thränenreichen und empfindungsarmen Publikum sind nasse Tücher das zweideutigste Feldzeichen vom Wert des Dichters. Thränenwerte Scenen giebt es im Leben gnug; von ihnen wollen wir durch Kunstfabrikate die Menschen nicht entwöhnen. Lernen sollen diese vielmehr, wo sie weinen, aber auch wo sie zürnen, wo sie nicht weinen, sondern handeln, wo sie nicht weinen und fassend sich beruhigen sollen: denn dies, nur dies ist nach allen geweinten Thränen der letzte Zweck des tragischen Theaters" und Einl. S. 334 ff. 339.

1.

(Chor der Alten in Admets Gebiet.)

Der Chorführer.

In banger Todesstille
Schweiget der Palast,
Wo täglich sonst der Freude Jubel tönten;
Denn sein Bewohner, unser König, stirbt.
In Blüte seines Lebens, im Genuß
Der schönsten Freuden mit Vater und Mutter
Und Kindern und Gemahl
Mähet den Guten, den Wohlthätigen
Die Hippe des Todes langsam-früh hinweg.
So bald verblühn auch die unschuldigsten
Lebensfreuden, wenn die Parze winkt.

Chor.

Admet, der Gute, der Wohlthätige,
Der Hochbeglückte stirbt.

Der Chorführer.

Seit Phöbus-Apoll den Olymp verließ,
Verbannt von seines Vaters Zorn,
Wählt' er die Auen Admets,
Des schönen Tempe Thal; er weidet' unsre Herden
Mit Segen und Ruh und Glück.
Um ihn tanzten Chöre der Schäfer und Schäferinnen,
Die er beim Klange der Leier zum Olymp erhob;
Um ihn scherzten Mütter und Kinder,
Die er zu sanften Sitten bildete;

53 f. Vgl. den Eingang der Parodos bei Euripides (Donner) V. 76 f.: „Was ist es so still doch vor dem Palast? Was ruht in Schweigen Admetos' Haus?" — 66 ff. Vgl. Eurip. 1—11.

Den Palast Admets umtönten früh und spät
Gesänge des dankenden Volks,
Des glücklichen Thessaliens. —
Apoll entzieht sich unsrer Flur;
Er weidet fern von uns.
Thessaliens Volk singt Trauertöne jetzt,
Trauertöne.

Chor.

Admet, der Gute, der Wohlthätige,
Der Hochbeglückte stirbt.

Der Chorführer.

Die tiefste Klag' ertönt im jammer-erfüllten Hause dort,
Der Sorgen Wolke brütet auf ihm,
Seufzen und Ächzen ruft
Das Erbarmen an, das ach! die Parze nicht kennt.
Seht! Aus dem Palaste tritt
Die Gemahlin hervor,
Tiefverhüllet. Sie träget selbst,
Ihre Kinder und Dienerinnen tragen
Weihgelübde, sühnende Geschenke
Den Göttern der Unterwelt; — doch nein!
Den guten Göttern ihres Hauses. Seht!
Die Königin entschleiert sich. Mich dünkt,
Ein Strahl der Hoffnung glänzt auf ihrem Angesicht.
Heil dir, Königin, Heil.

Chor.

Trost dir, Königin, Trost!

2.

Die Vorigen. Die Königin.

Königin.

Thessaliens Bürger, die ihr unser Haus
Und euren König liebt, o helft mit mir
Die Götter anflehn, daß sie der schwarzen Nacht
Begier zum Leben meines Gemahls
Abwenden und die hohe Parze besänftigen.

78 f. Vgl. Einl. S. 339 (Eurip. 22 f.).

Oder ist Admetus Haus verschuldet, liegt
Ein geheimer Fluch auf seinem kleinsten Gut,
Wenn etwa wir unwissend, dennoch sündig,
Der Götter Gunst undankbar angewandt,
Daß sie Anzeigung uns und Kunde der
Versöhnung geben. —
Wißt daher, ich sandte
(So riet es mir mein pochend-sehnend Herz)
Nicht ohne Strahl der Hoffnung sandt' ich noch
Zu unserm Freund' Apollo, der uns liebt,
Und in der Nähe, wie ich freudig hörte,
Noch bei uns weidet, Botschaft sandt' ich ihm,
Daß er ein Mittel uns der Hilfe, der
Errettung sage: denn
Der Seher kennt die Zukunft; auch hienieden
Ist ihm der Götter Ratschluß offenbar.
Indes vereinet euch mit mir, ihr Bürger,
Zu flehn den Guten, den Unsterblichen.

(Alcestis zum Altar der Hausgötter auf dem offenen Platz vor dem Hause tretend, nimmt Blumen und Kränze aus den Händen ihrer Kinder und bekränzt den Altar.)

Unsrer Auen Geschenk —
Euer Geschenk, ihr Himmlischen, Kräuter und Blumen
Und Kränze weihen wir euch:
Denn was kann den Unsterblichen
Ein Sterblicher geben, als ihr eigen Geschenk?
Ist's euch Freude, blühende Gefilde,
Lachende Fluren zu sehn und fröhliche Geschlechter;
O schonet der Auen Admetus,
Schonet des edlen Haupts.

Chor.

Schont, o schonet der Auen Admetus,
Schonet des edlen Geschlechts.

Königin.

Milch und Honig weih' ich euch, Götter,
Die stets beglückten unser Haus.
Von den Händen unschuldiger Kinder
Nehmet sie an für ihren geliebten Vater,
Und laßt sie nicht verwaiset stehn.

Chor.

Schont, o schonet des liebenden Vaters,
Und laßt sie nicht verwaiset stehn.

Königin.

Gastfreundliche Götter! War unser Palast
Dem Fremden offen, dem Freund' ein heiliges Haus,
Eine Zuflucht jedem, dem rettende Hilfe gebrach,
O so rettet den Herrn des Hauses,
Mit froher Botschaft vom weissagenden Phöbus-Apollo.

Chor.

O so rettet den Herrn des Hauses,
Mit froher Botschaft vom weissagenden Phöbus-Apollo.

Chorführer.

Der Bote kommt; mich dünkt, mit Glückeszeichen —
Dein Wort, o sag es an!

3.

Die Vorigen. Der Bote.

Bote.

Der Königin geziemet's mich zu fragen.

Königin.

So rede, wie denn auch die Antwort sei.

Bote.

Apollo saß im Schatten eines Baumes;
Neben ihm lag die Leier stumm; er sprach:
„Admetus Leben kann gerettet werden,
Wenn Einer seines Hauses sich für ihn
Dem Tode willig weiht. Wo nicht, so schneidet
Die Parze heut den Faden unerbittlich."
Er nahm die Leier, und sang den Parzen
Ein Trauerlied, das — das ich nicht verstand.

152 ff. 161 f. Vgl. Eurip. 13 ff. (Apollon:) „Diese (die Moiren) haben mir gelobt, Entfliehn dem drohnden Tode soll Admetos, giebt Er einen andern für sich selbst dem Hades hin. Und alle Freunde forscht' er aus und ging umher, Den Vater und die Alte, die geboren ihn; Doch fand er niemand als die Gattin, die für ihn Hinsterben, nicht mehr schauen will der Sonne Licht."

Königin.

Verstandest du denn seine Rede? Sprichst
Du mir zuerst das Wort des Schicksals? Mir?

Bote.

Ich suchte dich in dem Palast und sprach
Es seinem Vater, seiner Mutter aus.
Sie wandten sich, blaß und entrüstet.

Königin.

Ich —
So steh' ich von Admetus Hause dann
Für ihn allein? Denn meiner Kinder kann
Sich keins für ihn zum Opfer stellen. Ich. —
Die Mutter zwar gehört den Kindern an,
Von ihnen unzertrennlich. Welchen Abschied
Soll ich von euch, ihr Mutterlosen, nehmen?
Ihr Hilfsbedürftigen! Wie euch verlassen?
Verwaiset, tief gesenkt zu Boden; Blumen,
Entrissen meinem Stamm, der euch erzog.
Im Orkus noch und im Elysium
Wird sich nach euch mein Herz verlangend sehnen —

(Sie nimmt eins nach dem andern auf ihren Arm.)

Doch sehet ihr nicht eurem Vater gleich?
Und bleibet ihr nicht eurem Vater? Er
Wird eure Mutter sein! — Und kann er's sein?
So gern er's wollte. Wird er euch nicht eine —
Was sprech' ich? eine böse Mutter geben? — Nein!
Das wird er nie!
Er wird in euch mich lieben, seines Lebens
Mit euch genießen, im Andenken meiner —
Und ich? Ach, mein blutloses, ödes Herz,
Den welken Schatten im Elysium,
Erwärmt, ich fühl' es, noch die Mutterliebe;
Auch in Elysium bleib' ich die Eure,
Ihr Kinder, und vielleicht gewähren mir

Vor 174 Bühnenweisung: vgl. den Bericht der Dienerin, was Alk. „that im Hause" bei Eurip. 184 ff.: „Die Kinder hingen ans Gewand der Mutter sich, Und weinten; diese nahm sie wohl in ihren Arm, Und küßte beid' abwechselnd, da sie sterben soll." — 175 f. Vgl. Eurip. 370 (Alk. zu Admet.) „Du werde Mutter ihnen jetzt an meiner Statt." — 177 f. Vgl. zu 345 ff.

Der Mutter, die für euren Vater sich
Hingab, die Götter Eine Bitte noch,
Euch nah, die Zeugin eures Glücks zu sein.
Kommt, meine Lieblinge!

Kinder.

Was sprichst du, Mutter?
Du bleibest bei uns. Du verläßt uns nicht.

Chor.

Hör' auf der Kinder Wort, o Königin!
In ihnen schlägt dein Herz, in ihnen fließt
Dein wallend Blut; verlaß, verlaß sie nicht!
Die Mutter, sprachst du recht, gehört den Kindern,
Von ihnen unabtrennlich. —

Königin.

Und die Gattin
Ist des Gemahls. Als ich zum Weibe mich
Ihm gab, vertraut' ich ihm mich selbst,
Auf jeden Zufall. Hätte mich nicht Krankheit,
Mein erstes Mutterbett hinraffen können,
Wie andre Mütter? Ließen mich die Götter
Mein Leben froh bisher genießen, ihm
Zur Freude, so genoß ich es in ihm.
Er lebte für uns. O ein zarter Band
Ward von den Charitinnen nie gewebt,
Von Rosen und Jasmin und goldnen Früchten
Durchflochten, ewig festgebunden.

Chor.

Und
Du willst's zerreißen? willst dem liebenden
Gemahl ein traurig Leben hinterlassen,
Und deine schöne Jugend, willst dein Herz
Dem freudenlosen Orkus weihn?

Königin.

Für ihn!
Noch einmal sprich mir, Bote, sprich noch einmal
Das süße Wort, das dir Apollo sprach.

Bote.

Er sprach:

Königin.

Vernahmst du recht?

Bote.

Auf jeden Laut.
„Admetus Leben kann gerettet werden,
Wenn Einer seines Hauses sich für ihn
Dem Tode willig weiht.“

Königin.

Für ihn! für ihn!

(Die Hände auf den Altar breitend.)

So nehmt denn an, ihr großen Götter, nehmt
Mit diesen Weihgeschenken, diesen heil'gen
Versöhnungsgaben, auch mein Leben hin,
Das ich euch willig weihe; nehmet's hin
Zu Lösung für Admetus Leben. Legt
Ihm meine Jahre, meine Jugend bei,
Laßt ihn sie lang' und froh genießen, laßt
Auch diese Kinder glücklich sein mit ihm.
Ein gutes Zeichen ist's, daß ihr ihn liebt,
Indem ein fremdes Leben für das seine
Ihr anzunehmen würdigt. Gebt auch mir,
Daß mein Geschenk mit Huld und Güte ihr
Annehmet und sein Leben ihm erneut;
Ihr guten Götter, gebt ein Zeichen mir.

(Ein sanfter Donner ertönt. Ein Blitz umleuchtet den Altar.)

Unterirdische Stimmen.

„Wir nehmen, wir nehmen
Alcestis für Admetus Seele
Zur Lösung an.“

Königin.

Ihr Unterirdischen antwortet mir?
Auf meinen Schatten seid ihr so begierig? —
Was fühl' ich in mir? Welche sondre Glut!
Ein Fieber wallt durch meine Adern, tritt
Zu meinem Herzen. — Kommt, ihr Kinder, zum
Palast, damit ich langsam scheidend mütterlich

In meinem Arm euch halte, daß mein Auge
Auf eurem süßen Angesicht im Anblick
Sanft breche, meine kalte Hand an euch
Ersterbe. In mein Brautgewand will ich
Mich kleiden, wie ich dem Admetus einst
Vertrauet ward, vertrau' ich mich für ihn
Dem wüsten Orkus jetzt; für ihn! für ihn!
Ihr Bürger, lebet glücklich, lebet wohl!

(Die Königin mit Kindern und Dienerinnen geht langsam in den Palast.)

4.

Chorführer.

O welch ein großes Herz!
Sah je die Erde eine That, wie die?

Chor.

Und wie Alcestis eine Königin.

Chorführer.

Im Taumel nicht, in heitrer Überlegung
Der Mutterliebe, der Muttersorgen voll,
Weiht sie dem Tode willig sich
Für den Gemahl.

Chor.

Verlassend ihre Kinder,
Aufopfernd ihre Jugend, zählt die Jahre,
Die sie verliert, den seinigen sie zu.
In ihm, dem Lebenden, ein Schatte selbst,
Noch fortzuleben. Welch ein großes Herz!
Sah je die Erde eine That, wie die?

5.

Admet. (Aus dem Palast tretend.)

Erfreuet euch mit mir, Thessalier!
Wißt, euer König lebt. Ein Wunder hat ihn
Dem Tod' entrissen. Hört! Danieder lag ich,

261—294. Zu dieser Sc. vgl. die Scenen bei Wieland II, 1. 2, die nicht nur im allgemeinen ähnlich sind, sondern einzelne wörtliche Anklänge aufweisen, so zu 262 ff.: „welch ein Wunder rief So plötzlich mich vom schwarzen Ufer des Styx zurück?" 274 ff. „Wem dank ich dies Leben, wem dank ich die Wonne, Zum zweiten Male geboren zu sein?"

Den letzten Augenblick erwartend; schon
Umfingen mich des Orkus Schrecken; schon
Hört' ich die Wogen rauschen des Cocyts,
Des Acherons. Der blassen Schatten Heer
Winkte mir zu; mir winkte Charon, in
Den Kahn zu steigen — Da ergriff mich eine Hand;
Ich sah mich um; Alcestis war's; sie winkte
Mir liebreich zu; sie zog mich sanft zurück; —
Da schwand der furchtbar-angenehme Traum,
Und ich erwachte. Denkt, ihr Bürger, denkt!
Wie neugeboren durch den Traum, gesund.

Chorführer.

Wem also dankst du, König, die Gesundheit?

Admet.

Zuerst den Göttern. Dann verdank' ich sie
(Dies lehret mich der Traum zu deutlich) ihr,
Die eben ich hier suche.

Chorführer.

Weißt du auch,
Um welchen Preis?

Admet.

Um welchen Preis? Ihr Leben,
Ihr frohes Herz und ihre Liebe sind
Den guten Göttern sie nicht Preises gnug?
Ihr Flehn, ihr Bitten, ihre Thränen — wer?
Wer widerstände ihnen? sie erweichten
Der Götter Herz; die schenketen mich ihr.
Als ich vom Traum erwachte, sucht' ich sie
Zuerst; ich fand sie nicht; ich suchte sie
Hier beim Altar.

Chor.

Eil' in dein Haus zurück,
O König! Dort, dort findest du sie jetzt,
Als eine Braut geschmückt, die dir sich weihte.

Admet.

Sie kleidete als eine Braut sich an —
(Das ist sie mir und wird mir's ewig sein)

Mein neuverjüngtes Leben neuverjüngt,
Mein neugeschenktes Leben neugeschenkt
Mit mir zu leben.

Chor.

Eile zu ihr, König!

(Admet eilt in den Palast.)

6.

Chorführer.

Du Glücklich-Unglückseliger, du weißt
Noch nicht, was bald dein Herz durchbohren wird.

Chor.

Sind die Schmerzen des Todes,
Oder ist der Seele langer unendlicher Schmerz
Schwerer zu dulden? Du wirst's
Erfahren, o König! des,
Dem einen entrissen, der andere harrt.
Umsonst nicht schenkten die Götter
Das Leben dir wieder; sie verkauften dir's,
Um hohen Preis, zu langer, langer Pein.

Wer nennt im Busen die blutende Wunde? Wer
Nennt den stechenden Schmerz,
An des liebenden unglückseligen Gatten Tode
Die traurige Schuld zu sein. Du töteteſt sie,
Zerreißend ihrer Jugend lieblichen Kranz,
Raubend den Kindern die liebende Mutter, du.
Was kannst du ihnen, was kannst du ihr
Dagegen, Unglücklicher, sein?

Bald spricht also das Herz in deiner Brust, und weckt
Mit immer neugewaltigem Schlag
Die Natter des Vorwurfs dir, die mit giftigem Gezisch
Jede Freude dir raubt, im innersten Gemüt
Nagend. — „Sie starb für dich!"

297 ff. Vgl. die Schlußverse des Berichtes der Dienerin bei Eurip. 192 f. „Starb er, so war's dies Eine nur (wörtl.: so wäre er dahin gewesen, *καὶ κατθανών γ' ἂν ὤλετ'*); dem Tod entflohn Trifft ihn ein Leiden, das er nie vergessen wird." — 315 ff. Bei Eurip. 937 ff. Fürchtet Adm. solchen Vorwurf von ihm feindlich Gesinnten.

Tönen vom Orkus herauf die Stimmen der Furien. „Sie
Wandelt ein Schatte mit Schatten anjetzt,
Freudelos, blutlos.“ Unglücklich=Glücklicher du!

7.

(Gemach der Königin. [Alcestis,] wie eine Braut geschmückt, auf dem Ruhebette, matt; vor sich ihre Kinder. Erblickend den eintretenden Admet, raffet sie sich zusammen, will ihm entgegen eilen, sinkt aber matt nieder.)

Heil dir, Admet! Ins neue Leben Heil!
Ich kleidete mich an als eine Braut,
Um mit dir diesen Tag, den ersten deines
Verjüngten Lebens freudig zu begehn,
Dankend den Göttern. Da erfaßte mich,
Vom Schicksal mir gesandt, ein Zufall, eine —
Wie nenn' ich's? — eine Mattigkeit. Sie wird
Vorübergehn.

Die Kinder.

O Vater, Vater!
Die Mutter stirbt für dich.

Admet.

Für mich? Erkläre,
Erklär', Alceste, mir das schreckliche
Geheimnis.

Alcestis (gefaßt und sanft).

Ja, für dich, Admet, und gern.
Die Götter foderten für dich ein Opfer,
Der Deinen Eins; ein willig Opfer. Wer?
Wer, o Admet, ist mehr dein als Alcestis?
Wer dem Gemahle näher, als sein Weib?
Sie ist sich ganz ihm schuldig. Hab' ich nicht
Der schönen Tage viel mit dir gelebt?

7. Die Dienerin erzählt bei Eurip. 153 ff. von Alk.: „Sobald sie fühlte, daß der Tag des Todes ihr Gekommen, wusch sie in dem Gewässer des Flusses sich Die weißen Glieder, nahm Gewand' und Schmuck sodann Aus Cederschränken, that sich fein und zierlich an ... Hierauf [nachdem sie an allen Altären, auch für ihre Kinder, gebetet] zum Ehbett eilte sie in ihr Gemach ... Und nieder sank sie ...“ und von Adm. 196 f. „Er weint, beschwört sie, die er fest im Arme hält, Sie mög ihn nicht verlassen.“ — 330 f. Vgl. Wieland II, 2: Parthenia: Gott! wo werd' ich Worte finden, dir das schreckliche Geheimnis — Admet: Welch ein Geheimnis? u. s. w.

Besaß ich nicht dein Herz, wie keine Braut
Es je besaß? Ich war dir die Geliebte,
Mit jedem Tage neu und schöner dir,
Mit jedem Tage du mir neu und schön;
Vergönne mir den schönsten Brautschmuck heut,
In dem ich dir mich ewig, ewig weih'. —

(Überirdische Töne lassen sich hören. Während ihrer, Schweigen und Staunen. Sie verhallen. Alcestis fährt fort.)

Zwar muß ich dich und diese Kinder hier
Verlassen; doch — Admet, gelobe mir's!
Komm, lege deine Hand hier auf mein Herz,
Und schwöre mir auf deiner Kinder Haupt,
Daß nie du ihnen, diesen Mutterlosen,
Statt meiner eine böse Mutter gebest.
Das schwöre mir. Doch nein! Wozu der Schwur?
Mir und den Kleinen bürget es dein Herz.

(Die einladenden Töne kommen wieder.)

Admet.

Alcestis, nein, du sollst nicht sterben; nicht
Für mich. Mit welcher Schmach ertrüg' ich je
Mein Leben, so erkauft — mit deinem Tode?
Was lebt' ich für ein Leben ohne dich? —

Alcestis.

So wirfst du mein Geschenk zurück, Admet?
Die Liebe schenkt es dir, die treuste Liebe;
Die Götter nahmen's an.

Admet.

Wer von den Göttern
Sprach den grausamen, sprach den ungerechten,
Den harten Spruch, der dir für mich zu sterben
Gebot?

Bühnenweisung vor 344; vgl. nach 351 und die Weisung vor Sc. 8 (vor 388) und 11 (vor 491). Auch sonst läßt Herder in seinen musikalischen Dichtungen erst die Musik ohne Worte anklingen und erst nach solcher Vorbereitung mit den Worten einfallen: so im Oratorium „die Kindheit Jesu" (Suphan 28, 28 f.) das „Ehre sei Gott in der Höhe" und im Prometheus (347_{26}) den Chor der Unsichtbaren. — 345 ff. Auch bei Eurip. 296 ff. bittet Alk. ihren Gatten: „Führ' ihnen nicht ein fremdes Weib als Mutter zu, Die böser, als Alkestis, und aus scheelem Neid Die Hand an deine Kinder und an meine legt" u. s. w. und nachdem es ihr der Chor in seinem Namen zugesagt und er selbst jeden neuen Ehbund verschworen, übergiebt sie ihm die Kinder (vgl. zu 175).

Alcestis.

Nein, nicht gebot. Niemand gebot
Es mir. Apollo, unser Freund, der Seher,
Zu dem ich, als du schon dem Tode nah
Daniederlagst, um deine Rettung sandte,
Er offenbarte mir der Götter Schluß,
Daß, wenn der Deinen jemand willig sich
Für dich dem Orkus weihte —

Admet.

Gnug! genug!

Alcestis.

Ich fühlt' im Herzen mich die Nächste dir,
Ich überlegte reif der Trennung Schmerz,
Der Kinder Schicksal. Über alles siegte,
Daß du in ihnen mich noch lieben wirst,
Admet, die froh für dich ihr Leben gab.
Du mußt nicht sterben. Dein bedarf die Stadt,
Das Land, dein Haus. Du, König milden Herzens,
Du, Vater, Freund, Gemahl, wie keiner war,
Du mußtest leben. Ohne dich, was wären
Wir alle, und Alcestis selbst? —

Admet.

Ihr Götter!
Vertilget ihr Gelübd', als wär' es nie
Gesprochen. Legt die Lose, wie sie lagen.
Ich eile zu Apoll! Die Götter können
Nicht ungerecht und grausam deine Liebe,
Dein großmutvolles Herz für meine Schuld
Annehmen und für meinen milden Dank.

Alcestis.

Umsonst! umsonst! Leb' innig, innig wohl,
Geliebter, und in diesen Kindern denke,
Gedenke meiner. Meine Tage legen
Mit Freud' und Segen dir die Götter zu.

(Admet reißt sich hinweg.)

373 f. Dieselbe Motivierung bei Wieland II, 4. — 377 f. Vgl. Wieland I, 2: Parthenia: O gute Götter, höret nicht Was in der Angst der zärtlichen Verzweiflung Ein liebekrankes Herz euch angelobt!

8.

(Die Mutter und die Kinder allein. Die vorigen Töne beginnen mit sanft-einladenden Worten.)

„Schwester Alcestis, komm!
Auch in Elysium wehn himmlische Lüfte;
Auch in Elysium blühn amarantene Blumen;
Schwester Alcestis, komm!"

Alcestis.

Hört ihr's, ihr Kinder! Stimmen rufen mich.
Nun, meine Lieben, noch ein letztes Wort:
Denn meine Augen brechen; meine Hand
Erkaltet. Lebet wohl. Seid eurem Vater
Liebend-gehorsam, wie ihr mir es wart.
Er ist euch Vater jetzt und Mutter. Denkt
In ihm an mich, wie ich an euch — auch drunten
Gedenke. Dunkler, dunkler wird
Mein Auge. Schweb' ich? schwind' ich? Süße Töne!
Mich heben Lüfte! Töne wiegen mich
In süßen Schlummer! Lebt —

(Das Wort erstirbt auf ihrer Lippe. Alcestis entschläft. Der vorige Gesang kommt wieder.)

„Schwester Alcestis, komm! 2c. 2c. 2c."

(Indes hebt der Genius des Todes leise sich aus der Erde empor; fürchtend entfliehn die Kinder.)

9.

Der Tod.

Mit meiner scharfen Hippe tret' ich hier,
Ein Bote der Gefürchteten, heran;
Ich selbst gefürchtet allen Lebenden
Und jetzt erschrocken und verwirret. Solch
Ein Pfand des Orkus kam uns nie. Ich darf
Darum die Locke dieses heil'gen Haupts
Noch nicht berühren. Unentschieden ist noch

388 ff. Bei Eurip. 247 ff. (in der Einl. S. 339 f. erwähnten Sc.) sieht Alk. bereits „das doppelrudrige Schiff" und hört den Fährmann Charon, „die Hand am Steuer", rufen: „warum verziehst du? Geschwind, eile! Du säumst noch, Und bereit ist alles zur Fahrt; so eile!" — 407 ff. Vgl. Eurip. 73 ff. (Thanatos:) „Zu ihr enteil' ich, sie zu weihn mit meinem Schwert; Denn wessen Haupthaar dieser Stahl geheiligt hat, Der fiel des Hades unterirdischen Göttern heim." Einl. S. 339. 340. Herder „Wie die Alten den Tod gebildet" 6. Br. (Zerstr. Bl. II², 324). Robert Thanatos S. 31 ff.

In diesem Augenblick der Toten Schicksal,
Und über sie ein wunderbarer Kampf.
Die Menschenfreundlichen der Götter nahmen
Alcestis Anerbieten für die That.
„Sie weihte, sprachen sie, sie weihte sich
Dem Tode willig, ruhig, überlegt,
Und fühlte tief den Schmerz des Scheidens, fühlte
Des Todes ganzen Jammer. Dennoch trat
Nie reuig sie, erschrocken nie zurück.
Erfüllt ist ihr Gelübde; sei versöhnt,
O Orkus."

Also sprachen droben die
Barmherzigen; der harte Orkus sprach:
„Nein, täuschen, täuschen lassen wir uns nicht
Von solchem Blendwerk; auf Vollziehung des
Gelübdes stehen wir." Und sandten mich
Hieher, auf ihren Wink zu warten.

Jetzt
Ist, dünkt mich, ist vollzogen das Gelübd'.
Ich fürchte, daß im Nu
Die Stimme drunten ruft: „Nun mähe sie!
Die Beut' ist unser." Also steh' ich hier,
Der Toten Wächter, selbst bewegt, die Stimme
Selbst fürchtend, wenn sie ruft. Denn ist die ganze,
Die ganze reife Ernte der Sterblichen,
Unkraut und Kraut nicht unser? Warum früh
Die schönste Blume, die auf Erden blüht,
So selten blüht, warum die Himmlische,
Häuslicher Liebe Glück, unzeitig mähn,
Und grausam? Warum frech zerreißen ihn,
Der Vater= Mutter= Kinderliebe Kranz,
Den zartesten, den Charitinnen flochten?
Ich hoff' es, Hermes selber weigert sich,
Solch' eine Seel' ins Schattenreich zu führen,
Die großmutvoll den Orkus selbst bezwang.
Es siege droben seine Beredsamkeit! —

440. Hermes Psychopompos, der Geleiter der abgeschiedenen Seelen.

Horch! Welch ein Glanz tritt ein in dieses Haus?
Ich höre des Olympus Töne. Nahn
Sich mir nicht Wohlgerüche, meinem Atem
Zuwider?

(Er weicht zurück.)

10.

(**Hygea** tritt ein. Weißgekleidet; einen Blumenkranz auf dem Haupt; einen andern um die Brust; den Stab Asklepios (Aeskulaps) in der Hand, ebenfalls von Blumen umwunden.)

Hygea.

Von hinnen, böser Tod! Du wirst die Stimme
Der Unterirdischen, die du erwartest,
Nicht hören. „Unser ist sie!“ sprachen alle
Die Himmlischen, „sie ist unser!“ Und die Parze,
Sie selbst gerührt von der erhabnen Großmut,
Die sich so rein im andern fühlete,
Vergaß zu schneiden, und des Schicksals Wage —

Tod.

O sage mir, du sonst mir widrige,
Jetzt freundliche Erscheinung, sage, wie?
Wie wägete die Wage? Was überwog?

Hygea.

Als lange schon der Kampf gedauret, drang
Apollos Stimme zum Olymp empor.
Apollo, dieses Hauses Gastfreund, der
Admetus Au'n und seines Hauses Glück
Seither beschützt' und liebte; mächtig drang
Sein Lied empor; er sang den edlen Freund,
Den milden, gütigen, gerechten König,
Den liebenden Gemahl, den Vater, ihn,
Der Lieder und der Menschen seltnen Freund,
Der Musen heiligen Verehrer; da
Sank frohbeladen seine Lebensschale.
Noch einmal sang er der Alcestis Lob

10. Die von Redlich für unrichtig erklärte, aber „nach Maßgabe der Reinschrift überall beibehaltene“, von Düntzer kurzweg in Hygiea (gr. ὑγίεια) geänderte Form ist nicht unrichtig. Es ist das lat. Hygēa, spätgriech. allerdings und unattisch ὑγεία (Anthol. IX, 684, 3 Dübner weist mir A. Rzach den Hexameterschluß θνητοῖσι δ' ὑγείην nach).

In wen'gen Tönen; und die Todesschale,
Sie flog empor! Entweiche!

Tod.

Gern! o gern!
Ich hasse selbst mein Sklavenwerk, bei solchen
Geliebten, Glücklichen, und fühl' es tief:
„Die Lieb' ist stärker als der Tod. Sie sollten
Unsterblich sein."

Hygea.

Und sind, und sind unsterblich.

Tod.

Wohl ihnen! Doch sag', o Hygea, mir,
Wie kommest du hieher, da deinen Vater
Asklepios der stärkste Gott zum Orkus
Hinabwarf, als er eine Beut' uns raubte?
Apoll, sein Vater, er verließ aus Unmut
Darüber den Olymp und weilet noch
Auf Erden; und du, seine Enkelin,
Asklepios Tochter, fürchtest nicht die Rache
Der Unterirdischen?

Hygea.

Entweiche, Tod!
Mein Vater ist mit Jupiter versöhnt;
Apollo kehrt zum Himmel wieder, wenn
Er seinen Freund gerettet. Des erfreun
Die Unsterblichen alle sich; sie sandten mich
Einmütig nieder. Fort, du störst mein Werk.
Es gilt hier keines Säumens.

(Der Tod versinket.)

11.

(Eine himmlische Musik hebt an, zuerst in Tönen ohne Worte; die Seele der Alcestis vom Rande des Schattenreichs sanft zurückführend. Hygea mit Aeskulaps Stabe berührt ihre Stirn: ein Chor der Unsichtbaren in langsam-wachsenden Tönen:)

Chor.

Süßer Strom des Lebens,
Kehre der Entschlafnen

11. Bühnenweisung: vgl. die Anm. zu der Bühnenweisung vor 344.

Sanft zurück.
Kehrt zurück ihr, ihr Gedanken,
Die am Rande der Schatten itzt
Schlummernd wanken;
Zum Reich des Lichtes kehrt zurück,
Zu neuer Freude, zu neuem Glück.

Hygea.

Zum Reiche des Lichtes kehrt zurück,
Zu neuer Freude, zu neuem Glück.

(Hygea mit dem Stabe ihr Herz berührend.)

Chor.

Hebe dich wieder und schlag' entzückt
Großmütig-mütterlich Herz!
Des Gatten Herzen entgegen,
Der Kinder Herzen entgegen,
Wall', o liebende Brust,
Jugendlich wieder empor.

Hygea.

Des Gatten Herzen entgegen,
Der Kinder Herzen entgegen,
Wall', o walle, liebende Brust,
Jugendlich wieder empor.

(Hygea berührt mit dem Stabe die Augen und Lippen der Toten.)

Mehrere Chöre.

1. Erwacht, ihr Augen, die Sonne wieder zu sehn,
Das liebliche Licht!
2. Erwacht, ihr Augen, die Blumen wieder zu sehn,
Auf Tempes Flur!
1. 2. Erwacht, die Lieblinge wieder zu sehn,
Die holder euch sind, als Blumen und Sonn' und Licht.

Hygea.

Öffnet euch, ihr süßen Lippen,
Reiner Atem, kehre wieder
Mit deinem Silberton,
Mit deiner sanften Rede.
Öffnet euch, ihr Rosenlippen,
Heil'ger Atem, kehre zurück.

(Alcestis, sanft-erwachend, richtet sich empor.)

Alcestis.

Wo bin ich? Sanft zurück ins Leben riefen
Mich süße Töne. Wareſt, wareſt du
Es nicht, Geliebte, die mich rückwärts zog?
Wer biſt du? Hier in meinem Brautgemach?
Seh' ich dich wieder, ſchöne Sonne? Wer,
Wer biſt du, Holde, der mein Leben ich
Verdanke? Wo ſind meine Kinder? Wo —

Hygea.

Beruh'ge dich, Alceſtis! Sanften Schlummers
Gingſt du hinab zum Rande der Unterwelt.
Sanften Weges führten die Götter dich
Durch ihre Dienerin, durch mich, empor.
Wie euer Leben, ſo iſt euer Abſchied,
Den Guten ſanft, den Böſen fürchterlich.
Hygea bin ich, Phöbus Enkelin,
Fortan die Freundin deines Hauſes. Nimm
Hier dieſe Blumen, deinen neuen Brautkranz.

(Sie nimmt den Kranz von ihrem Haupt und ſetzt ihn der Alceſtis auf.)

Und dieſe Blumen wahr' ich deinen Kindern,
Und dieſen Helferſtab dem Ehgemahl.

Alcestis.

Wo iſt er, mein Verehrter?

Hygea.

Mit Apollo,
Dem Hirten, nahet er, zu dem er floh,
Der von den Göttern dich erbitten half.

Alcestis.

Das weiß ich. Ach, was ſah mein Todestraum!

Hygea.

Beruh'ge dich, Alceſtis!

Alcestis.

Die Erinnrung
Des hohen Traumes giebt mir hohe Ruh.
Ich ſah die Wage ſchweben, die Verdienſt

540. Vgl. 626 ff.

Und Schuld, die Tod und Leben wäget. Mein
Verdienst, das kleine, schwebte leicht. Da drang
Mit seinen Bitten, mit Admets Verdienst
Als König und Gemahl, als Vater, Freund
Und Bürgerfreund, Apoll zum Himmel auf.
Da sank die Wage schwer; ihm bin ich jetzt
Mein neues Leben schuldig. O wie lohnt
Die Menschengüte! — Nein! Der Götter Wage
Richtet leichtsinnig nicht; der kleinste Fehl,
So wie die kleinste Tugend, steigen kühn
Und wunderbar ans Licht, dem Wichtigsten
Den Ausschlag gebend. Näher als wir wähnen
Hängt Unsichtbares und die Sichtbarkeit
Zusammen, zart verschlungen, fest vereint!
Entfernt den Meinen, war ich ihnen doch
So nah! Der Mutter Sehnen zog und hielt
Den Geist zurück. Wo das Geliebte wohnt,
Da, da ist unser Herz. Sieh, meine Kinder!
Mein Wunsch zog sie herbei.

12.

(Die Kinder furchtsam eintretend.)

Kinder.

Sohn.

Laß sehen uns,
Ob noch der schwarze Totenmann bei unsrer
Geliebten Mutter weilet?

Tochter.

Ach sie lebt!
Du lebst, o Mutter, wieder?

(Zu ihr eilend. Mütterliche Umarmung.)

Und wer ist
Die Göttin da? Die schöne Jungfrau? Ach,
Sie hat so schöne Blumen.

(Zu Hygea.)

Gieb mir Eine,
Du Freundliche, und Eine meinem Bruder.
Die Mutter hat, o welchen schönen Kranz! —

Hygea.

Nehmt, Kinder, was ihr wünschet. Freut euch eurer
Geliebten Mutter! Freud' und Leben bringen,
Wenn ihr sie pfleget, diese Blumen euch.
Komm, Knabe, wähle! — Sieh, ein Sprößchen Lorbeer,
Und eine Lilie; du wählest recht!
Alcestis Tochter — wählt der Myrte Zweig
Und eine Rose. Dieser ganze Kranz

(Sie nimmt den Kranz von der Brust.)

Ist eu'r, o Kinder, Glück für euch und Freude,
Wie der auf eurer Mutter Haupt, Gesundheit.

Tochter.

Ich weiß ein schönes Lied auf die G e s u n d h e i t,
Apollo lehrt' es uns.

Hygea.

So sing' es, Kind

Tochter.

Hygea, schönste der Seligen,
Möcht' ich wohnen mit dir
Mein ganzes Leben hindurch,
Und möchtest du auch huldreich mit mir wohnen!
Denn was das Leben Liebliches hat,
An Kindern Freude, wohlthätiger Herrschaft Glanz,
Wenn Lieb' ergötzet, und was Schönes uns
Der Reichtum giebt, genießen wir,
Selige, nur durch dich!

585 ff. Das Lied auf die Gesundheit ist eine freiere kürzende Nachbildung eines Gedichtes von Ariphron aus Sikyon (Brunck, Analecta I, 159, 23), das in der ältern getreueren Übersetzung Herders, Zerstr. Bl. II[1] (1786), 200, II[2] (1796), 206 (Suphan 26, 159, 9) also lautet:

A n d i e G e s u n d h e i t.

Gesundheit, Ältste der Seligen,
Möcht ich wohnen mit dir mein übriges Leben hindurch
Und möchtest du auch huldreich mit mir wohnen!
Denn wenn der Reichtum Grazie hat,
Wenn Kinder erfreuen, wenn der glücklichen Herrschaft Glanz,
Wenn Lieb' ergötzet, die wir mit der Cypris heimlichen Netz
Erjagen und (1786: und wenn noch) andere Freuden mehr
Von Gott uns blühn, nach Mühe
Der erquickenden Ruhe Genuß;
O selige Göttin!
Gesundheit, so entsprosseten sie mit dir,
Mit dir blüht jeder Grazie (1786: Denn mit dir blüht der Grazien) Lenz;
Und ohne dich giebt's keinen Glücklichen je.

Knabe. (Der Schwester in den Gesang fallend.)
Auch ich, ich weiß ein schönes Lied, das mich
Mein Vater lehrt'; es heißt Admetus Lied.
Dir, Freundschaft, dir zur Ehre
Erschallen unsre Chöre —

13.

(Apollo und Admet treten hinein.)

Knabe.

Sieh, da kommt unser Vater.

Tochter.

Und Apoll,
Der uns die schönen Lieder lehrte. Vater,
Sieh, unsre Mutter lebt!

Admet.

Wie neu verjüngt!
Jetzt meine Braut!

(Umarmung.)

Alcestis.

Durch dich verjüngt, durch dich!
Nur dein Verdienst zog mich zurück ins Leben.
Solchem Gemahl und König, solchem Mann
Wollte die Parze selbst sein Glück nicht rauben.
„Geh, sprach mit freundlicher Gebärde sie
Zu mir, und bleibe deines Mannes Weib,
Die Mutter deiner Kinder. Lohnen wollen
Die Götter euer Glück; nicht es zerstören."
Dein bin ich doppelt jetzt, Admet; mein Leben
Ist deiner Güte Lohn.

Admet.

Das danken wir,
Alcestis, unserm Freund'. O welch ein Glück
Ist's, eines Gottes Gunst genießen! Reich
Und edel lohnt die Milde! Dir, Apoll,
Verdankt' ich längst den Segen meiner Au'n
Und Fluren, so wie meiner Völker Liebe,
Und ihrer bessern, sanften Sitten Bildung;

Jetzt dank' ich dir die Krone meines Hauses,
Mein Weib, der Kinder Mutter, all mein Glück. —
(Zu Apoll.)
Und wer ist diese Himmlische, die sich
Zu deiner Seite hält? —
(Zu Alcestis.)
Wie ward sie dir
Bekannt, Alcestis?

Apollo.

Meine Enkelin;
Hygea ist ihr Name.

Alcestis.

Durch sie riefen
Die Götter mich ins Leben sanft zurück,
Mit diesen Blumen kränzte sie mein Haupt,
Und diese Blumen gab sie unsern Kindern.

Hygea.

Und diesen Stab reich' ich dem Könige,
Den Wunderstab Asklepios, meines Vaters,
Der Tote aufweckt. Solch ein Helferstab
Gebührt dem Könige. Gebrauch' ihn lang',
Admet, den Scepter deiner schönsten Macht,
Lechzendes zu erquicken, Krank-Entseeltes
Neu zu beleben —

Apollo.

Und ich weihe dir,
Alcestis, diese Lyra, die mir hier
So manchen Schmerz versang. Froh kehr' ich jetzt
Zum Olymp zurück: denn ich verlass' auf Erden
Im schönsten Thal der friedlich-schönsten Sitten
Und Würde Glück. Wenn meinem Freunde du
Das Sinnbild eurer süßen Harmonie,
Die Lyra rührest, ihm den kleinsten Harm
Verscheuchest und dein Herz zum Himmel hebst,
So denke mit den andern Göttern auch
Phöbus-Apollos. Auf, hinaus, Admetus!
Zu deinem Volk, das freudig dich erwartet.

Alcestis.

Und ich mit euch zu meinem Weihaltar.

14.

Die Vorigen. Das versammelte Volk.

Alcestis.

(Mit der Lyra vor den Altar tretend. Sie legt ihren Kranz, die Kinder ihre Blumen, Admet den Stab Asklepios auf den Altar.)

(Zur Lyra singend:)

Von Cocytus Ufer bring' ich euch zurück
Des Landes Sonne, der Bürger Glück.

Chor.

Zu Dank und Freuden kehret uns zurück
Des Landes Sonne, der Bürger Glück.

Alcestis.

Den Göttern Dank!
Dem Apollo Dank!
Und unser Leben sei sein Lobgesang.

Chor.

Den Göttern Dank!
Dem Apollo Dank!
Und unser Leben sei sein Lobgesang.

Alcestis.

Von Cocytus Ufer kehr' auch ich zurück,
Mich zog zu euch der sehnenden Liebe Blick.
Den Göttern Dank!
Hygea Dank!
Und all mein Leben sei ihr Lobgesang.

Chor.

Zu Dank und Freuden kehrest du zurück,
Des Hauses Sonne, deiner Kinder Glück.
Den Göttern Dank!
Hygea Dank!
Und all dein Leben sei ein Frohgesang!

Admet.

Mein Scepter ist fortan der segnende,
Der Stab des Heils! Ihr Bürger.

(Er schwingt Asklepios Stab.)

Alcestis.

Dein Geschenk,

Apollo, bleibt itzt meines Lebens Lyra.
Da wo du weiltest, wo du mir den Spruch
Der Errettung gabest, grüne dir ein Hain!

Admet.

Und in ihm steh' am Ort des Heiligtumes
Hygeas Bild.

Hygea.

Du wirst es sein, Alcestis.

Apollo.

Und du das meine, segnender Admet!
Jahrhunderte lang nennt man deinen Namen
Bei Freundschaft, Freud' und stiller Liebe Glück.
Lebt, Bürger, wohl! Ich kehre zum Olymp
Mit größern Freuden, als ich niederstieg.

Chor des Volkes.

Alle.

Den Göttern Dank!

Die Männer.

Apollo Dank!

Die Weiber.

Hygea Dank!

Alle.

All' unser Leben sei ihr Lobgesang!

(Chöre von Schäfern und Schäferinnen schlingen sich tanzend um den Apollo, der unvermerkt aus ihrer Mitte verschwindet. Hygea desgleichen. Admet und Alcestis mit den Kindern führt der Tanz in den Palast zurück.)

Epilogus.

In Einem Wort, ihr Freunde, liegt das Glück
Des Menschenlebens, wie der Wesen Ordnung
Und innigster Zusammenhang. Ein Wort
Enträtselt uns des Weltalls Labyrinth
In Lust und Schmerz, im Lohne süßer Müh
Und freudiger Aufopferung, im Streben
Der schwersten Tugend — Was ist schwer und leicht?
Was Lust und Pein? Ein Wort vermischt die Grenzen
In süßester Verwirrung, macht den Schmerz
Zur höhern Lust, den Mangel zum Genuß,
Den Tod zum Leben, zum Triumph die Qual —
Es ist das süße Zauberwort: „Für dich!"

„Für dich!" ruft eine Mutter aus und stirbt
Für ihre Kinder. Für den Ehgemahl
Arbeitet, duldet, mühet sich das Weib;
Für Weib und Kinder der Gemahl, der Vater;
Für seinen Freund der Freund; für Vaterland,
Und alles Gute, was die Zukunft birgt,
Der Tapfere, der Weise; für die Nachwelt
Auch wider Willen lebt und stirbt der Mensch.

Entfesseln wollt' uns die Natur, befrein
Von engen Schranken unsres armen Selbst,
Als sie das Wort aussprach: „In andern, nicht
In dir, o Mensch, sei deines Daseins Reiz
Und Seligkeit und deines Wirkens Ziel."
Vom Element, vom kleinesten Atom
Erhebt sich dies Gesetz der Einigung,
Des Füreinanderseins und Wirkens, bis
Zur reinsten Flamme, die auf Erden glüht,
Der ehlich-mütterlichen Zärtlichkeit.

Oft fragt ihr: „welch Geschlecht am stärksten liebe?"
Gewiß nur das, was sich des andern Glück
Großmütig, freudig, willig, zart ergiebt,
Das keine Qualen achtet, seine Pflichten
Als Lust ausübet; im Geliebten lebt,
Von sich entfesselt, wer wahrhaftig liebt.

Glaubt ihr, die Götter mischten ungerecht
Des Schicksals Lose? War's in ihrer Macht?
Da unser Herz die Urn' ist, die sie mischt,
Und schüttelt, und jetzt dies, jetzt jenes zieht,
An Freud' und Schmerz, wozu es selbst sie macht.

Niemand ist glücklich, als der Liebende,
Noch glücklicher, wer sich in Liebe müht,
Am glücklichsten, wer seiner Mühe Lohn
Im andern froh und unerkannt genießt:
So (glaubt es) und nicht anders mischten droben
Die Götter unsre Lose. Äußres Glück
Entscheidet nie; für die Empfindung ordnen,
Für Herzen mischen, schmelzen, wechseln sie
So Glück als Unfall; und die höchste Lust —
(Ihr wißt es, die des Lebens Schauspiel mit
Verstand und Herz erwägen,) die höchste Lust
Erschufen weise sie aus Lieb' und Schmerz.

Dank euch, ihr hohen Götter, daß ihr uns
Das Rätsel lös'tet, und des Schicksals Faden
Treu in die Hand gabt! Wer in sich erliegt,
Ist elend; wer für andre wirkt, in ihnen
Genießt und lebt, er ist der Selige.
Im Lebensbecher mischen sich die Seelen,
Im Lebensringe tauschen sich die Lose,
Das Zauberwort der Liebe heißt: „Für dich!"

722 ff. vgl. Leg. 3, 1 ff. u. Anm.

Gedichte.

Einleitung.

Herder hat seine kleineren lyrischen und lyrisch-didaktischen Gedichte nie gesammelt in Druck gegeben; nur einzelne und zwei kleinere Sammlungen veröffentlichte er gelegentlich. Seinen Stimmungen und Gefühlen, seinen Gedanken und Überzeugungen aber poetischen Ausdruck zu geben, war gerade seiner so vorwiegend lyrisch-rhetorischen Natur von früher Jugend an ein Bedürfnis, wenn diese Ergüsse seiner Seele auch größtenteils von vornherein verurteilt waren, vorläufig in seinem Pulte liegen zu bleiben oder nur wenigen Freunden mitgeteilt zu werden, teils weil er seiner kritischen Einsicht damit nicht genugthun konnte, in einzelnen Fällen allerdings auch weil die Kühnheit seiner Gedanken, zumal über kirchliche und politische Fragen, den engherzigen Zeitanschauungen gegenüber unmöglich laut werden durfte.

Nur historische Bedeutung für unsern Einblick in den Entwickelungsgang des Verfassers haben die bis in die Mohrunger Zeit zurück zu verfolgenden Jugendversuche, in denen jener Seelendrang natürlich noch am wenigsten durch richtigen Geschmack und kritische Einsicht gelenkt erscheint.*)

*) Sie sind, größtenteils zum erstenmale, gedruckt im „Lebensbild" (die ältern aus den Mohrunger und Königsberger Jahren I, 1, 163 ff.), nur weniges, meist in späterer Umarbeitung in der Gesamtausgabe; bei Düntzer (Werke, Hempel, I, 401 ff.) bilden sie das sechste Buch. Manches Ungedruckte bergen noch die Tagebücher und Studienhefte.

Die ihm angeborene, durch Jugendeindrücke und Lektüre genährte Hinneigung zum Erhabenen und Grotesken, zu einer „Art Schauder, die nicht eben Schauder der Wollust“ ist (Suphan IV, 438), läßt ihn auch in der Dichtung sich zunächst und vor allem dem hohen, dem Oden- und Dithyrambenstil zuwenden. Daneben begegnet „Didaktisches und Anakreontisches, Liedartiges und Epigrammatisches in bunter Mischung“ (Haym Im neuen Reich 1874 I, 614), auch Gelegenheitsgedichte religiösen und andern Inhalts. Der Einfluß der verschiedensten Muster ist zu verspüren: Pindar, Young, Klopstock, Haller, Creuz, Uz, Kleist, Lessing, selbst der Vorstellungsart seines Mohrunger Haustyrannen Trescho scheint er sich nicht ganz entziehen zu können. Manches darunter ist offenbar nur Exercitium, worin derselbe Gegenstand von ganz entgegengesetztem Standpunkt behandelt wird, angestellt, um sich die verschiedensten Töne eigen zu machen, vom höchsten Ernst bis zu tändelndem Spiel, selbst Lessingschem Scherz und Humor. Man fühlt sich erinnert an die Worte, die er anfangs November 1772 an Boie über seine Versuche schreibt: „Es ist leider! meist alles der Sprache und Wendung wegen da, für welche leidige Götzen ich damals arbeitete“ (Weinhold Boie S. 180). Aber seine Poesie quillt doch über solche Exercitien hinaus wirklich aus einem empfindungsvollen Herzen, und am meisten ist dies bei der Sache, wenn er Gegenstände besingt, die seiner Neigung zum hohen Stile entsprechen. So behandelt er, mit Pindar ringend, den Gigantenkampf, macht Pläne und Versuche zu „Abendmahls-, Weihnachts-, Oster-, Pfingst-, Neumond-Dithyramben“ und andern religiösen — und wie ihn diese frühe Vorliebe für religiöse Poesie im Verein mit andern Neigungen zur geistlichen Kantate führt, wurde S. 326 dargelegt — und patriotischen Dichtungen, kurz zu jenen „christlichen und deutschen Dithyramben“, zu denen er allerdings unter einer Maske sich in den „Fragmenten“ (II, IV. B. 2 „Pindar und der Dithyrambensänger“, vgl. Suphan I, 543 zu 317 318) bekennt, schwelgt in Todesgedanken und Gräberphantasieen, ringt in ernster Selbstschau mit den großen Mustern, die ihn „sich selbst entreißen“ wollen und zu denen er verehrungsvoll aufblickt, wie Pindar und Shakespeare, um seine Selbständigkeit, redet in dunklen Mitternachtgesichten mit seinem Genius, in Hamannischem Glauben an diesen sich aufraffend aus tiefer Entmutigung und Selbstverurteilung zu kühner Zuversicht, oder bemüht sich in philosophisch-didaktischen Gedichten die ihm durch Lektüre und mündliche Unterweisung zuströmenden Gedanken Rousseaus und namentlich Kants zu verarbeiten (Proben aus Ungedrucktem bei Suphan I, 547 f. dazu Haym, Herder I, 33. 341 2). Eine oft atemlose, um den Ausdruck ringende Sprache läßt uns in die tiefe Erregung des Gemütes, in die wogende und gärende Gedankenmasse mehr ahnungsvolle Blicke thun als klar sehn. Denn „von diesem hohen zum schönen Stil“, zur Grazie zu kommen, will diesem Dichter nur außerordentlich schwer gelingen und nur selten, am seltensten bei ernsten Gegenständen, vermag er den Strom seiner Empfindung und

Gedanken zu ruhigerem, klarerem Fluß zu zwingen, wie etwa wenn er das Vaterunser in der Weise des Kirchenliedes paraphrasiert oder in einem Erinnerungslied sich „ins Eden seiner Jugend" zurückversetzt und aus kindlich dankbarem Herzen die Mutter singt und thränend des Vaters Grab umschließt. Aber auch nachdem das Erscheinen anderer Dithyramben, der Willamows, die er in den Königsberger Gelehrten Zeitungen (1764 Suphan I, 68) rezensierte, ihm über diese seine Dichterei die Augen öffnete, und „ihm bei seinen Arbeiten das nonum prematur in annum rieten" (Fragmente a. a. O., vgl. auch das darauffolgende die Gedanken der Rez. zum Teil wiederholende Urteil, und das den Abschnitt schließende „didaktische Trinklied, das die Dithyrambische Meinung eines Freundes über griechische Dithyramben" sagt), nachdem die heitere Geselligkeit Rigas mit ihren gebildeten, gefälligen Umgangsformen mit dem Menschen zugleich den Dichter berührt und seine Leier zu anmutigeren Tönen „sanfter Freude" an Natur (ein „Landlied" singt er Herrn von Heydevogel zum Dank für die gastfreundliche Aufnahme auf Grafenheide Lebensb. I, 2, 37 ff.) und Freundschaft gestimmt, auch dann noch und noch über diese Zeit hinaus bis in die Jahre des Straßburger und Bückeburger Aufenthalts vermag er sich von der Vorliebe für hohe Poesie nicht loszumachen, und immer wieder kehrt er zur Hymne und Ode zurück. So unverkennbar aber auch der Einfluß Pindars und Klopstocks im ganzen Charakter dieser Dichtungen, in einzelnen Wendungen und Anklängen und Motiven (so z. B. wenn er, wie der letztere die künftige Geliebte, die zukünftige Gattin besingt oder seine Sehnsucht nach einem noch nicht gefundenen Freunde ausspricht) uns vor Augen liegt, so selten und vereinzelt — und auch dies gilt noch für die Rigenser Zeit und darüber hinaus — ist die Anwendung antiker Vers- und Strophenformen, denen selbst in Übersetzungen aus den klassischen Sprachen erst in Bückeburg die gewöhnlichen Reimverse nach Lessingscher und Kleistscher Weise zu weichen beginnen (Redlich in Suphans Ausg. 26, X). Gedruckt wurde aber von jenen ältern Versuchen und auch von den später in Riga entstandenen Gedichten nur sehr wenig: teils selbständig, teils in den Königsberger Gelehrten Zeitungen und dem Rigischen Anzeiger*), zwei auch eingeflochten in die Fragmente. Es scheint zwar, als hätte er doch einmal daran gedacht, mit einer Auswahl seiner besten Versuche hervorzutreten; aber dieser Gedanke, wenn er überhaupt vorhanden war, hielt jedenfalls nicht stand vor der früh bei Herder entwickelten Selbstkritik, die ihm sagte, daß er auf den Namen eines Dichters keinen Anspruch habe.**)

Erst in Straßburg 1770 fand er Veranlassung, seine Gedichte zu sammeln, und zwar durch Merck, der sich „die Mühe nahm, ihn um die-

*) Vgl. Haym, Herder und die Königsberger Ztg. Im neuen Reich 1874 I, 409 ff. 500 ff. 611 ff. Suphan, die Rigischen „Gelehrten Beiträge" und H.s Anteil an denselben, Zeitschrift für deutsche Philologie VI, 45 ff.

**) Belege sammelt Haym, Herder I, 417 f.

selben zu befragen". Darauf machte er „sich's zur Wochenbuße ein Stück abzuschreiben" (Lebensb. III, 275. 367 = Wagner Br. an J. H. Merck, Darmst. 1835 S. 23) und wohl auch mehr oder weniger umzuarbeiten, und so entstand das von Haym sogenannte „silberne Buch", jene Sammlung, die neben ältern und den wenigen damals neu entstandenen eigenen Gedichten auch eine Anzahl durch Übersetzung und freie Nachbildung angeeigneter Stücke, durchweg aus dem Bereiche der Naturpoesie, enthält und dadurch wie der Briefwechsel jener Tage Zeugnis ablegt von der intensiven, seine ganze Anschauung von der Poesie beherrschenden Beschäftigung mit dem Volksliede, deren Einfluß ja auch seine eigenen Dichtungen der siebziger Jahre mit ihren kühnen Gedankenwürfen und Sprüngen, ihren Ellipsen und ihrer Neigung zur Weglassung des Artikels nicht verleugnen. Denn auch in der Bückeburger Zeit geht das eigne Dichten nebenher mit jenem Aneignen und Übersetzen, nur daß das Leben in und mit der Natur, das gesteigerte Gefühlsleben, gelegentliche Reibung und Wetteifer mit Goethe und die rege Schaffensfreude der ersten Ehejahre ihm jetzt natürlich Erfreulicheres gelingen läßt als die verdrießliche gedrückte Stimmung während der Augenkur in Straßburg. Aber jene Sammlung, aus der das „silberne Buch" hervorging, war ebenso wie das in Bückeburg zusammengestellte „Buch der Gräfin", das einen guten Teil der eigenen Gedichte mit jenem gemein hat, nur für die nächsten Freunde, jene für Merck und die Geliebte, dies für die Gräfin Maria, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt (vgl. Haym, Herder I, 419 ff. 720_1).

Nur widerstrebend und auf wiederholtes Drängen gab er daher auch Claudius und Bode für den seit 1771 erscheinenden Wandsbecker Boten, und Boie für seinen Musenalmanach einzelne poetische Beiträge, dem letztern mit der ausdrücklichen Versicherung, daß er „nie ein Dichter habe sein wollen und noch minder als solcher vor dem Publikum erscheinen" wolle, und daher „mit der Bitte völliger heiliger Verschwiegenheit seines Namens". Namenlos oder doch nur mit Chiffern bezeichnet und daher nicht immer mit zweifelloser Sicherheit zu ermitteln, so stehen diese Beiträge, kleine eigene Gedichte und Übersetzungen, in den Jahrgängen 1771 bis 1775 des Wandsbecker Boten (vgl. Haym I, 488_2) und im Göttinger Musenalmanach f. d. J. 1772–1775. Schon für 1775 war Voß anstatt Boies eingetreten und auch im Voßischen Almanach f. d. J. 1776 u. 1778, ja noch 1790 erschienen einzelne Beiträge Herders (C. Chr. Redlich, Versuch eines Chiffernlexikon zu den Göttinger, Voßischen, Schillerschen und Schlegel-Tieckschen Musenalmanachen. Hamburg 1875). Gleichfalls ohne dessen Namen, aber auch ohne sein Wissen brachte Wielands „Merkur" 1776 II, 201 f. (Düntzer zu 349_{26}) zwei Fabeln, die Lenz dem Herausgeber vermittelt hatte.

Eigenes und Angeeignetes stand schon im „silbernen Buch" nebeneinander, und so kann es nicht wundern, daß auch noch in der daraus erwachsenen Sammlung der „Volkslieder" (Zweiter Teil 1779) fünf eigene Gedichte Herders sich finden, die er der Aufnahme wert erachtete.

Einige wenige Gedichte, Eigenes und Nachdichtungen, wurden einem auserlesenen Kreise auch durch das handschriftliche Journal von Tiefurt (1781 — 83) bekannt gemacht (vgl. Burkhart Grenzboten II 1871, S. 281—299, in meinen Anm. citiert als J. v. T.).

Öffentlich mit einer eigenen kleinen Gedichtsammlung unter seinem Namen hervorzutreten gab ihm aber zuerst der dritte Teil der „Zerstreuten Blätter“ Veranlassung. Sie sollte darin „hinten einen Winkel einnehmen“, wie er im März 1787 an Knebel schreibt, dem er sie mit der Bitte um sein Urteil zusendet (Aus Knebels Nachlaß II, 265, mit falscher Datierung): „Sie sind nichts als Jugendträume (trifles of youth nennt er sie mehrere Zeilen später, meist „Abdrücke des Herzens“), wie ich sie auch nennen werde, wenn mir kein besserer Name einfällt, und die meisten sehr alt. Der größte Teil derselben sind Allegorien, die ich dem übrigen Inhalt des Buches (d. i. die Abhandlung „Über Bild, Dichtung und Fabel“ und die „Blätter der Vorzeit“) zu gut gewählt habe um eine Art Ganzes hineinzubringen und den Vorwurf abzulehnen, als ob ich in der Gestalt eines Dichters auftreten wollte.“ Insbesonders bittet er den Freund „zu bemerken, wo ihm etwas zu einfach und gemein“ vorkomme: „denn ich berge Ihnen nicht, daß mir in Gedichten Simplicität als die höchste Kunst vorkommt. In unsrer geschmückten Zeit aber, da auch die Poesie voll Wortblumen und gedrehter Phrasen ist, muß diese Einfalt notwendig an Gemeinheit zu grenzen scheinen.“ Mehrfach klingt an diese Briefstelle an der auf die gedruckte Sammlung sich beziehende Teil der Vorrede zur dritten Sammlung der Zerstreuten Blätter (S. VIII f.): „Das erste Stück dieser Sammlung heißt **Bilder und Träume**; und ich hätte ihm gern einen noch bescheidnern Namen geben mögen, wenn ich einen solchen gewußt hätte. Es sind Jugendbilder und Jugendträume, die, so wenig sie Gedichte sein mögen, ihrem Verfasser den Namen eines Dichters zu erwerben auch ganz und gar nicht im Sinne haben. Sie wurden nicht zum Druck geschrieben, sind zum Teil zwanzig Jahre alt, dazu sehr nach der alten Weise, d. i. äußerst simpel. Von Jugend auf dünkte es mich, daß sich die Prose viel mehrern Schmuck des Wort- und Periodenbaues erlauben dürfe, als die Poesie; der Schmuck der letzten sei hohe Einfalt und eine äußerst wahre, tief-eingreifende **Bildung der Gedanken**, d. i. Dichtung. Ich bitte also auch diese Kleinigkeiten nicht als Kunstwerke höherer Art, sondern als alte Verse oder gar als Prose zu lesen. Es wäre mir lieb, wenn einige darunter der Musik angemessen wären: denn durch die Kunst der Töne wird eine abgemessene Sprache dieser Gattung erst lebendig. Auf den Wellen der Musik fortgetragen, träumen wir lebhafter und sanfter.“

Ein „besserer Name“ als der ursprünglich beabsichtigte „Jugendträume“ war ihm also doch noch eingefallen, und er ist schwerlich ganz ohne Rücksicht auf die im Drucke folgende Abhandlung „Über Bild, Dichtung und Fabel“ gewählt. Statt nämlich „hinten einen Winkel ein-

zunehmen" ward der kleinen Sammlung, wie man sieht, schließlich ihr Platz an der Spitze des Bandes angewiesen (S. 1—86). Das sind aber nicht die einzigen Änderungen. Wie wir nämlich aus der höchst beifälligen Antwort Knebels (3. IV, 87 Von und an Herder III, 28 f.) ersehen, wurden im Drucke einige ursprünglich zur Aufnahme bestimmte Gedichte weggelassen, teils, wie „Die Dämmerung des Lebens" (Nr. 59 dieser Auswahl) und „Nacht und Licht", das ich in den bisherigen Sammlungen von Herders Gedichten nicht finde, vielleicht mit Rücksicht auf die von Knebel gemachten Ausstellungen, teils wie „das Staatschristentum" (ursprünglich „An das Ökumenische Christentum" 1770 Lebensb. III, 11 ff., umgearbeitet 1774 Erinnerungen II, 156 ff.), weil der Inhalt von der Veröffentlichung abriet (vgl. Wagner Briefe an J. H. Merck, Darmstadt 1835, S. 19 = Lebensb. III, 332 f.). Außerdem sehen wir aus der Bitte an Knebel (a. a. O.) „nicht von hinten", sondern „von vorn, vom 'Kind der Sorge'" anzufangen zu lesen, daß damals dieses, jetzt, wenn man das einleitende Gedicht (Nr. 1) mitrechnet, das dritte Stück, die Sammlung eröffnete. Man darf daraus nur für das einleitende Gedicht schließen, daß es zur Zeit der Sendung an Knebel noch nicht in der Sammlung stand. Denn seinem Inhalte nach hätte es füglich keinen andern als seinen jetzigen Platz einnehmen können, und es ist also offenbar erst nachträglich für diesen mit Benutzung eines ältern (vgl. zu V. 7 ff.) gedichtet worden. Das jetzt an zweiter Stelle stehende aber, „Die Dämmerung" (Nr. 2), könnte damals doch recht wohl anderswo darin gestanden haben und erst nachdem die Einleitungsstrophen hinzugekommen waren, an seinen jetzigen Platz vorgerückt sein dem von Herder auch anderwärts durchgeführten ästhetischen Anordnungsprinzip zuliebe, das bereits von Suphan (Zeitschr. f. deutsche Philologie III. 469), und neuerdings im Zusammenhang mit der dasselbe sich zum Muster nehmenden Anordnung der Goetheschen Gedichte namentlich an den „Bildern und Träumen" von Scherer (Goethe-Jahrb. IV, 71 f.) dargelegt wurde. Immerhin aber nicht bloß möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß dies Prinzip der Aneinanderreihung nach verwandten, ähnlichen oder gegensätzlichen Motiven, das in einer Auswahl freilich nicht vollständig genug anschaulich zu machen ist (vgl. aber „Träume der Jugend" und „Die Dämmerung", „Die Lerche" V. 35 ff. und „Das Flüchtigste" V. 1 f., „Der Gewinn des Lebens" und „Lied des Lebens"), schon in der Knebel vorliegenden Anordnung beobachtet war: die Bitte von vorne an zu lesen gewinnt erst unter dieser Voraussetzung rechten Sinn.

Was Herder über das Alter vieler dieser Gedichte an Knebel und in der Vorrede schreibt, wird noch dazu urkundlich dadurch bestätigt, daß wir (ganz abgesehen von den zurückgelegten) von vieren die frühe Entstehungszeit ausdrücklich nachweisen können: die Verse „An den Mond" (Nr. 13) waren schon 1772 gedruckt (vgl. die Anm.), „Der Nachhall der Freundschaft" (Ged. I, 30 [32]) ist ursprünglich die Antwort auf ein Merckisches

Gedicht aus d. J. 1771 (Wagner Br. von und an Merck, Darmstadt 1838, S. 14 ff. = Lebensb. III, 368 ff.) und auch „Die Mechanik des Herzens“ (Ged. I, 37) besaß Merck bereits in Abschrift (Wagner a. a. O. 16 Anm.), endlich „Der Säugling“ (Ged. I, 48 [45]) ist die Umarbeitung eines der alten Jugendversuche aus der Königsberger Zeit (Lebensb. I. 1, 241 ff.), also thatsächlich mehr als „zwanzig Jahre alt“. Drei andere (Nr. 10 von Burkhart nicht als Herders Eigentum erkannt, 11 und „An die Freundschaft. Nach dem Spanischen“ XXXIX. 4, Zerstr. Bl. III. 41, Ged. I, 26 [29]) finden sich schon im Journal von Tiefurt, wodurch aber ihre Entstehungszeit nicht bestimmt wird. Die Umarbeitung aber hat allen mehr oder weniger den Stempel der seither gewonnenen Reife, des künstlerischen Maßes und gebildeten Schönheitssinnes aufgedrückt, wodurch auch die Prosaschriften der achtziger Jahre sich von den ältern auszeichnen (vgl. Suphans Nachwort zu Bd. X—XII s. Ausg.). „Er hebt sich von Klopstock weg und — wenn auch nur nach dem Maße seiner Begabung, der es an Sinnlichkeit und plastischer Kraft gebrach — an Goethe heran“ (Haym Allg. Deutsche Biographie XII, 87). Die „so warme Sprache“ und der Wohllaut, der in vielen dieser Gedichte erreicht ist, ganz besonders u. a. in Stücken wie „Das Flüchtigste“, „Das Saitenspiel“, zog nicht nur feinsinnige Leserinnen an wie Lotte von Lengefeld, die das letztgenannte auswendig lernte (Fielitz, Schiller und Lotte I, 135, vgl. 268), oder Fr. v. Schardt (Düntzer, Zwei Bekehrte S. 337), auch strenger urteilende Männer wie Körner, der die Stoffe „großenteils alltäglich“, den Hauptgedanken „zuweilen sehr unbestimmt“, einige überhaupt „seiner nicht wert“ fand, fühlten sich doch „besonders durch den jungfräulichen Ton und das sanfte Kolorit, das in den meisten herrscht“, interessiert (K. an Schiller 26. X. 87, I, 205). „Unschuld und Einfalt der Sprache“ vereinigt „mit einer sanften Versifikation“ heben unter den Vorzügen dieser Sammlung auch die „Göttingischen Anzeigen“ (1788 II, 764, 76. St. 12. Mai) hervor, die ebenso wie die Allg. Litt. Ztg. (1790 I, 377 Nr. 48. 17. Febr.: sie hebt als besonders interessante Probe das Gedicht „Die Raupe und der Schmetterling“ aus) auch dem Gehalte der Dichtungen gerechter werden als Körner. Denn es fehlt diesen nicht nur nicht an Gehalt überhaupt, auch das, was man etwa „alltäglich“ nennen könnte, wissen sie in ein bedeutungsvolles Licht zu rücken. Volles Ausströmen der das eigne Innere bewegenden, beglückenden oder bedrängenden Empfindung ist Herder überhaupt nicht leicht gegeben und findet sich hier auch kaum in einem einzigen Stücke, weder der eigenen noch der „nach dem Spanischen, Schottischen, Englischen“ gesungenen angeeigneten, die auch in dieser Sammlung nicht fehlen. „Was kann ich dafür,“ schreibt Herder schon 1771 in richtiger Selbsterkenntnis an Merck (bei Wagner, 1835, S. 20 = Lebensb. III, 333), „daß das, was in mir dichtet, eine Mischung von Philosophie und Empfindung ist, die beide am Bilde hangen?“ „Bilder“ wollen denn auch diese Gedichte sein, Allegorien, bedeutsame Symbolik, die für ihren Zweck ebenso den Mythus (gleich den

Paramythien, S. 154 f.) wie Naturerscheinungen (und nicht mit Unrecht heben die Gött. Anzeigen die letzteren besonders heraus) geschickt heranzuziehen versteht. Nicht ungegründet ist dagegen der zweite Vorwurf Körners und leiser oder schärfer hört man ihn auch aus dem Lobe der beiden bereits angeführten Rezensionen wie aus der entschieden mehr ablehnenden Kritik der „Neuen Bibl. d. sch. W.“ (37, 1, 128—135) heraus. Freilich dem ziemlich stumpfen Sinne dieses Rezensenten, der gleich dem Vorworte gegenüber ratlos dasteht, ist vieles dunkel, was uns nicht ebenso erscheint, aber mit der Klage über Unbestimmtheit des Gedankens hat es nichtsdestoweniger vielfach seine Richtigkeit und nicht bloß in diesen Gedichten; denn wir berühren hiermit überhaupt einen charakteristischen Mangel Herderschen Dichtens, der seiner eigenen Selbstkritik auch keineswegs entgangen war: wir besitzen hiefür ein vollgültiges Zeugnis in eben jenem schon vorhin citierten Briefe an Merck, worin er zugleich sich selbst ganz treffend charakterisiert, indem er die schmeichelhafte Vergleichung mit Klopstock ablehnend diesen „an Guß der Empfindung, wenn sie bloß Empfindung ist“, weit über sich stellt und dann fortfährt: „aber von seinen Oden bleibt auch nichts als Dämmerungston dunkler Empfindungen in der Seele! Nachhall der Glocke! Ich glaube, meine läßt hier und da was Klärereres, Funke, Sentenz, Bild, Maxime zurück, wie Sie das nennen wollen.“

Im ganzen konnte Herder mit der Aufnahme zufrieden sein; auch der am Schluß der Vorrede ausgesprochene Wunsch blieb nicht unerfüllt, indem der musikalische Charakter einzelner dieser Gedichte Körner und den jüngern Dalberg (ob auch andere weiß ich nicht) lockte sie zu komponieren (Körner an Schiller I, 205, Herders Reise nach Italien S. XXX. XXXII).

Mit zahlreichen „Veränderungen und Verbesserungen“ im einzelnen, übrigens weder vermehrt noch vermindert erschien die kleine Sammlung wieder in der 2. Aufl. (1798) der dritten Sammlung der Zerstreuten Blätter.

Mittlerweile hatten die „Horen“ und der Musenalmanach Schillers, für die von Anfang an auch auf die Teilnahme Herders gerechnet wurde (Aus Herders Nachl. I, 185 f., 188), neue Veranlassung zur Veröffentlichung von Gedichten gegeben. Über die im 10.—12. Stück des ersten (1795) und im ersten des zweiten (1796) Jahrganges der Horen stehenden giebt der „Innhalt“ authentische Auskunft. Die poetischen Beiträge Herders zum Almanach f. d. J. 1796, 1797 und 1800 (vgl. zu 46) sind nur mit Chiffern bezeichnet, sind aber jetzt ermittelt.*)

Während die „Bilder und Träume“ großenteils Umarbeitungen älterer Jugendversuche waren, haben wir hier, schwerlich mit nennenswerten Ausnahmen, Produkte der mit 1780 beginnenden Reife des „zweiten Mannes-

*) Zweifeln könnte man nur noch bezüglich des Gedichtes „Uneigennützige Freundschaft“ (A. f. 1796, S. 31) in dem M. Bernays (vgl. S. 383) vorsichtig zweifelnd „jedenfalls Herders zart andeutende, musikalisch weiche Manier sehr glücklich angewendet“ fand und das Düntzer geradezu in seine Ausgabe der Gedichte (S. 114 wo „Freundschaft“ in „Liebe“ geändert ist) aufnahm, während Redlich (in der S. 378 citierten Schrift S. 41) in dem F, womit es unterzeichnet ist, Karl Fischer vermutet.

alters" vor uns. Darauf weist schon z. T. der Inhalt: Eindrücke der italienischen Reise, Berührung mit Prosawerken des Verfassers, sein Verhältnis zur neueren Philosophie, z. T. die früher nicht gebrauchten Formen des Distichons (vgl. Werke, Suphan, XXVI, X) und der Stanze, für welche Herder in Italien, wo „nichts als Sonnetti und ottave rime in seinem Ohr klangen", eine besondere Vorliebe gewann, zugleich mit der Einsicht, wie notwendig trotz aller Schwierigkeit reine regelmäßige Behandlung derselben sei, soll nicht „der Zweck der Stanze, die wie eine Glocke forttönen soll", verloren gehen (an Schiller 12. VIII 95 bei Karoline v. Wolzogen Schillers Leben, Stuttg. und Tüb. 1850, S. 284 f.). Nur vier von den gesamten Beiträgen zum Almanach für 1796 standen bereits im Journal von Tiefurt: von diesen kommen hier nur die beiden eignen Gedichte „Madera" (Nr. 20) und „Der Herzenswechsel" (MA. S. 134 unterzeichnet mit Y, bei Burkhart S. 295, XIX, 3 ohne Namen des Verfassers) in Betracht.

Welchen Wert Schiller selbst auf Herders Beiträge legte, ersehen wir aus seinen Äußerungen gegen diesen (vgl. zu Nr. 19 und, ein noch unverdächtigeres Zeugnis, seinem Briefwechsel mit Körner (III, 279) und W. v. Humboldt (2. Ausg. S. 90). Wäre es nach ihm allein gegangen und hätte nicht Humboldt, der in Berlin den Druck leitete, diesen Ehrenplatz für „die Macht des Gesanges" in Anspruch genommen, so hätte Herders „Parthenope" an der Spitze des Almanachs für 1796 stehen müssen (a. a. O. 111). Er nimmt Körner gegenüber Partei für Herders Beiträge (III, 315. 316. 320 f.), hier allerdings mit dem Zugeständnis, daß sie „gar nicht unbedingt zu loben" seien; wie er aber öffentlich in den Xenien Fr. Schlegel gerade auch wegen seines schielenden, das gespendete Lob durch die einschränkende Bedingung von vornherein aufhebenden Urteils über Herders Beiträge züchtigte, wissen wir seit Jahren durch M. Bernays (Grenzboten IV 1869 S. 412, vgl. dazu den jetzt erst in der „deutschen Revue", Mai 1885, S. 203 ff. durch Hüffer ans Licht gebrachten Brief Herders an Schiller 25. VIII. 96), der diese Herderschen Beiträge selbst treffend gewürdigt hat. Schon dieser hat namentlich den hohen Kunstwert der Epigramme betont, einer der wertvollen Früchte, welche Herders Beschäftigung mit der griechischen Anthologie der deutschen Litteratur trug. Gerade einer so sinnigen Individualität, in der sich „Philosophie und Empfindung" mischte, wie bei Herder, mußte diese Kunstform sich als ein besonders zusagendes Gefäß für den Gehalt seines Geistes darbieten, und er hatte sich auch die Herrschaft über den Vers gerade genug angeeignet, um ihn ohne peinliche Strenge leicht und gefällig zu behandeln. So sind diese kleinen Gedichte schöne Blüten jener echten Renaissance, in der sich hellenische Charis und Formensinn vermählt mit durchaus modernem, deutschem Empfinden und Denken. Eine gewisse auf der Anlage und insbesonders der gemeinsamen Richtung auf das „hohe Gesetz der Welten im Menschen" (vgl. Herders Epigramme

Nr. 42) beruhende Verwandtschaft mit Schillers gleichartigen Dichtungen läßt sich trotz der unleugbaren Verschiedenheit (vgl. Herders eigne Äußerung Nr. 33) nicht verkennen und hat schon Humboldt beschäftigt (Briefw. 2. Ausg. S. 108). Mehr als anderswo gelang es Herder gerade in diesen kleinen Gedichten, ohne seine zarte zu weichen, manchmal selbst hier ins Unbestimmte verfließenden Umrissen hinneigende Natur zu verleugnen, dieselbe zu größerer Energie und Bestimmtheit zu steigern. So kam es, daß selbst Kenner wie Humboldt und A. W. Schlegel über die Autorschaft nicht bloß zwischen Herder und Schiller schwanken, sondern in einzelnen Fällen, wie in den Horenepigrammen „Der rauschende Strom" und „Leukotheas Binde", sie geradezu verwechseln konnten (Humb. S. 80. 212f. A. W. Schlegels Werke 10, 70. = Braun, Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen II, 95 f.); und eines von denen, über welche Humboldt schwankte, „Das innere Olympia", stellte auch der so bedingt lobende Friedrich Schlegel den Schillerschen Epigrammen als „ebenso vollkommen" an die Seite, er, der doch gerade mit Bezug auf Herders Beiträge schrieb: „Fehlte es diesen Dichtern nicht fast immer an sinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme, selbst bei glänzender Farbengebung wie in Parthenope, so könnten sie auf den ersten Rang Ansprüche machen: denn diese Zartheit des Gefühls, Biegsamkeit des Ausdrucks und Bildung des Geistes sind des größten Meisters würdig." (Braun II, 192. = Jugendschriften ed. Minor II, 3, 8ff.) Es war gewiß sehr ungerecht, wenn Fr. Schlegel als Beispiel fehlender Lebenswärme gerade die „Parthenope" nannte, jenen aus der Tiefe des Herzens strömenden „Natur- und Liebeshymnus", jenes „Herdersche Gegenstück zur Goetheschen 'Zueignung'" (Bernays a. a. O.), die in ihrer ursprünglichen Bestimmung nächst der Stein ja niemand näher anging als Herder und deren Einfluß auf die „Parthenope" offen zu Tage liegt (Loeper zu Goethes WW. I², 267). Aber auch W. v. Humboldt konnte sich mit dieser nicht gleich befreunden, und wir werden sein Urteil im wesentlichen unterschreiben können, wenn er sie „ganz Herderisch, voll seiner Vorzüge, aber auch seiner Unarten" findet, „im ganzen einen schönen, ergreifenden Gang, und einzelne unendlich liebliche Stellen" rühmt, aber „auch soviel Mystisches und ein so durchaus verbreitetes Halbdunkel" finden will, „daß mancher leicht daran irre werden kann", nur werden wir die Vorzüge etwas stärker, die Mängel etwas leiser betonen, wie denn Humboldt selbst später gesteht, gegen dieses Stück „in der That nicht gerecht genug gewesen" zu sein (S. 97. 111. 192). Als eines der ausgezeichnetsten Stücke wurde es aber neben den Epigrammen auch von andern Kritikern hervorgehoben, und auch die übrigen Beiträge zu diesem wie dem folgenden Jahrgang des Musenalmanachs fanden, manche zwar bei verschiedenen verschiedene, ja gerade entgegengesetzte Beurteilung, immer aber die ihnen gebührende Beachtung.*)

*) Vgl. außer dem im Text angeführten noch Humboldt S. 97. 110 (über die Ep. „Die Harmonie der Welt" und „Nacht und Tag"). 111 („Farbengebung": „sehr zart und

Mit seinem Erscheinen in den Horen und im Musenalmanach tritt Herder auch als Dichter, allerdings nur für kurze Zeit und „nur als letzter", neben Goethe und Schiller in die Trias, der unbestreitbar die Führung in der Litteratur zukam.

Es ist zum Teil wenigstens ein ziemlicher Abfall, wenn wir von da zu der zweiten kleinen Gedichtsammlung übergehn, die Herder als zweites Buch der „Gedichte und Reime" in der sechsten Sammlung der Zerstreuten Blätter (1797) herausgab. Er griff dabei wieder zurück auf seine „Jugendreime in mehreren Gattungen und Arten, Proben wie artig er einst gereimt habe" (an Schiller 10. Okt. 95 Schillers Leben 285, wo aber S. 288 verdruckt ist 1796); „es sind aus den alten Papieren hervorgesuchte Stücke, mit einigen neuen durchwebt," schreibt Karoline bei der Übersendung an Gleim (26. Dez. 96 Von u. an H. I, 220); die neuen liegen uns jedenfalls in den epigrammatischen Gedichten in Distichen vor, aber auch diese reichen nicht ganz an die in den Horen und im Musenalmanach gedruckten hinan. Nichtsdestoweniger machte auch diese Sammlung Glück. Insbesonders sind, soweit ich sehe, den überhaupt nur allgemein lobenden J. P. Fr. Richter (Aus H.s Nachl. I, 287. 291) und den ebenso allgemein ablehnenden Körner (an Schiller IV, 23) ausgenommen, alle Beurteiler, Knebel (Von u. an H. III, 100), Böttiger (Lindemann S. 82), Wieland (Merkur 1797 II, 83 f.), die Götting. Anzeigen (1797 III, 2072) und die Neue Allg. Deutsche Bibliothek (XLIV, 1799, 468 f., gez. EG.) einig in dem Lobe der beiden als Fragmente bezeichneten Gegenstücke „Das Ich" und „Selbst" (Ged. I, 67[57] ff.), didaktischer Dichtungen von hohem Adel der Gesinnung, denen ich aber nicht ebenso hohen Kunstwert zuerkennen kann; von den übrigen Stücken schweigen die meisten, nur Knebel hebt eine orientalische Nachdichtung „die Entzauberung" hervor und die Neue Bibliothek wählt aus den gebührend ausgezeichneten Epigrammen „Huld und Liebe" und „die Bürde des Lebens" als Proben aus.

Es folgten noch vereinzelte Publikationen von Gedichten in Fr. Jacobis „Überflüssigem Taschenbuch auf d. J. 1800", in Seckendorfs „Ostertaschen-

schön"). Braun II, 113 (wo H. in E. zu korrigieren ist). 120 f. 124. 186, wo ebenso wie 228 (über d. Alm. f. 97) auf Herders Autorschaft deutlich genug hingewiesen wird. Die Beiträge zum Alm. f. 97 („Verschiedene Weise der Moral", „An Auroren", „Die Göttergabe", „Der Entschluß nicht zu lieben", „Gefälligkeit", „Reim, Verstand und Dichtkunst", „Zauberei der Töne", „Das erträumte Paradies" und „Amors Schicksale") bespricht Körner III, 264 ff.; vgl. Braun II, 137 (auch über „Macht der Liebe", bei K. übergangen). 138. 139. 228. Fr. Schlegel Jugendschr. II, 26, 46—28, 2 (mit Auslassungen bei Braun 203). Beispiele sehr verschiedener Beurteilung sind „Madera" (Alm. f. 96), worin Fr. Schlegel (Braun II, 191. Jugendschr. II, 2, 3) „durch den einfachen Ausdruck stolzer Empfindsamkeit ganz den Ton der schönsten spanischen Romanzen" erreicht fand, während Humboldt (S. 81) „das lange Madera" unter den mit D gezeichneten Stücken „am wenigsten behagen wollte", „Verschiedene Weise der Moral" (vgl. d. Anm. dazu), „An Auroren", dessen „Hauptidee" Körner „schön und poetisch, wenngleich in der ersten Strophe einige Verse mißlungen" fand, während es bei Braun 138 als „ziemlich prosaisch" abgefertigt wird, wie S. 139 „Gefälligkeit" („mitunter sehr prosaisch"), diesmal mehr übereinstimmend mit Körner, der darin auch „nichts Poetisches" fand, „als die äußere Form", während es nach Fr. Schlegel „ein reizendes Gedicht" ist und nach Braun 228 „französischen Witz mit italischem Wohllaut und nordischer Tiefe des Gefühls vereinigt".

buch von Weimar auf d. J. 1801" und in Herders eigner „Adrastea": meist didaktische Gedichte, immer gehaltvoll, aber nicht immer gleichwertig als Kunstwerke. Einige epigrammatische Gedichte, „Allegorien der Kunst nach alten Kunstdenkmalen. Ein griechicher Hain" (Nr. 53), erinnern an ähnliche Epigramme im Musenalmanach und bezeugen die Nachhaltigkeit des von der Beschäftigung mit der griechischen Anthologie herrührenden Interesses für solche an Werke der Kunst anknüpfende Gedichte (vgl. Zerstr. Bl. II, 132 ff.).

Über dem 10. Stück der Adrastea war Herder gestorben, und die im letzten Bande erschienenen Gedichte sind bereits aus den hinterlassenen Papieren von seinem Sohne herausgegeben und verraten dies zum Teil auch durch die Art der Veröffentlichung (vgl. zu Nr. 42).

Forschen und Dichten stehen bei Herder im engsten Zusammenhange, und so liebte er es denn auch von seiner Jugend auf an und in kleinere Untersuchungen wie in größere Werke, wie die Fragmente, die Schrift über den Geist der Ebräischen Poesie, die Humanitätsbriefe passende Gedichte an und einzufügen.

Gesammelt erschienen Herders „Gedichte" erst 1817 im 15. und 16. Bande der Werke z. sch. L. u. K. (in der Taschenausg. 1827 im 3. und 4. Bd.),*) herausgegeben von J. G. Müller. Die Anordnung aber rührte bis auf wenige Ausnahmsfälle, wo der Herausgeber „Gründe fand, sie zu ändern", von Herders Witwe her, die wir bereits im J. 1806 damit beschäftigt finden (Von und an H. III, 344, Müllers Vorrede I, VI [5 f.]) und die, ängstlich für den Ruhm des Dahingegangenen besorgt, in der Auswahl die größte Strenge wünschte (Von und an H. III, 345 Nr. 22). Einige hier zurückgehaltene Stücke fanden dann Aufnahme in die von Karoline zusammengestellten „Erinnerungen".

So gut und pietätvoll die Ausgabe der Gedichte gemeint war, sie ist kritisch betrachtet eine sehr wenig lobenswerte Leistung. Schon die Anordnung kann man nicht als eine gelungene bezeichnen. Sie ist weder wahrhaft chronologisch noch sachlich, noch weniger ästhetisch. Die Gedichte sind in neun Bücher verteilt. An der Spitze als erstes Buch in zwei Abteilungen stehen die beiden kleinen von Herder selbst veranstalteten Sammlungen aus den Zerstreuten Blättern mit Einschluß der dort das erste Buch der „Gedichte und Reime" bildenden Nachdichtungen nach Faustina Maratti-Zappi, die aber hier den eignen Gedichten unter dem neuen Titel „Myrteum" angehängt sind. Die folgenden sieben Bücher sollen eine wesentlich chronologische Reihe bilden, indem das wieder in zwei Abteilungen zerlegte zweite Buch die „Jugendgedichte" (1762—1775 nach der Anm. zum „Inhalt") enthält, die folgenden „ungefähr nach der Zeit ihrer Abfassung geordnet" sein sollen, „doch so, daß die über verwandte

*) Ich citiere diese Sammlung hier der Kürze halber durchaus als „Ged."; der römischen Ziffer des Bandes folgt zunächst die Seitenzahl der Ausg. von 1817 und in Klammer die der Ausg. von 1827.

Gegenstände zusammengestellt sind" (I, V [5]). Aber ganz abgesehen von chronologischen Irrtümern, auf die auch meine Anmerkungen gelegentlich hinweisen, ist dieses Prinzip nicht einmal folgerichtig durchgeführt, indem wiederholt auch in den folgenden Büchern Gedichte aus dem Anfang der siebziger Jahre, also „Jugendgedichte", stehen, anderseits z. B. die Epigramme, soweit sie überhaupt hier Aufnahme fanden, in mehrere Bücher verzettelt sind, gar nicht davon zu reden, wie Eigenes und Fremdes, oft als solches nicht erkannt, überall bunt durcheinander gewürfelt ist. Einheitlich im Charakter ist nur das neunte Buch, in dem „eine, vermutlich für ein Gesangbuch bestimmte, aber nie im Druck erschienene Sammlung religiöser Hymnen und Lieder" folgt, „von denen ein Teil schon zu Bückeburg, ein anderer zu Weimar (ungefähr in den achtziger Jahren) mögen verfaßt worden sein" (I, V f. [5]; vgl. Suphan XII, 430 zu X, 203. VI, 517 f. VII, XXXII 1). Sie hängen, wie durch die kritische Ausgabe immer deutlicher wird, zusammen teils mit den in Riga begonnenen, in Straßburg und Bückeburg wieder aufgenommenen theologischen Studien, der Archäologie des Morgenlandes, der ältesten Urkunde und den Erläuterungen zum neuen Testament, und verraten diesen Zusammenhang auch teilweise durch ihren Stil, anderseits mit dem in Weimar beabsichtigten neuen Gesangbuch, wozu ein Teil derselben Beiträge sein sollten. Die Sonderung „in ein Bückeburger Liederbuch (mit älteren Rigaer Gedichten) und ein Weimarisches" scheint denn auch gelingen zu wollen. Unter den zum ersten gehörigen Gedichten ist neben dem Kirchenliede auch biblische Erzählung, „Romanze", wie Herder selbst dergleichen zu Anfang der siebziger Jahre mit Übertragung des Begriffs und der Technik von seiner Beschäftigung mit dem Volksgesang auch auf dies Gebiet nannte (Suphan XII, 408—413), mannigfach vertreten, unter den Weimarern finden wir auch ein Stück in antikisierender Form, Distichen gemischt mit asklepiadischen und alkaiischen Strophen, zum Schluß Jamben (II, 175 [132] „Der Heiland der Welt. Tod und Auferstehung Jesu. Ein Gesang"). Auch Aneignung älterer fremder Stücke von Petersen, Andreä, bis zurück auf Meister Stolle aus dem 13. Jahrhundert fehlt nicht. Gedruckt war vor dem Erscheinen in den „Gedichten" von diesem neunten Buche, soviel ich sehe, nur ein einziges Stück, der zu S. 222, 10 f. erwähnte Hymnus „Johannes", im Wandsbecker Boten. Als „Anhang" folgten diesem Buche noch acht Kantaten, von denen schon an anderer Stelle die Rede war (S. 327. 329. 331 f.).

Mißlicher noch als um die Anordnung steht es um den Text. Da man außer den Zerstreuten Blättern sich um frühere Drucke nicht kümmerte, selbst nicht um Schillers Musenalmanach, so geschah es nicht nur, daß bereits von Herder selbst veröffentlichte Gedichte übersehen wurden und daher ganz fehlen oder doch, wie einzelne Epigramme, am unrechten Orte (in der Nachlese z. gr. Anthologie) untergesteckt wurden (einzelne dagegen sind gar zweimal, unter den „Gedichten" und in der Nachlese gedruckt),

sondern daß wiederum, wie schon im letzten Bande der Adrastea, aus dem handschriftlichen Nachlasse ältere Fassungen und unfertige Entwürfe von Gedichten abgedruckt wurden, die, wie z. B. Parthenope, längst von Herder selbst in reifer vollendeter Gestalt mitgeteilt waren. Und so liest man dieses Gedicht u. a. auch noch in der Auswahl von H. Kurz im Texte, während man die endgültige Fassung aus dem Musenalmanach in den Lesarten zusammensuchen muß!

Trotz einzelner Mißgriffe und Ungenauigkeiten hat sich daher Düntzer ein wirkliches Verdienst erworben um Herders Gedichte, indem er in seiner Ausgabe (Hempel, Werke Bd. I) nicht bloß möglichste Vollständigkeit erstrebte, sondern namentlich auch auf die früher übersehenen Drucke zurückging. Die Ehrenschuld, an welche Bernays u. a. gemahnt hatten, ganz und voll abzutragen, wird allerdings auch für die Gedichte erst die kritische Ausgabe vermögen, der außer den Drucken auch noch der erhaltene handschriftliche Nachlaß zu Grunde liegt, in der aber der dafür bestimmte 29. Bd. noch aussteht.

Es wird unter diesen Verhältnissen doppelt begründet erscheinen und darum nicht erst der Entschuldigung bedürfen, daß ich mich für diese Auswahl vorwiegend an die von Herder selbst veröffentlichten Gedichte hielt, die ja schon eben deshalb den Grundstock jeder Herderschen Gedichtausgabe bilden müssen; bei ihnen allein aber hat auch ein Herausgeber, dem ungedrucktes Material zur Kontrolle nicht zu Gebote steht, festen Boden unter den Füßen. Für alle diese Stücke sind ausnahmslos die Originaldrucke verglichen worden und auch unter den erst nach Herders Tode erschienenen Gedichten, welche ich zur Vervollständigung des Gesamtbildes nicht ausschließen durfte, habe ich gern zu solchen gegriffen, deren Text mir durch vertrauenswürdige Publikationen gesichert vorlag, wie z. B. die Ode „Germanien", die nebst „Gedankenfreiheit" die politische Lyrik, oder „Die Schöpfung", die mit Nr. 64 das neunte Buch der „Gedichte" vertreten soll. Ich gestehe also allerdings, daß selbst meine Auswahl eines einzelnen Gedichtes dadurch mitbestimmt wurde. Aber doch nur mitbestimmt. Mein Wunsch wenigstens war es, daß in meiner Auswahl kein wesentlicherer Zug von Herders Lyrik fehlen sollte. Daß ich die eigenen Gedichte, welche Herder in anderm Zusammenhange, wie z. B. mit den „Volksliedern" veröffentlichte, nicht aus diesem herausriß, wird man billigen. Für Übersetzungen und Nachdichtungen im engeren Sinne ist im ersten Bande unserer Auswahl ein Platz vorbehalten; deshalb aber mochte ich Gedichte, bei denen Herder selbst durch den Zusatz „Nach dem Englischen", „Nach dem Spanischen" fremde Anregung bekennt, ohne daß aber bis jetzt ein bestimmtes Original nachgewiesen wäre, nicht prinzipiell hier ausschließen. Sie gehören, wie wir sahen, gewissermaßen mit zu einer Sammlung Herderscher Gedichte, und bei einem Manne, bei dem Nachdichtung und eigenes Schaffen so unvermerkt ineinander übergehn, läßt sich eine unbedingt strenge Grenze überhaupt nicht ziehen.

Eine bis ins einzelne streng durchgeführte chronologische Anordnung

ist noch nicht möglich. Ich hielt mich also im wesentlichen an die Publikationen. Voran stehn Gedichte aus den beiden Sammlungen der Zerstreuten Blätter, die beide auf ältere Versuche zurückgreifen, mit Ausschluß der epigrammatischen Stücke der „Gedichte und Reime". Dann folgen als die Früchte des „zweiten Mannesalters" Gedichte aus den Horen und Schillers Musenalmanach und die Epigramme, die ich nicht nach den einzelnen Orten, wo sie erschienen, verzetteln mochte, sondern eingedenk der Mahnung M. Bernays (Grenzboten IV 1869, 416**)) zu einer besondern Gruppe ordnete. Den Schluß bilden dann Gedichte, die erst nach Herders Tode erschienen, diese möglichst chronologisch. Der erste Druck und (wenn es nicht fehlt) auch der Standort in den „Gedichten" ist bei jedem Stücke in den Anmerkungen angegeben.

Die Mitteilung der Lesarten der ersten Ausgabe der „Bilder und Träume" wird man entschuldigen, da noch keine kritische Ausgabe vorliegt, auf die ich verweisen könnte. Sie mögen als Beleg dienen für die Sorgfalt, die der unermüdliche Umarbeiter auch diesen kleinen Produkten widmete. Sonst fand ich dazu kaum Veranlassung, außer bei dem Hymnus auf Winckelmann, der einerseits den hohen Stil der sechziger Jahre mitvertreten, anderseits zusammen mit der Ode auf Klopstock und der Antwort auf Goethes Felsweihe wichtige litterarische und persönliche Verhältnisse veranschaulichen soll.

Über die Anmerkungen sage ich nichts. Ich will niemand lehren, was er sich selbst sagen kann. Den „tiefen Sinn", die „Zartheit der Sprache" und die „Anmut der Bilder" muß jeder selbst fühlen und auch dem Verständnis dessen, worin W. v. Humboldt (Briefe an eine Freundin. 11. Aufl. S. 456 f.) treffend das Wesen der Herderschen Gedichte findet, in dem „symbolischen Verknüpfen des Sinnlichen mit dem Geistigen", kann man durch einzelne gelegentliche Anmerkungen nur nachhelfen, es aber nicht eigentlich geben. Hier gilt, was schon Lotte Schiller bald nach dem Erscheinen der „Gedichte" in der Gesamtausgabe (18. Febr. 1818, Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, hrg. v. H. Düntzer, S. 346) an Knebel schrieb: „Herders Geist und seine Anmut gestalten sich von selbst poetisch, das hohe, reine Gemüt, das in dem Leben keine Sprache fand, bedurfte der innern Harmonie des Geistes, und seine Sprache versteht man nur recht tief und innig, wenn das ganze Wesen sich uns nähert."

Gedichte.

(1.) Träume der Jugend.

Fliegt, ihr meiner Jugend Träume,
Flattert, leichtbeschwingte Reime,
In mein frohes Jugendland;
Wo ich unter dichten Bäumen
In der Muse sel'gen Träumen
Wahrheit suchte, Bilder fand.

Gleich den bunten Schmetterlingen
Schlüpften mir auf leichten Schwingen
Manche, manche längst vorbei:
Andre sind mir treu geblieben,
Und so bleib' ich euch, ihr Lieben,
Auch mit Herz und Seele treu.

Ach, in deinen Schoß versunken
Sind die Welten, die ich trunken
In dir sahe, Silbersee.
Schlummert sanft! denn auch in jenen
Luftgefärbten hellen Scenen
Winket mir der Wahrheit Höh.

Träume der Jugend. Aus „B(ilder) u(nd) Tr(äume")", Zerstr. Bl. III, 3 f. In A als Einleitung der ganzen kleinen Sammlung noch ohne Überschrift. Ged. I, 5 (13). — 4. des väterlichen Gartens und namentlich des (von dem Dorfe Paradies sogenannten) Paradieswäldchens, eines seiner Lieblingsspaziergänge (Erinnerungen I, 21 f.). — 7—15 sind eine Umbildung von Str. 5 und 4 des reimlosen, sonst aber in derselben Strophenform abgefaßten Gedichtes „Ein Nachtgemälde, (in einer Sommerlaube.) 1769". (Lebensbild I, 2, 488 ff.) — 15. Der Mohrungersee (Erinn. a. a. O). „Ich dachte frühe: frühe riß ich mich los von der menschlichen Gesellschaft, und sah im Wasser eine neue Welt hangen, und ging, um einsam mit der Frühlings-Blume zu sprechen, um mich in Erschaffung großer Plane zu vergnügen, und sprach Stundenlang mit mir selbst. Die Zeit war mir kurz; ich spielte, ich las, ich sammelte Blumen um nur meinen Gedanken nachzuhängen" Lebensbild II, 359 f. Der „Träume (seiner) Jugend von einer Wasserwelt", der „Liebhabereien (seines) Gartens", seiner „einsamen Spaziergänge" gedenkt Herder auch im Journal s. Reise im J. 1769 (Suphan IV, 439). — 16 ff. in schönen L. Wandrerscenen Dämmert mir A.

Flieht, ihr meiner Jugend Träume,
Flattert, leichtbeschwingte Reime,
In die Hand der Jugendzeit.
Träume sind wir, denen Schatten
Sich mit Licht und Wahrheit gatten,
Und die auch der Traum erfreut.

(2.) Die Dämmerung.

Der Äther und die Liebe war
Das ältste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht der Wolke gleich;
Sie, ewigschön und ewigjung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen täuschend Dasein hie;
Nur Dämmerung ist unser Blick,
Nur Dämmerung ist unser Glück.

Der Jugend holdes Morgenrot
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blume schwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend spielt.

Und Ohr und Auge täuscht sich gern;
Das Herz, es pochet in die Fern',
Und wünscht und hat und glaubet's kaum:
Denn auch sein schönstes Glück ist Traum.

Die Hoffnung, ewigschön und jung,
Ist uns ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schwester, Sehnsucht, liebt
Den Schleier, der die Lieb' umgiebt.

22 f. Vgl. N. 2, 9 ff. 14, 3 f. 17. 19, 1 ff. und das Jugendgedicht „Schlaf und Tod", Ged. I, 117 (88), V. 4 ff.: „Süßen Schlummers Beute Ist doch das ganze Leben! Ist Traumwerk eitler Phantasie." — 24. Vgl. N. 2, 20. — Die Dämmerung. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 5 f. Ged. I, 6 (14). — 10. trügend A. — 19. Es w. A. — 20. Denn ach sein A. — 22. Ist auch ein A.

Ich dank' euch, die ihr um mich schwebt,
Daß ihr die Hülle mir gewebt;
Doch Lieb' und Äther, leiht, o leiht
Mir einst ein heller Pilgerkleid.

(3.) Die Lerche.

Gegrüßet seist du, du Himmelsschwinge,
Des Frühlings Bote, du Liederfreundin,
Sei mir gegrüßet, geliebte Lerche,
Die beides lehret, Gesang und Leben.

Der Morgenröte, des Fleißes Freundin,
Erweckst du Felder, belebst du Hirten;
Sie treiben munter den Schlaf vom Auge:
Denn ihnen singet die frühe Lerche.

Du stärkst dem Landmann die Hand am Pfluge,
Und giebst den Ton ihm zum Morgenliede.
„Wach auf und singe, mein Herz voll Freude,
Wach auf und singe, mein Herz voll Dankes.“

Und alle Schöpfung, die Braut der Sonne,
Erwacht verjünget vom langen Schlafe,
Die starren Bäume, sie hören wundernd
Gesang von oben und grünen wieder.

Die Zweige sprießen, die Blätter keimen,
Das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede.
Die Vögel girren im jungen Neste,
Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.

Denn du ermunterst sie, kühne Lerche,
Beim ersten Blicke des jungen Frühlings,
Hoch über Beifall und Neid erhoben,
Dem Aug' entflogen, doch stets im Ohre.

Inbrünstig schwingst du dich auf zum Himmel
Und schlüpfst bescheiden zur Erde nieder.
Demütig nistest du tief am Boden
Und steigst frohlockend zum Himmel wieder.

Die Lerche. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 12—14. Ged. I, 10 (17). — 16. und werden grünend. A. — 28. zum] gen A.

Drum gab, o fromme, bescheidne Lerche,
Du über Beifall und Stolz erhobne,
Du muntre Freundin des frühen Fleißes,
Drum gab der Himmel dir auch zum Lohne

Die unermüdlich=beherzte Stimme,
Den Ton der Freude, den langen Frühling.
Selbst Philomele, die Liedergöttin,
Muß deinem langen Gesange weichen.

Denn ach! der Liebe, der Sehnsucht Klagen
In Philomelens Gesang ersterben;
Das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
Das Lied des Fleißes hat langen Frühling.

(4.) Das Flüchtigste.

Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend=süßes Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die schönste flieht.

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht;
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silbertau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt.

Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Glut,

37. d. Jugend Kl. A. — 40. langen] ewgen A. — Das Flüchtigste. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 15—17. Ged. I, 12 (18). — 4. gefallen A. — 6. Siehe w. im A. — 9 f. Jetzt ... Jetzt] Zart ... Auch A. — 11. Siehe, A. — 12. d. Zärteste v. A. — 13. Holdes M. A. — 17. Und der Jugend r. G. A.

Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen;
Ach ein fliehend, fliehend Gut!

Selbst die Blüte deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfe uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt;

Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

(5.) Lilie und Rose.

Lilie der Unschuld, und der Liebe Rose,
Wie zwo schöne Schwestern, steht ihr bei einander:
Beide wie verschieden!

Du der Unschuld Blume, bist dir selbst die Krone:
Ohne Schmuck der Blätter, auf dem nackten Zweige,
Schützest du dich selber.

Du von Amors Blute tief durchdrungne Rose,
Du von seinen Pfeilen vielgetroffner Busen,
Brauchest um dich Dornen.

---

21. unsers A. — 27. Tröpfchen A (vgl 32). — Lilie und Rose. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 23. Ged. I, 17 (22). — 3. Beide] Aber A. — 8. vielgetheilter A.

(6.) Der Regenbogen.

Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Über schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

Tausend muntre Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Über grauer Dämmrung.

Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sichrem Felsenboden.

Weh! der Bogen schwindet!
Seine Farben blassen;
Von den festen Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

Aber seht, der Himmel
Bläuet sich; die Sonne
Herrschet allgewaltig
Und die Auen duften.

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte.

Hoffnungen sind Farben,
Sind gebrochner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

Der Regenbogen. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 25 f. Geb. I, 19 (23). — 2. Holder A. — 13. Ach der A.

(7.) Der Mensch und sein Schatte.

„Sage, was hab' ich mit dir?
Du bist vor und hinter mir,
Öder Schatte, schwarzer Geist,
Der mein Nichts mir immer weis't."

„Tadelst du, o Freund, ein Bild,
Das dein Wesen dir enthüllt?
Ohne jenes Lichtes Bahn
Bist du Schatte um und an.

Steht die Sonne dort vor dir,
Schleich' ich hinterm Rücken hier;
Wird sie dir im Rücken stehn,
Wird dein Schatte vor dir gehn.

Deines Lebens Sonnenlicht
Ist Vernunft; die fliehe nicht.
Wird sie dir im Rücken stehn,
Wird dein Schatte vor dir gehn."

(8.) Die Perle.

Nimm, o Freundin, dieser Perlen,
Dieser Silbertropfen Band,
Denn die Göttin stiller Anmut
Hat dir selbst sie zuerkannt.

Als sie aus des Meeres Wellen,
Wie ein Traum der Liebe stieg,
Kam demütig eine Muschel,
Die sie trug und sittsam schwieg.

Der Mensch und sein Schatte. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 27 f. Ged. I, 20 (24). — 7. Bahn] Glanz A. — 8. B. du selbst ein Schatte ganz. A. — 9. d. v. d.] vor dir hier, A. — 10. Sch. ich nur im Rücken dir; A. — 12. gehn" A. — Zwischen 12 und 13 steht in A noch folgende Strophe:

„Alte Fabel! Ruhm und Glück
Wechseln mit der Sonne Blick;
Aber Ehre, Glück und Ruhm
Sind selbst Schatten um und um."

— 13. „Nein o Freund, des Lebens Licht A. — Die Perle. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 36 f. Ged. I, 24 (27). — 4. sie selbst dir A.

Wellen hüpften um die Göttin,
Weste buhlten um sie her;
Aber die gefällig-gute
Dienerin gefiel ihr mehr.

„Womit soll ich dich belohnen?“
Sprach sie, und vom Silber-Glanz
Ihrer Glieder schwamm die Muschel
Silbern schon im Wellentanz.

„Nimm den Tropfen meines Haares,
Künftig nur der Unschuld Schmuck.“
Und der Tropfen ward zur Perle
In der Muschel, die sie trug.

Ewig jetzt ein Schmuck der Unschuld,
Stiller Anmut selbst ein Bild,
Ohne Gaukelei der Farben
In bescheidnen Reiz gehüllt,

Sehnet sie sich aus der Krone
Des Monarchen in das Band,
Das der Unschuld Haar umschlinget,
Einer Göttin Haar entwandt.

(9.) Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward.

16. Glänzend schon und silbern ganz. A. — 23. Gaukelprunk A. — 24. Nur in eignen R. A. — Das Saitenspiel. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 43—47. Ged. I, 28 (30). Vgl. die dem Aufsatz „Cäcilie“ (Zerstr. Bl. V, 320 ff., W. z. sch. L. XIII, 96 [XX, 110] ff.) angefügte „Rhapsodie“: „Die Tonkunst“.

Was spricht in euch, ihr Saiten?
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süßem Wiederhall?
Du Täuscherin der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärkrer Stimme,
Es dringet mir ans Herz,
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längst-entschlafnen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele,
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen?
Mit zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten;
Es lispelt mir ins Ohr.
Der Geist der Harmonieen,
Der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen
In ihre Hülle zwang,
Und sie mit Zaubereien
Der Sympathie durchdrang.

In rauher Felsenhöhle
Bin ich dir Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

Ich stimmete die Welten
In Einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang.

19. Es w. A. — 24. Voll A. — 31 f. Zaubertönen Des Wohlgefühls A.

Vom zarten Ton beweget,
Durchängstet sich dein Herz,
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süßen Schmerz.“ —

Verhall’, o Stimm’, ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All;
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

(10.) Der Gewinn des Lebens.

Nach dem Englischen.

Am kühlen Bach, am luft’gen Baum
Träum’ ich nun meines Lebens Traum;
Und mag nicht wissen, ob die Welt,
Wie ich mir träume, sei bestellt:
Denn ach! ist der wohl mehr beglückt,
Der, daß sie nicht so sei, erblickt?

Ich ging einmal der Weisheit nach
Und hörte, was die Weisheit sprach.
Sie sprach so viel- und mancherlei,
Was einst die Welt gewesen sei
Und jetzt nicht ist und sehr verirrt
Wohl nimmer, nimmer werden wird.

Ich grämte mich und ging im Gram,
Als mir der Ruhm entgegen kam.
Dir, sprach er, Sohn, dir ist beschert,
Zu räumen weg, was dich beschwert.
Ich räumte, wollte vor mich sehn;
Allein die Felsen blieben stehn.

Der Gewinn des Lebens. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 54—56. Ged. I, 34 (35). J. v. T. XVIII, 1 (Burkh. S. 295 ohne Namen des Verfassers).

Ermattet, ohne Gram und Zorn
Sucht' ich nun Rosen unterm Dorn.
Die Rosen, ach! entfärbten sich
Und ihre Dornen stachen mich —
Zwei Knöspchen unter allen hier,
Lieb' und die Freundschaft, blieben mir.

Am kühlen Bach, am luft'gen Baum
Träum' ich nun meines Lebens Traum.
Die beiden Knöspchen pfleg' ich mir
Und weihe sie, o Sonne, dir!
Komm, kühler Bach, erquicke sie!
Komm, süßes Lüftchen, stärke sie!

(11.) Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf;
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streun.

Rosen; denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer.
Rosen; denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht

Lied des Lebens. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 57 f. Ged. I, 35 (36). J. v T. XII, 2 mit einigen Varianten und darnach abgedruckt im Gesellschafter 1845, S. 610 (Burkh. S. 294).

Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt-süß;
Und die lauen Lüfte spielen
Freundlich uns ins Paradies.

(12.) Der Himmel.

Dünste steigen auf und werden
In den Wolken Blitz und Donner
Oder Regentropfen.

Dünste steigen auf und werden
In dem Haupte Zorn und Unmut
Oder werden Thränen.

Freund, bewahre deinen Himmel
Vor dem Dunst der Leidenschaften;
Deine Stirn sei Sonne.

(13.) Der Mond.

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort,
Und läßt die Hunde bellen
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

---

21. die dunkeln Blumen (vgl. Leg. 18, 50) erklären sich aus dem Vorausgehenden als die dunkeln, trüben Tage, die von der Erinnerung verklärt uns die spätere Ruhe „doppelt süß" empfinden lassen. Vgl. „Antwort auf d. Klage" 2c. (Ged. II, 67 (42) V. 5 ff.): „Müh und Leid sind überwunden, Hellgeläutert kehren Stunden, Und mit ihnen reines Glück, Rein von Müh und Leid zurück. Jede Furcht, Verdruß und Trauer Wird in ihnen süßer Schauer; Dulcamara bringt die Zeit, Dolce die Vergangenheit." An Herrn v. Schardt (Ged. II, 19 (14) V. 7): „Vergangne Müh wird im Andenken süß." — 23. Die sinnlose Lesart lauten (seit B) hat schon Düntzer beseitigt. — Der Himmel. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 59. Ged. I, 36 (37). — Der Mond. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 61. Ged. I, 38 (38). In älterer Fassung Göttinger Musen-Almanach 1772 S. 126 u. d. T. „Das Geschrei der Kabale". Vgl. auch „Bilder und Sprüche" 8 „Mondesgang" Ged. I, 201 (151).

(14.) Die Raupe und der Schmetterling.

Freund, der Unterschied der Erdendinge
Scheinet groß und ist so oft geringe;
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.

Träg' und matt, auf abgezehrten Sträuchen
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen;
Und erhob sich fröhlich, argwohnfrei,
Daß er Raupe selbst gewesen sei.

Traurig schlich die Alternde zum Grabe:
„Ach daß ich umsonst gelebet habe!
Sterbe kinderlos und wie gering'!
Und da fliegt der schöne Schmetterling."

Ängstig spann sie sich in ihre Hülle,
Schlief und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sei.

Freund, ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? was wir einst noch werden?
Niemand weiß es; glücklich sind wir blind;
Laß uns Eins nur wissen, was wir *sind*.

(15.) Die Natur.

1.

Hast du, hast du nicht gesehn,
Wie sich alles drängt zum Leben?
Was nicht Baum kann werden,
Wird doch Blatt;
Was nicht Frucht kann werden,
Wird doch Keim.

Die Raupe und der Schmetterling. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 74 f. Ged. I, 45 (43). — 3 f. 17. Vgl. 1, 22 f. u. Anm. — *Die Natur.* B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 76—79. Die Bezeichnung der einzelnen Strophen mit 1. 2. (zwei Stimmen) fehlt noch in A. Ged. I, 46 (43).

2.

Hast du, hast du nicht gesehn,
Wie von Leben alles voll ist?
Schon im Blatt, des Baumes
Hoher Bau;
Schon im Keim, der Früchte
Volle Kraft.

1.

Reiche Fülle der Natur,
Labyrinth zu neuem Leben,
Kürzend tausend Wege
Tausendfach,
Überall belebend,
Allbelebt

2.

Lebend Weben der Natur,
Ew'ger Frühling junger Keime,
Wenn sie mir verwelken,
Starben sie?
Sind sie, mir verschwunden,
Nirgend mehr?

1. 2.

Nein, ihr blühet wo ihr seid,
Hingelangt auf kurzem Wege,
Ihr, der großen Mutter
Lieblinge,
Ihre zartsten Sprossen
Welken früh.

Selig, selig, wo ihr seid,
In des Ew'gen Paradiese.
Hier am Lebensbaume,
Blüten nur;
Dort am Lebensbaume,
Früchte schon.

14. zum neuen A. — 20. ewger K. A. — 22. Sterben A. — 23 f. Kann ein Leben sterben, Das da lebt? A. — 27—30. Säuglinge der Mutter, Zartes Heer. Ihre liebsten Kinder Ruft sie früh.

1.

Mausoleum der Natur!
Wo der Tod zum Leben fördert.
Dieser Keim ward Pflanze
Als er starb;
Jene Menschenpflanze
Genius.

2.

Selig, selig, der ich bin
In der Welt voll Leben Gottes.
Meine Adern wallen
Seinen Strom;
Meine Seele trinket
Gottes Licht.

1. 2.

Empyreum der Natur,
Wo einst alles sich belebet!
Alle Kräfte, Gottes
Feuerstrahl.
Alle Seelen, Gottes
Lebenslicht.

(16.) Die Schwestern des Schicksals.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid:
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Notwendigkeit.

Blick' umher, o Freund, und siehe
Sorgsam wie der Weise sieht.
Was vergehen muß, vergehet:
Was bestehen kann, bestehet:
Was geschehen will, geschieht.

37—42. Großer Abgrund der Natur! Und der Tod ist Weg zum Leben. Dieser Staub wird Pflanze Nur durch Tod; Jenes Kind wird Engel Nur durch Tod. A. — 45. wallen, transitiv gebraucht. — 47. denket A. — 49 f. Hoher Abgrund der Natur, Worin Alles A. — Die Schwestern des Schicksals. B. u. Tr. Zerstr. Bl. III, 85 f. Ged. I, 50 (47).

Heiter sind des Schicksals Schwestern,
Keine blasse Furien:
Durch der Sanftverschlungnen Hände
Webt ein Faden sonder Ende
Sich zum Schmuck der Grazien.

Denn seit aus des Vaters Haupte
Pallas jugendlich entsprang,
Wirket sie den goldnen Schleier,
Der mit aller Sterne Feier
Droben glänzt aeonenlang.

Und an ihrem Meisterwerke
Hanget stets der Parzen Blick.
Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid:
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Notwendigkeit.

(17.) Die Erfinderin der Künste.

Daphne.

Liebe war's, die jede schöne Kunst erfand.
Des Geliebten Umriß schattend an der Wand
Zeichnete das Mädchen, und von Glanz umstrahlt
Hat an Amors Fackel liebend sie's gemalt.

16 ff. Vgl. 18, 25 ff. — 22. Parze seit B, schon von Düntzer berichtigt. — Die Erfinderin der Künste. G(edichte) u. R(eime II.). Zerstr. Bl. VI, 49—51. Ged. I, 53 (49). — 1 ff. Vgl. Lessing, Laokoon II (Eingang): „Es sei Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden." Nach Plinius Nat. Hist. XXXV, 12 (43) zog die Tochter des Töpfers Butades in Korinth die Umrisse des Schattens nach, den das Gesicht ihres Geliebten, der verreisen sollte, an die Wand warf. Der Vater füllte sie mit Thon aus und brannte das so entstandene Bild mit seinen andern Waren. Es soll bis zur Eroberung Korinths durch Mummius im Nymphaeum aufbewahrt gewesen sein.

Daphnis.

Liebe war's, die jede schöne Kunst erfand.
Als am Marmorfelsen Amor bildend stand,
Fühlete der Marmor; und von Venus Thron
Stieg ein liebend Mädchen zu Pygmalion.

Beide.

Liebe, die dem Leben jeden Reiz erfand,
Die dem Sieger Myrten um die Schläfe wand,
Die zu Myrt' und Rosen Grazien-Gewand,
Spiel' und Artigkeiten, Tanz und Kuß erfand.

Daphnis.

Und mit Zaubertönen, voll von süßem Schmerz,
Schafft sie uns im Herzen ein wie andres Herz!
Freundschaft, hohe Tugend, Braut und Vaterland! —
Liebe war's, die jede schöne That erfand.

Daphne.

Liebe, die der Sprachen schönste Sprache fand.
Was der Mund zu sagen sich nicht unterwand,
Sprach die goldne Zither; Wunsch und Sympathie
Goß sich in die Saiten, so ward Poesie.

Beide.

Liebe, du der Menschen göttlichster Verstand,
Die des Unglücks Stürme siegend überwand,
Die im Unglück fester Herz an Herzen band,
Knüpfe Seel' an Seele, knüpfe Hand in Hand.

(18.) Das Grab.

Erdenge zweier Welten, stilles Grab;
Wie schweiget's um dich her! Diesseit ist Nacht
Und Staub; ein Häufchen toter Asche nur;
Und jenseit kommt kein Laut zu mir herüber,

Das Grab. G. u. R. Zerstr. Bl. VI, 92—94. Ged. I, 77 (65). — 1—6. Vgl. den Eingang der in den Zerstr. Bl. unmittelbar folgenden Abhandlung „Das Land der Seelen. Ein Fragment", zu der dies Gedicht überleitet: „Um den Staub des Begrabenen ist alles so still: kein Laut, keine Stimme kommt jenseit her, auch wenn es das Herz dessen, der seine Geliebten dahinsandte, so sehnlich wünschet."

Kein sel'ger Geist, der diesen Staub besucht,
Kein Traumgesicht. —
Nacht ist es um mich. Hoch
Daroben funkeln Sterne. Glänzet ihr,
Gestirne droben, dem entschwungnen Geist?
Und bricht dem Toten, wie dem Schlummernden,
Ein neuer Morgen an?
Was zweifelst du
In mir? Unsterblicher, der hier am Rat
Und Werke der Natur schon Anteil nahm.
Er sann was sie ersonnen, und er traf's,
Aussprechend ihre Regel, ihr Gesetz;
Und bot unausgeschlagen ihr die Hand
Zum edelsten, zu ihrem ew'gen Werk,
Dem Ordnen durch Verstand und Güte.
Wenn
Sie fortan dein zu ihrem Dienst bedarf,
(Und sie verschmäht, die reiche Sparerin,
Die nichts verthut und mit dem Mindesten
Das Größeste verrichtet, keine Kraft
Und Übung) wenn sie fortan dein bedarf:
So sage willig: Ich bin da! Und web'
In meinem kleinen Winkel emsig fort
An jenem Schleier der Penelope-
Minerva, der unübersehbar dort
In Millionen Sternen prächtig glänzt.

(19.) Amor und Psyche
auf einem Grabmal.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier.
Wie Schatten auf den Wogen schweben
Und schwinden wir.

25 ff. Vgl. 16, 16 ff.. In den „Fragmenten" „Die Erde" 1, 26 ff. (Ged. II, 87 (57)) wird die Erde angeredet: „Du Tausendkünstlerin, Penelope, Die ihren Schleier stickt Und trennet"; vgl. zu Paramythie 12, 7 S. 180, 10 f. — Amor und Psyche auf einem Grabmal. Schillers Horen IV, 1795, 12. St. S. 58—60; Ged. I, 296 (217) mit der unrichtigen Jahreszahl 1796. Schiller an Herder 3. Okt. 95 (Aus H.s Nachl. I, 189): „Für die schönen Stücke zu den „Horen" küsse ich Ihnen die Hand. Meine Lieblinge dar-

Und messen unsre trägen Tritte
    Nach Raum und Zeit;
Und sind (und wissen's nicht) in Mitte
    Der Ewigkeit.

Nach manchem voller Müh' und Sehnen
    Verseufzten Jahr
Umarmte sich in frohen Thränen
    Ein liebend Paar.
Der Mond sah freundlich auf sie nieder;
    Ein zarter Ton
Aus allen Büschen hallte wieder:
    „Endymion!"

„Ach, daß uns ewig, ewig bliebe
    Der Augenblick!
Im ersten holden Kuß der Liebe
    Das reinste Glück!"
Verstummend, halbvollendet weilte
    Das süße Wort;
Die Seel' auf beider Lippen eilte,
    Sie eilte fort —

Denn sieh' ein Engel schwebte nieder
    Zu ihrem Kuß.
Gold, himmelblau war sein Gefieder;
    Ihr Genius.
Berührend sie mit sanftem Stabe,
    Sprach er: „Erhört
Ist euer Wunsch. Dort überm Grabe
    Liebt ungestört."

Entschwungen auf dem Hauch der Liebe
    Im reinsten Glück,
Gewiß, daß ihnen ewig bliebe
    Der Augenblick,

unter sind Amor und Psyche, Gesang des Lebens, Epigramme, Leukotheas Binde" u. s. w. — Vgl. 54, 2 und über die im Altertum beliebte Darstellung von Amor und Psyche auf Grabmälern H.s „Wie die Alten den Tod gebildet" Zerstr. Bl. II, 338[1], 352[2] (Haym, Herder I, 680. 681); O. Jahn, Archäol. Beitr. S. 164 ff. — 1 ff. Vgl. 1, 22 f. und Anm.

Auf amarantnen Auen schwebte
Das holde Paar,
Mit allem, was je liebt' und lebte,
Und glücklich war.

Mit allem, was in Wunsch und Glauben
Sich je erfreut,
Genossen sie in vollen Trauben
Unsterblichkeit.
Des Weltalls süße Symphonien
Umtönten sie;
Der Liebe süße Harmonien
Durchwallten sie.

„Wollt ihr zurück in jene Ferne
Auf euer Grab?"
Sie sahn vom Himmel goldner Sterne
Zur Erd' hinab.
„O Genius, die Zeit danieden
Ist träge Zeit.
Ein Augenblick hier giebt uns Frieden
Der Ewigkeit."

Sahst du auf jenem Grabeshügel
Die Liebenden?
Der erste Kuß gab ihnen Flügel,
Den Seligen.
Und daß ein Bild von ihnen bliebe
Im ew'gen Kuß,
Verewigte hier Seel' und Liebe
Der Genius.

(20.) Madera.

Und zum Schlusse dieses Festes
Kosten wir ein Glas Madera.
Süß und traurig: zum Gedächtnis
Aller unglücksel'gen Liebe.

Madera. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796 S. 7—12 unterz. mit D. Ged. I, 314 (229) mit dem grundlosen Zusatz „Nach dem Spanischen". Schon im J. v. T. XLII, 3 (Burkh. S. 298). Auch der von Knebel in die Weimarer Gesellschaft eingeführte schottische Kapitän Heron, der 1787 mit seinem Regimente nach Ostindien ging, besaß schon damals

Robert Machin, Anna d'Arfet,
Er, ein edler Britten-Jüngling,
Sie, die Tochter stolzer Eltern,
Beide liebten sich, doch traurig.

Hingeworfen ins Gefängnis
Von des Mädchens stolzen Eltern
Schmachtete der edle Machin;
Doch sein Herz blieb unverändert.

Und des jungen Mannes Freunde
Rüsten ihm ein Schiff am Ufer,
Führen Robert aus dem Kerker,
Ihm die Braut in seine Arme.

Willig folget ihm die treue
Anna d'Arfet in die Wellen.
Liebe Wellen, rauschet glücklich!
Fahret wohl, geliebte Beide!

Hin nach Frankreichs holdem Ufer
Steuern sie mit Macht und Kräften;
Doch die Küste schwindet traurig,
Traurig seufzen alle Winde.

Dreizehn lange Tag' und Nächte
Schweben sie auf offnem Meere:
Ohne Weg' und ohne Rettung,
Rette sie, geliebte Liebe!

Da ging ihnen auf der Freude,
Auf der Hoffnung Morgenröte;
Sieh, ein nahes schönes Eiland,
Namlos — jetzo heißt's Madera.

„Herders schöne Romanze" und parodiert die erste Strophe in seinem von Madera selbst an Knebel geschriebenen Briefe, und Lotte von Lengefeld, der Knebel Herons Brief mitteilte (Urlichs Charlotte v. Schiller III, 305) citiert in ihrer Antwort (3. Juli 88), offenbar aus dem Gedächtnis und daher ungenau, V. 34 (Düntzer, Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 557 f. u. 28). Spätere Urteile s. Einl. S. 385 Anm. „Die zu Grunde liegende Erzählung des Portugiesen Francisco Alcaforado, der selbst an der Wiederentdeckung von Madera teilnahm, kannte Herder wohl aus der Allgemeinen Historie der Reisen zu Lande und zu Wasser." Düntzer.

Neue Vögel, neue Bäume,
Schöne Thäler, holde Hügel
Locken freundlich sie zur Küste,
Fliegen freundlich um ihr Segel.

„Ach, es ist der Sitz der Liebe,
Spricht das freudetrunkne Mädchen,
Mitten unter wilden Wellen
Uns vom Himmel zubereitet.

Ferne von Europas Ufer,
Von dem unglücksel'gen Ufer
Eine der glücksel'gen Inseln
Aus den alten Fabelzeiten."

Und sie steigen aus zum Lande,
Grüßend die geliebte Küste.
Die kristallne Wasserwoge
Kömmt, und spielt um ihre Füße.

Wilde Tiere kommen schmeichelnd,
Huldigend dem Königspaare;
Tausend Nachtigallen singen
Ihnen Lobgesang der Liebe.

Und sie finden ein verborgnes
Schönes Thal, von dichten Bäumen
Rings umschattet, wie ein Tempel,
Wie ein Paradies der Liebe.

„Hier, Geliebter, spricht das Mädchen,
In dem Tempel laß uns wohnen;
Unter diesem heil'gen Baume
Laß uns liebvereinet sterben!"

Und ein böses Schicksal hörte
Den schuldlosen Wunsch der Schönen;
Wütend kam ein harter Sturmwind,
Und riß los das Schiff vom Ufer,

Riß es in die wilden Wellen,
Stieß es an Marokkos Küste;
(Alle armen Christenseelen
Wurden da der Mohren Sklaven.)

Leidend sah das weiche Mädchen
Ihrer treuen Freunde Schicksal.
Sah allein sich auf der Insel,
Sah den Vielgeliebten traurig —

„Unter diesem heil'gen Baume
Will ich ruhn, des Lebens müde!"
Schlang um ihn die festen Arme,
Und verschied am dritten Tage;

Ihr und sich erbaut der müde
Robert nun fortan ein Grabmal
Unter dem geliebten Baume,
Und verschied am fünften Tage.

Eine Tafel auf dem Grabe
Nannte ihrer beider Namen;
Sprach, erzählend die Geschichte,
Sprach mit fleh'nden Worten also:

„Wenn einst dieses schöne Eiland
Je ein Christenpilgrim findet,
O! so weih' er unserm Grabe
Eine Thrän' und einen Tempel."

Als darauf nach manchen Jahren
Don Gonsalvo und Morales
Wiederfanden diese Insel,
Und auf ihr das Grab der Liebe,

Weihten sie dem treuen Paare
Ein Gebet und einen Tempel;
Jesustempel heißt das Grabmal,
Und der Hafen heißt Machino.

---

94. W. v. Humboldt an Schiller 25. Aug. 1795 (Briefw. 2. Ausg. S. 97): „Die beiden Änderungen in der Entfernten [auch von Herder Alm. f. 1796 S. 102 „Die Entfernte. Aus dem Spanischen."] und Madera habe ich gemacht. In dem letzteren aber heißt der Vers „Ihr Gebet und einen Tempel", wofür ich nun „Ein Gebet" u. s. f. wie Sie schrieben, gesetzt habe." Auch in den „Ged." steht „Ein G."

(21.) Parthenope.

Ein Seegemälde bei Neapel.

Ermüdet von des Tages schwerem Brande,
Setzt' ich danieder mich ans kühle Meer.
Die Wellen wallten liebend hin zum Strande
Des holden Ufers, das mich rings umher
Umfing mit seinem zaubrischen Gewande,
Mit seiner gaukelnden Sylphiden Heer;
Der Liebe luft'ger Schleier, rings umflogen
Von Zephyretten, spielte mit den Wogen.

Und über mir, hoch über mir in Lüften
Des blauen Äthers säuselte der Baum,
Der reingeläutert von der Erde Düften,
Ein himmlisches Gewächs, den runden Saum
Umschreibet mit der Sonne goldnen Schriften,
Und giebt dem Fluge der Begeistrung Raum,
Die schlanke, schöne Königin der Bäume,
Die Pinje rauschte mich in goldne Träume.

Ich hört'! und aus des Meeres leisen Wogen
Erhob sich einer Stimme Silberton:
„Vernimm mich! Nie hat dich dein Herz betrogen,
Du liebest Wahrheit, und verdienst zum Lohn,
Daß dir die Hülle werd' emporgezogen,
Die alle Wesen bis zum lichten Thron
Der schaffenden Natur in Schatten hüllet;
Vernimm mich, und dein Herz wird dir gestillet."

Ich sah; und aus des Meeres zarten Wellen
Hob eine Nymphe göttlich sich empor.
Ihr Antlitz schien die Dämmrung aufzuhellen,
Bis an der Sonne goldnes Abendthor.

Parthenope. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 124—130, unterzeichnet mit P. Nach einem stark abweichenden offenbar noch unfertigen Entwurfe wiederholt Ged. II, 22 (17) u. d. T. „Am Meer, bei Neapel. 1789". — Über Herders Aufenthalt in Neapel und den bezaubernden Eindruck vgl. Nr. 65 und Reise nach Italien S. 213 ff.; er kam am 4. Jan. 1789 daselbst an und war am 20. Febr. wieder in Rom. Der reizenden, die Seele bestrickenden „Nymphe oder Sirene Parthenope", die „unaufhörlich über den Wellen des Golfo schwebt", gedenkt er ebenda 246_1. Der „Sirenen Parthenopes" gedenkt auch die 13. der von Rom aus an Karoline gerichteten „Stanzen" (ebda. 286). — 12 f. Der umsäumt ist vom goldnen Sonnenschein. Auch W. v. Humboldt fand die Stelle dunkel und „beinahe schwülstig ausgedrückt" (An Schiller 25. Aug. 95 Briefwechsel 2. Ausg. 97).

Die Wogen küßten sie mit sanftem Schwellen;
Um ihren Busen wallt' ein reger Flor;
Sie sang; ein Saitenspiel von zarten Saiten
War schüchtern, ihre Stimme zu begleiten.

Sie sang: „Was rings dir deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt,
Was droben dort in jenem heil'gen Schweigen
Des Äthers, drunten sich im Staube regt,
Und in der Welle spielt, und in den Zweigen
Der Fichte rauscht, und dir im Herzen schlägt,
Und dir im Auge, jetzt von Thränen trübe,
Jetzt freudentrunken himmlisch glänzt, ist — Liebe.

Nur Liebe war die Schöpferin der Wesen,
Und ward der Liebgebornen Lehrerin.
Willst du den Sinn des großen Buches lesen,
Das vor dir liegt; sie ist die Seele drin.
Und will dein Geist, und soll dein Herz genesen,
So folge treu der hohen Führerin;
Wer außer ihr, der Mutter alles Lebens,
Natur und Wahrheit suchet, sucht vergebens

Sie ist Natur; sie bildete Gestalten,
Naht und verknüpfet und beseligt sie;
Sie läßt den Keim zur Blume sich entfalten,
Daß in der schönen Blume Liebe blüh'.
Die zarten Bande, die das Weltall halten,
Die ewigjunge rege Sympathie,
Die Himmelsglut, in der die Wesen brennen,
Wie willst du anders sie als Liebe nennen?

Schau, wie die Welle, nahend dir, am Rande
Des Ufers spielet, und es leise grüßt;
Sie gleitet weg von dem geliebten Strande,
Zerfließend, wie ein süßer Wunsch zerfließt,
Und kehrt zurück zu dem geliebten Lande,
Wie wiederkehrend sich das Herz ergießt;
So drängen sich mit immer neuem Schwellen
In aller Schöpfung Meer der Liebe Wellen.

Schau, wie umher der ganze Himmel trunken,
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht!
In Amphitritens heil'gen Schoß gesunken,
Wie wallt, wie zittert dort der Sonne Licht!
Und droben glühen schon der Liebe Funken,
Die Sterne. Sieh, auch Luna säumet nicht;
Sie schleicht heran mit zarten Silberfüßen,
Um ihren Liebling, ihren Freund zu grüßen.

Dort steht sie; sieht bescheiden sich im Spiegel
Der Wellen an, und weilt und schämet sich,
Und blickt hinan zu jenem Schlummerhügel:
„Endymion, ich lieb', ich liebe dich!"
Und drückt auf ihn der Sehnsucht zartes Siegel:
„Endymion, auch du, du liebest mich!" — —
So sang Parthenope; mit süßen Schmerzen
Fuhr ihrer Stimme Pfeil zu meinem Herzen

Ich sah, ich sah, bei ihren Freudenmahlen
Die Götter in der Freuden Überfluß:
Da labet Zevs sich in den süßen Strahlen
Des schönen Jünglings mit dem ew'gen Kuß.
Sein Auge küßt; es küßt zu tausendmalen,
Und blickt in alle Himmel Wohlgenuß;
Läßt Göttlichkeit in jede Ader fließen,
Und reine Liebe sich durchs Weltall gießen.

Ach, sprach ich, und die Menschheit, in der Kette
Der Erdewesen sie der erste Ring,
O! daß sie noch das Kleinod Unschuld hätte,
Das ihr die Mutter an den Busen hing,
Als liebend mit den Göttern um die Wette
Ihr erster Mutterkuß sie froh umfing;
„Geh, sprach sie, zartes Kind. Im Erdgetümmel
Wird Lieb' und Unschuld dir allein zum Himmel.

Versäume nie, zu stolz für diese Freuden,
Die Lieb' und Unschuld auf beblümter Flur.
Verschmähe nie dein Glück, und suche Leiden
Der Unvernunft auf falscher Weisheit Spur!"

Ach, aber ach, getrennt von ihnen beiden,
Von Lieb' und Unschuld, Wahrheit und Natur,
Wie taumelt jetzt der Mensch, und sucht dem Herzen
Ein süßes Gift, für Liebe — Gram und Schmerzen.

So seufzte ich. Die Königin der Wogen
Erhob noch einmal ihren Silberton:
„Vernimm dein Herz. Nie hat es dich betrogen.
Du liebest Unschuld, und sie wird dein Lohn.
Was unter diesem goldnen Himmelsbogen
Von meinem Meere, bis zu Jovis Thron
Erklingt, das klinget dir im Herzen wieder,
In deinem Herzen." — Und sie schlüpfte nieder.

(22.) Die Farbengebung.

Ein Gemälde der Angelika Kaufmann.

(Mit begeistertem Blick taucht die Malerei den Pinsel in die Farben der Iris. Mannichfaltige Blumen blühen ihr zu Füßen, und ein Chamäleon schleicht zwischen ihnen.)

Nicht vom Chamäleon, so oftermalen
Er auch sein Kleid verändert, wunderschnell;
Nein! um der Gottheit Abglanz uns zu malen,
Nahmst du die Farben aus der Farben Quell;
Tauchst in Aurorens, tauchst in Iris Strahlen
Den Pinsel, und dein Blick wird himmlisch hell,
Zu sehn, wie aus dem Lichtstrom Bäche fließen,
Und Strahlen sich in Farben leise gießen.

Wer hob die Hand dir? wer erhob zum Himmel
Den Blick dir, himmlische Begeisterung?
Daß über Nebel, über Erdgetümmel,
Im sanften Fluge, mit der Taube Schwung

Die Farbengebung. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 177 f., unterz. D. Ged. II, 21 (16) mit der Jahreszahl 1788. Und allerdings verkehrte Herder mit der von ihm wegen der Reinheit und Zartheit ihres Wesens hochverehrten Angelika, der „Engelsfrau", der „guten, jungfräulichen Engelsseele" (vgl. V. 23 f.), schon während seines ersten römischen Aufenthalts (1788), noch inniger ward die Freundschaft aber während des zweiten (1789); vgl. Reise nach Italien S. 87. 195. 266. 271. 280. 294. 301 f. 307 f. 312 f. 322 f. 333 f. 345. 349 f. 351 f. 364. 365 f. 369 f. 380.

Du aufsteigst, fühlst in dir und trägst den Himmel
In uns mit täuschender Beseligung;
Und lässest, was du dort in lichten Höhen
Der Gottheit sahst, uns hier in Schatten sehen?

Ein Gott war's. Und die Blume dir zu Füßen
Weiht ihren Brautschmuck deiner Schwester-Hand.
Ein Lüftchen weilt, die Körper zu umfließen,
Die du erschaffst, und wird ein Brautgewand
Der Seele, die, sich sichtbar zu genießen,
In deiner Seele Äther-Hüllen fand.
Du malest, was du bist. Auf Edens Auen
Giebst du, in Menschen, Engel uns zu schauen.

(23.) An Auroren.

O zögre noch, holdseligste der Schönen,
Aurora, laß die Thräne dich versöhnen,
Die Thräne, die dir reine Liebe weiht.
Wenn du in deines grauen Tithons Armen
Zu früh' erwachst, so weile; hab' Erbarmen,
Für uns, für uns ist es zu frühe Zeit.
Die keusche Luna blickt von ihrem Throne
Gefällig noch, und gönnt Dionens Sohne
Ihr sanftes Licht der Herzvertraulichkeit.

„Und komm' ich denn, um euer Glück zu stören?
Beneidend komm' ich euer Glück zu mehren,
Und sag': es ist nicht gestern, es ist heut.
Mit neuer Liebe komm' ich euch zu krönen,
Und gebe Blumen, Jünglingen und Schönen,
Erfrischend sie, der Morgenröte Kleid;" —
— O Malerin Aurora, weile, weile!
Den Liebenden zu ihrem schönsten Teile
Sei nie ein Gestern; sei ein ewig Heut.

An Auroren. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1797, S. 66 f., unterz. O. — 8. Dione, bei Homer die Mutter der Aphrodite, hier nach dem Brauch Späterer (Ovid) für Venus selbst.

(24.) Gefälligkeit.

Aspasia, sie schenkte meinem Leben
Zwar Einen Tag nur, Einen Tag der Huld;
Doch warum mußte sie mir Tage geben?
Und litt ich nicht vielleicht aus eigner Schuld?
„Auch andern, sprach ich, werd' ein schönes Leben!"
Und sah ihr Glück, und sah es mit Geduld.

Die andern, eben auch wie ich entlassen,
Verfolgten sie mit heft'ger Ungeduld.
„Wie? sprach Aspasia, mit Zank und Hassen
Wollt ihr erzwingen Artigkeit und Huld?
Der eine droht, der andre will erblassen;
Unholde, traget eurer Sitten Schuld."

„Aspasia, sprach ich, nimm diese Rosen,
Und sei mir hold, so lange dir's gefällt.
Unwert ist dein, wer dich mit Liebekosen
Und Foderung für seine Sklavin hält."
Sie neigte sich, die Wange voller Rosen:
„Wer zu gefallen weiß, ist Herr der Welt."

(25.) Macht der Liebe.

Nach dem Spanischen.

Liebe wechselt Berg und Thale,
Machet Höhn und Tiefen gleich,
Diese Flur zum Göttersaale,
Jenen Hain zu Paphos Reich.
Wer geliebet wird und liebte,
Schäfer oder Schäferin,
König dünkt sich der Geliebte,
Die Geliebte Königin.

Gefälligkeit. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1797, S. 100 f., unterz. O. — Macht der Liebe. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1797, S. 50 f., unterz. T. — 5 ff. Vgl. Cid 1557 f. und Einl. S. XXXVIII.

Welch ein Ton von zarten Saiten
Singet meinen Tönen nach?
Sind es Geister? Sie begleiten
Mich mit ihrem Wunsch und Ach.
„Warum wurden wir betrübet?
Fühleten wir nicht mit euch?
Liebt, so werdet ihr geliebet,
Gleichgefühl ist Gottes Reich.“

Steiget nieder zu dem Thale,
Kalte Höhen, dürr' und reich.
Macht die Flur zum Göttersaale,
Gebet und genießt zugleich.
Liebe kränzet nur mit Myrten;
Doch im seligsten Gewinn
Wird der König gern zum Hirten,
Die Sultane Schäferin.

(26.) Der Wechsel der Dinge.

Ein Echo. Nach dem Spanischen.

Verschwunden ist sie meinem Blick;
Werd ich sie wiedersehn?
„Verschwunden ist sie dir zum Glück;
Du wirst sie wiedersehn.“
Freuden und Leiden, wie wechselt ihr so? —
„Es wechseln die Freuden
Zu mildern die Leiden;
Sei froh! Sei froh!“

Oft werd' ich wenden meinen Blick:
Warum ist sie nicht hier?
„Dann rufet dir der Hain zurück:
Sie kehret neu zu dir.“
Freuden und Leiden, wie wechselt ihr so? —
„Es wechseln die Leiden
Zu schöneren Freuden;
Sei froh! sei froh!“

Der Wechsel der Dinge. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1797, S. 52, unterz. W.

(27.) Reim, Verstand und Dichtkunst.

Verschwunden war die Dichtkunst von der Erde,
Verödet lag ihr schönes Vaterland.
Da traten auf den Platz mit Rittertumsgeberde
Ein Araber, der Reim; ein Normann, der Verstand.
Sie kämpften lang mit wechselnder Beschwerde,
Und wurden dann im Streit vertraulich und galant.

Die Dichtkunst kam. Wem wird der Preis gebühren?
„Thut eure Kappen ab. Wie heißest du?“ — „Verstand.“
„Und du?“—„Der Reim.“—„Ihr Herrn, ihr müßt nicht Kriege führen;
Gebt euch, der Reim zuerst, einander treu die Hand.
Wollt ihr mir dienen; so muß ich regieren;
Du reite hinten, Reim; du vor mir her, Verstand.“

Sie zogen. Doch der kühne Normann-Reiter
Durchstrich so wild und kreuz und quer das Land!
Die Dichtkunst rief. Umsonst. „Dort folg' ich ihm nicht weiter,“
Sprach sie und neigte sich anmutig und verschwand.
„So bin ich Dichtkunst, sprach der Reimbegleiter,
Und treff' ich ihn, ergreif' ich hurtig den Verstand.“

(28.) Die verschiedene Weise der Moral.

Auf offnem Markte mit Gebieterton
Erschien in Herrscherpracht der Gott Imperativus.
„Ich bin das Ich, der echten Weisheit Sohn,
Ein Vokativ der Pflicht, des Rechts Nominativus.

Reim, Verstand und Dichtkunst. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1797, S. 105 f., unterz. V. Ged. I, 333 (245). — Fr. Schlegel, Jugendschr. II, 26 f.: „Es war kaum möglich einige im VII. und VIII. Bande der Herderschen Briefe zur Beförderung der Humanität [1796] vorgetragene Gedanken über Reim, Verstand und Dichtkunst sinnreicher und reizender zu dramatisieren als in folgendem Gedichte von V.“ — 4. Ein Araber, der Reim: nach der irrigen Ansicht, der zufolge der Reim aus der arabischen Poesie in die abendländischen Litteraturen übergegangen wäre; vgl. Humanitätsbr. 84 f. — 18. Anknüpfend an diese Z. des ganz ausgehobenen Gedichtes fährt Schlegel fort: „Der sich leider selten treffen läßt, und wenn er so verfolgt wird, sehr schnellfüßig flieht; könnte man mit Rücksicht auf die zahllosen Reimereien hinzusetzen, deren Charakter durch so witzig beschriebene Jagd nur allzuwahr bezeichnet wird.“ — Die verschiedene Weise der Moral. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1797, S. 25—27, unterz. V. Ged. I, 335 (246). — Goethe an Schiller 13. Aug. 96 (Briefw. Nr. 210): „Der Imperativ [Schiller, der 5. Aug. 96 Herder den Druck des Gedichtes meldet, nennt es „Vokativ der Pflicht“ nach V. 4. Aus Herders Nachl. I, 195] nimmt sich recht lustig aus. Man sieht recht bei diesem Falle wie die

Wer von der Würde wich, erzittre meinem Thron;
Ich bin der kleinsten Schuld Fiskal-Accusativus,
Und hinter mir dort steht zu Büttelstraf' und Lohn
Ein dunkler Schlußstein noch, der Gott Infinitivus. — —
Doch wer bist du?"
„Ich bin der armen Menschheit Sohn,
Ein Flehender, der blöde Optativus,
Doch selbst mein Wunsch, mein Streben wird mir Lohn:
Denn hier ist mein Genoss', der helfende Dativus,
Ein guter Mann." —
„Ihm werd' ein Bettlerlohn.
Und rufet lauter aus mit Pauken und Drommeten:
Der Menschheit Würde wird befohlen, nicht erbeten."

Vorüber zog der Lärm; die sanfte Menschenliebe
Mit ihren Wünschen, ihrer Hoffnung blieb,
Und feuert' an des Herzens zarte Triebe:
„Ihr Menschen, liebet euch und seid einander lieb.
Verzeihet gern: wir müssen alle fehlen.
Und hofft das Bessre stets: denn Hoffnung stärkt die Seelen.
Erwartet wenig, um so reichlicher zu geben;
Aufs Wertsein rechnet nicht; der Menschen ganzes Leben
Statt Haben und Besitz ist Streben." —

Entflohen war der Lärm; sein Trommeln war vorüber,
Die sanfte Stimme, zart und schwach,

Poesie einen falschen Gedanken wahr machen kann, weil der Appell ans Gefühl sie gut kleidet". Der „Gott Imperativus" (V. 2) ist natürlich der „kategorische Imperativ", Kants Moralprinzip, über dessen Rigorosität Schiller selbst im selben Almanach in den Tabulae votivae und Xenien scherzte. Wie der Imperativus (der Befehl) selbst auch einen grammatischen Modus bezeichnet, so verwendet Herder spottend andere Modi und Kasus mit Rücksicht auf ihre etymologische Bedeutung teils zur Bezeichnung der verschiedenen vom Imperativus in Anspruch genommenen Rollen, wie den Vokativ (Aufruf), Nominativus (Titel, Z. 4) und Accusativus (Ankläger, Z. 6), teils um sie jenem, wie den Infinitivus (der Unendliche, V. 8) zur Seite, oder wie den Optativus (der Wünschende, V. 10) und Dativus (der Geber, V. 12) gegenüberzustellen. „Falsch", wie Goethe sagt, ist der Gedanke insofern, als die Menschenliebe trotz ihrer Berechtigung die sittliche Pflicht in ihrer unverrückbaren Geltung nicht alterieren kann. Etwas anderes ist es allerdings mit der auch Schillers Widerspruch herausfordernden rigoristischen Übertreibung Kants, wonach die Pflicht die Neigung ausschlösse. Fr. Schlegel war mit dem „gerechten Unmut" dieses Gedichtes sehr wohl zufrieden und fand „besonders im Anfange das spanische Einherschreiten des stolzen Imperativus in Sprache, Maß und Klang ganz nach dem Leben dargestellt" (Jugendschr. II 27, 24f). Anders Körner (an Schiller III, 364): „Die v. W. d. M. könnte wohl von Herder sein. Es ist schade um den Schluß, daß der Anfang so abschreckend ist. Ein abenteuerlicher Gedanke, eine Allegorie durch die Kasus und Modus der Grammatik durchzuführen. An die Grazien ist gar nicht dabei gedacht worden. Auch lieb' ich den weichlichen Ton des Ganzen nicht. Hier halte ich die Kunst wirklich für unmoralisch, wo ihre Tendenz Erschlaffung ist."

Sie tönete in aller Herzen nach;
Mit Hoffnungen gewann der Mensch das Leben lieber.
Und jeder Wunsch, so leise man ihn sprach,
Ging strebend auf die fernste Nachwelt über.

(29.) Das erträumte Paradies.

Romanze.

Von Vater Adams Lebensart
Was ist uns überblieben?
Wie uns die Bibel offenbart,
Hat Er den Pflug getrieben;
Nur was dem Vater Kräfte gab,
Ward bald den Söhnen Plage;
Fritz Adam spannt' am Morgen ab,
Franz Adam am Mittage.

Sie wanderten ins Paradeis
Zurück mit Weib und Kindern;
Da wandelt auf Kristall und Eis
Ein Cherub, dies zu hindern.
Sogleich umfloß sie Nebelwahn
Vom neuen Weisheitsbaume;
In herrlichen Entwürfen sahn
Ein Eden sie — im Traume.

Und naschten da nach Herzenslust —
(Was kann den Hunger stillen?)
Und kleideten sich schambewußt
In Feigenblätterhüllen.
Ihr Paradies geriet zum Staat
Von viel Kategorieen;
Die Distel sollte zum Salat,
Der Schleh zur Rose blühen.

Auch fanden sie der Künste viel,
Vor andern Schwert und Eisen;
Und priesen es mit Saitenspiel,
Es war gar hoch zu preisen.

Das erträumte Paradies. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1797, S. 123—125, unterz. V. Ged. I, 331 (243).

Und mordeten freundbrüderlich
Manch' ehrlich frommen Abel,
Und baueten großmeisterlich
Zum Himmel manches Babel.

Ihr Adamskinder, auf! hinweg
Vom lang' gebüßten Truge.
Zum Glücke führt ein enger Steg,
Frisch wieder hin zum Pfluge!
Aus eurer Mutter Lebensschoß
Kommt neue Kraft euch wieder.
Nur Thätigkeit ist unser Los,
Nur thätig sind wir Brüder.

(30.) Die sieben Wünsche.

(Nach einem alten deutschen Liede.)

Ein Rundgesang.

Hätt' ich sieben Wünsch' in meiner Gewalt,
Was wünscht' ich?
Nicht Glück und Ehren mannichfalt,
Den schönsten, liebsten Aufenthalt,
Den wünscht' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Manns Gewalt;
Nicht Glück und Ehren mannichfalt,
Lieb' ist der schönste Aufenthalt.

Der zweite Wunsch in meiner Gewalt?
Was wünsch' ich?
Nie sei des Freundes Herz mir kalt,
Nie sei mir Lieb' und Leben alt!
Das wünsch' ich.

Die sieben Wünsche. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1800, S. 199—202, unterzeichnet E. Vgl. Uhland, Volkslieder I, 17 ff. Nr. 5 und dazu Schriften z. Gesch. d. Dichtung u. Sage III, 264 ff., IV, 13 ff. Dem alten Wunschliede ist nur die alte Formel entnommen, die Ausführung gehört ganz Herder; inhaltliche Berührung ist daher gering: Uhland 5 A. B., 1 „so wollt ich wünschen: allzeit jung und nimmer alt", A. 4 B. 7 „allzeit fröhlich und nimmermer traurig sein": vgl. Herder 12. 27 f.

Chor.

Der Wunsch ist in des Manns Gewalt;
Nie sei dein Herz dem Freunde kalt,
Nie sei uns Lieb' und Leben alt.

Der dritte Wunsch, und er ist mein;
Was wünsch' ich?
An andrer Glück mich zu erfreun,
Mit meinem Glück vergnügt zu sein,
Das wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist unser insgemein;
Mit unserm Glück zufrieden sein
Macht uns an andrer Glück uns freun.

Der vierte ist in meiner Gewalt;
Was wünsch' ich?
Ein frisches Herz, so lang' es wallt,
Bei Jugendkraft und Wohlgestalt,
Das wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Manns Gewalt;
Ein frisches Herz, so lang' es wallt,
Schafft Jugendkraft und Wohlgestalt.

Der Wunsch ist jetzt in meiner Hand;
Was wünsch' ich?
Verachtend Vorurteil und Tand.
Zu leben für mein Vaterland,
Das wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Mannes Hand;
Verachtend Vorurteil und Tand
Ist Menschheit unser Vaterland.

Der sechste Wunsch in meiner Gewalt;
Was wünsch' ich?

15 ist nicht etwa als Wunsch, sondern als Rat und Bedingung zu fassen, deren Befolgung die Erfüllung des Wunsches verbürgt.

Den süßen Ruhm, der nie verhallt,
Der aus dem Herzen wiederschallt,
Den wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Manns Gewalt;
Der süße Ruhm, der nie verhallt,
Ist, der aus Herzen wiederschallt.

Der letzte Wunsch in meiner Gewalt;
Was wünsch' ich?
Ist der, den kaum die Lippe lallt,
Ein stiller Wunsch — komm' er mir bald!

Chor.

Des Herzens mächtigste Gewalt
Ist das, was kaum die Lippe lallt,
Ein stiller Wunsch — komm' er uns bald!

(31.) Die Erscheinung.

Im Mondenschein
Rührt' sie die Saiten und sang darein;
Die Lüfte des Himmels umflossen sie,
Des Himmels Schimmer umstrahlten sie,

Umflossen sie,
Des Himmels Schimmer umstrahlten sie.
Sie sang mich hinüber in welch ein Thal!
Voll Ruh im seligen Mondesstrahl,

In welch ein Thal!
Voll Ruh im seligen Mondesstrahl.
Elysische Lauben umblühten mich,
Der Edeln Geister umfingen mich,

Umblühten mich,
Der Edeln Geister umfingen mich.
Und all ihr Leben ein süßer Glanz,
Der Unschuld Thränen ein Perlenkranz,

Die Erscheinung. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1800, S. 231 f., unterz. E.

Ein süßer Glanz!
Der Unschuld Thränen ein Perlenkranz.
Die Sphären sangen mir Harmonie;
Der Stimmen süßeste, Sympathie —

Mir Harmonie,
Der Stimmen süßeste, Sympathie. —
Die Töne schwanden. Und himmelwärts
Zog sanft ihr nach mein stilles Herz.

Und himmelwärts
Zog sanft ihr nach mein stilles Herz.
O kämst du, Himmlische, wieder mir!
Die Stimme lispelt: „Ich bin bei dir.“

(32.) Amor und Psyche.

(Eine berühmte Gruppe.)

Die Hand, die dieses holde Haupt berührt,
Und still hinab es zum Geliebten führt;
Der leise Hauch, der um die Lippe schwebt
Und sanft den Arm und sanft den Busen hebt;
Der Blick, der nicht zur Sprache werden kann:
Denn Seelen schau'n sich in einander an;
Indes sich Herz zum Herzen schüchtern drängt
Und Geist an Geist, an Lippe Lippe hängt;
Der nur verlangend-süßeste Genuß
Des Wiederfindens — seht, ist dieser Kuß.
Es schwebt in ihm des Himmels reinstes Glück;
Anschauend tretet, tretet still zurück.

Amor und Psyche. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1800, S. 242, unterz. F. Ohne Kenntnis dieses Drucks offenbar nach der ältern Fassung, welche H. am 21. März 1789 aus Rom an Frau von Frankenberg sandte ohne sonderlich damit zufrieden zu sein („ein paar Einfälle über Kunstwerke, aber auch ohne Geist und Salbung“, Reise nach Italien S. 293. 327 f.) Ged. I, 295 (216). — Über die „berühmte Gruppe“ und die davon erhaltenen Kopien — die vorzüglichste die Capitolinische, die jedenfalls auch H. im Auge hat — vgl. O. Jahn, Archäol. Beitr. S. 161 ff.; Müller-Wieseler, Denkmäler der alten Kunst II, Taf. 53, Nr. 680 und S. 20.

(33.) Zwo Gattungen des Epigramms.

Dir ist das Epigramm die kleine geschäftige Biene,
Die auf Blumen umher flieget und sauset und sticht.
Mir ist das Epigramm die kleine knospende Rose,
Die aus Dornengebüsch Nektar-Erfrischungen haucht.
Laß uns beide sie dann in Einem Garten versammeln;
Hier sind Blumen, o Freund; sende die Bienen dazu.

(34.) Leukotheas Binde.

Lerne die Lehren der Schule; doch, gleich der Leukothea Binde,
Bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen zurück.

(35.) Drei Schwestern.

Hoffnung und Liebe sind des Lebens fröhliche Schwestern;
Jene flieget voran; diese regieret den Flug,
Trägt auf ihren Schwingen und weht der leidenden Seele
Kühlenden Atem zu, hebt und erquicket sie sanft.
Untrennbare! verlaßt mich nimmer, ihr lieblichen Schwestern,
Ohne die Hoffnung sind Leben und Liebe dahin.

(36.) Die Königin.

Soll ich, o Königin, dich um das, was jedem gefället,
Preisen? Ich preis' in dir, was nur den Göttern gefällt.
Deine Schönheit opferst du gern der edleren Tugend,
Deine Höhe der Huld sittlicher Grazien auf.
Kronen bietet man dir; du kennst der Kronen nur Eine,
Dich. Sie glänzet aus dir rings in der Liebe des Volks.

(37.) Der rauschende Strom.

Wollt ihr den Strom der Rede, dieweil er rauschet, vertrocknen?
Laßt ihn. Wenn er nur rauscht, ist er am wenigsten tief.

Zwo Gattungen des Epigramms. Schillers Horen V, 1796, 1. St. S. 28 (vgl. zu 19). W. z. sch. L. X, 137 (133). Vgl. Einl. S. 384. — Leukotheas Binde. Schillers Horen IV, 1795, 10. St. S. 152 (vgl. zu 19.) W. z. sch. L. X, 133 (130). Vgl. Odyssee 5, 346—350. — Drei Schwestern. Schillers Horen IV, 1795, 12. St. S. 61. W. z. sch. L. X, 131 (129). — Die Königin. Schillers Horen IV, 1795, 12. St. S. 115. — Der rauschende Strom. Schillers Horen IV, 1795, 10. St. S. 67. W. z. sch. L. X, 127 (125).

(38.) Der Strom des Lebens.

Fließe, des Lebens Strom! Du gehst in Wellen vorüber,
Wo mit wechselnder Höh' eine die andre begräbt.
Mühe folget der Mühe; doch, kenn' ich süßere Freuden,
Als besiegte Gefahr, oder vollendete Müh?
Leben ist Lebens Lohn; Gefühl sein ewiger Kampfpreis.
Fließe, wogiger Strom! nirgend ein stehender Sumpf.

(39.) Der Gesang des Lebens.

„Wie die Tage der Menschen, so ist der Menschen Gesinnung,
Wie sie, bös oder gut, Jupiter ihnen verhängt."
Nein, er verhängt nichts Böses; doch läßt er wechseln die Tage,
Daß du im Wechsel lernst immer derselbige sein.
Also schweift der Gesang in hoch= und niedrige Stimmen,
Aber Kalliope winkt, nie zu verlieren den Ton.

(40.) Das Orakel.

Als Alexander einst zu Ammons Sitze gelangt war,
Und ihn Jupiter selbst nannte den göttlichen Sohn,
Fragt' er den Vater um nichts, als um die Quelle des Nilstroms,
Fühlete Schicksal und Glück ruhen in eigener Hand.
Auch wir wollen die Götter nur um Geheimnisse fragen;
Pflicht und Tugend und Glück schrieben sie uns in das Herz.

(41.) Das innere Olympia.

Sind die Gäste versammlet: so läßt die Harfe sich hören.
Sitzt der Richter, so tritt Redner und Sprecher vor ihn.
Griechenland ist beisammen: da singen Dichter; es kämpfen
Kämpfer, der Läufer läuft, blickebeflügelt, zum Ziel.
Aber zur innern Harfe, zum Spruch der richtenden Seele
Und zum Kampfe, zum Lauf nach der Vollkommenheit Kranz
Darf es keiner Versammlung und keiner Blicke. Du bist dir
Hörer und Harf' und Gesang, Läufer und Richter und Ziel.

Der Strom des Lebens. Schillers Horen IV, 1795, 12. St. S. 115. Ged. II, 37 (27). — Der Gesang des Lebens. Schillers Horen IV, 1795, 12. St. S. 60 (vgl. zu 19). W. z. sch. L. X, 129 (126). — 1 f. Vgl Odyssee 18, 136 f. — 5. Vgl. zum Cid 813. — Das Orakel. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 38, unterz. E. W. z. sch. L. X, 139 (135). — Das innere Olympia. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 69, unterz. E. W. z. sch. L. X, 130 (128).

(42.) Das Gesetz der Welten im Menschen.

Schönes Sternengefild, ihr weiten unendlichen Auen,
Aus mir selber entzückt, hang ich mit Blicken an euch,
Schaue die goldene Herde der himmlischen Schafe da weiden,
Suche den Hirten in ihr, der mit dem Stabe sie führt.
„Suchst du den Hirten der Herde, die droben sich badet im Äther?
Suchst das hohe Gesetz, welches die Welten bewegt?
Sterblicher, blick in dich selbst, da hast du die höhere Regel,
Die nicht die Welten allein, die auch sich selber regiert.“

(43.) Nacht und Tag.

Goldenes, süßes Licht der allerfreuenden Sonne,
Und du friedlicher Mond, und ihr Gestirne der Nacht,
Leitet mich sanft mein Leben hindurch, ihr heiligen Lichter,
Gebt zu Geschäften mir Mut, gebt von Geschäften mir Ruh,
Daß ich unter dem Glanze des Tags mich munter vergesse,
Aber mich wiederfind' unter dem Schimmer der Nacht.
Nieden am Staube zerstreun sich unsre gaukelnden Wünsche;
Eins wird unser Gemüt droben, ihr Sterne, bei euch.

(44.) Die Luft.

„Trüber Schleier der Luft, der uns den goldenen Tag raubt,
Uns mit Seuchen und Frost, uns auch mit Launen betrübt.“
Also zürnete ich. — Da klangen liebliche Töne,
Und in entnebelter Luft sangen mir Genien zu.
„Sterblicher, hast du die Morgen-, die Abendröte gesehen?
Hast du den lieblichen Ton deiner Geliebten gehört?
Sahst du den Regenbogen, und trankst mit der Blume den Tau auf,
Der in der Rose dir lacht, der in der Traube dir glüht?
Unzufriedner, küsse den Saum des wallenden Schleiers,
Durch den Äther und Licht, Atem und Speise dir ward.“

Das Gesetz der Welten im Menschen. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 124, unterz. D. Ohne Kenntnis dieses Druckes nach einem ältern, unfertigen Entwurf wiederholt Adrastea VI, 1 (1803; nach Herders Tod herausgegeben von seinem Sohne Wilhelm Gottfried), 108 u. d. Titel „Sterne“. Ged. II, 33 (26) übereinstimmend mit MA. — Nacht und Tag. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 68, unterz. D. Ged. II, 31 (25). — Die Luft. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 148, unterzeichnet D. Ged. II, 32 (25).

(45.) Der Schmetterling und die Rose.

Siehe den Schmetterling hier. Er küßt die blühende Rose;
Bald ist der Schmetterling nicht, bald auch die Rose nicht mehr.

(46.) An den Kunstprosektor.

Laß die Rose mir blühn. Warum zerknicket dein Finger
Mit Apothekerkunst dieses ambrosische Kind?
Laß die Lilie blühn. In ihrem Strahlengewande
Webet Gerüche sie mir atmend in himmlischem Tau.
Lebend wirken die Holden mit Sonn' und dem Äther ihr Werk aus:
Tot von dir gedrückt geben sie Zwiebelgeruch.

(47.) Die Flöte.

Nimm der Herde den Hirten mit seiner lockenden Flöte,
Nimm dem Menschengeschlecht, was ihm die Muse verlieh;
Sieh, es verwildert die Herde; und statt des Gesanges der Musen
Treibt ein barbarisches Volk auch ein barbarischer Stab.

(48.) Psyche schiffend mit Delphinen.

„Wohin ruderst du, Psyche, von zwei Delphinen geführet?"
Über des Lebens Strom gleit' ich, o Wanderer, hin.
Glücklich wurden auf ihm mir musenliebende Führer,
Und zur sicheren Fahrt Ruder und Steuer verliehn.

(49.) Ein Kind setzt den Schmetterling auf den Altar.

Warum setzest du, Kind, den Schmetterling auf den Altar?
„Daß ich die Seele früh reinen Betrachtungen weih'."

Der Schmetterling und die Rose. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 35, unterz. E. Ged. II, 43 (29). — An den Kunstprosektor. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1800, S. 230, unterz. D. Meyer, der wegen der damals bereits bestehenden Spannung die Beiträge für den Musenalmanach auswirken mußte, schreibt bei deren Übersendung an Goethe (20. Sept. 99 bei Urlichs Briefe an Schiller S. 330): „Das Epigramm An den Kunstprosektor scheint mir ein Spaß zu sein, womit Herder mich ein wenig hat schrauben wollen nach seiner Art. Denn es war oben auf gelegt um sogleich in's Auge zu fallen." — Die Flöte. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 91, unterz. E. W. z. sch. L. X, 129 (126). — Psyche schiffend mit Delphinen. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 80, unterz. E. W. z. sch. L. X, 131 (128). — Mit Bezug auf seine Verwendung als Gräberschmuck erwähnt Herder diesen Gegenstand griechischer Kunstdarstellung Zerstr. Bl. II, 341 f.[1], 356 f.[2]. — Ein Kind setzt den Schmetterling auf den Altar. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 166, unterz E. W. z. sch. L. X, 129 (127) und, mit dem unrichtigen Zusatz „Aus dem Griechischen", Ged. II, 44 (29).

(50.) Amor
auf einem Wagen von Schmetterlingen gezogen.

Liebe, dich trägt ein Wagen von Schmetterlingen gezogen,
Und du regierst sie sanft, spielend die Leier dazu!
Gütiger Gott, laß nie, laß nie die Fessel sie fühlen;
Unter melodischem Klang fliegen sie willig und froh.

(51.) Venus,
die dem Amor die Flügel nimmt.

Mutter der Liebe, du hast dem Sohn die Flügel geraubet,
Und nun weint er, und fleht um ein phantastisches Glück.
Gieb, o! gieb es ihm wieder. Erzwungen — beständige Liebe
Quält die Geliebte mehr, als sie den Liebenden quält.
Laß ihn flattern den Eiteln um manche glänzende Flamme;
Sehnend kehret er doch seiner Getreuen zurück.

(52.) Mars als Friedensstifter.

Bringst du selber, o Mars, in deiner Rechte den Ölzweig,
Und des blühenden Horns Freuden die Fülle zurück?
Schild und Bogen und Spieß sind dir zu Fuße gesunken,
Deinen umlorbeerten Helm träget der ruhige Arm.
Wohl dir! Biete den Zweig der paphischen Göttin; sie wird dir
Lohnen im seligsten Kuß, was du im Frieden uns schenkst.

(53.) Allegorien der Kunst,
nach alten Kunstdenkmalen.

Ein griechischer Hain.

(1.) Jupiter.

Allgewaltiger Zevs! In der Linken drohet dein Blitz nur;
Aber die Rechte hält deinen friedseligen Stab.
Mild' hinschauender Gott! o gieb uns Fürsten, wie du bist,
Deren Linke nur droht, aber die Rechte beglückt.

Amor auf einem Wagen von Schmetterlingen gezogen. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 30, unterz. E. W. z. sch. L. X, 134 (131). — Venus, die dem Amor die Flügel nimmt. Schillers Musenalmanach f. d. J. 1796, S. 58, unterzeichnet E. W. z. sch. L. X, 134 (131). — Mars als Friedensstifter. Schillers Horen IV (1795), 12. St. S. 115. W. z. sch. L. X, 135 (131 f.). — Allegorien der Kunst, nach alten Kunstdenkmalen. Adrastea II, 2 (1801), 249—253. W. z. sch L. u. K. 12, 167 (17, 156). Vgl. Adr. a. a. O. 231 ff. (bes. 232 f. zu 1. 3. 7. u. 235 zu 6. 2.).

(2.) Liebe zerbricht Jupiters Blitzstrahl.

Kühnes Kind, du zerbrichst das Geschoß des donnernden Gottes?
„Zorn und Gebot und Furcht wird von der Liebe besiegt.“

(3.) Pallas.

Vor dir gehet die Furcht und das Schrecken, erhabene Pallas;
Wie? und dein Auge so rein! Und dein Erscheinen so still!
„Der aus dem Haupte des Herren der Welt Entsprungenen trübt sich
Nimmer die Stirn; ihre Brust schreckt die Gefahren hinweg.“

(4.) Juno,
die den Herkules säuget.

Unter dem Schicksal stehest auch du, o gebietende Juno.
Den du da säugest, ist, den du im Leben verfolgst.
Und du führest ihn selbst als Gott einst in den Olympus;
So, o Gewaltige, nur hast du das Schicksal besiegt.

(5.) Phöbus.

Phöbus, erliebetest du nur Lorbeer? „Auch in dem Lorbeer
Liebete Daphne; sie sprießt einzig dem Liebenden nur.“

(6.) Diana und Endymion.

Schleichst du, Diana, zurück und gönnst dem Geliebten den Traum nur?
„Himmlische Liebe, sie ist immer nur Blick und ein Traum.“

(7.) Aphrodite.

Blickst du beschämt umher, o selige Mutter der Liebe?
Willst dich verbergen in dich, schmiegend die zarte Gestalt?
„Birgt die Blume nicht auch ihre süßen Reize mit Unschuld?
Alles Zarte verhüllt weise die Mutter Natur.“

(8.) Pluto.

Pluto, bleibe mir fern mit deinem bellenden Hunde.
Herkules riß ihn hervor; das Untier starb, da es Tag sah.
Also des Todes Furcht; sie entschwindet dem glänzenden Lichtstrahl.

(9.) Orpheus und Euridice.

Glimmt in der Toten Reich noch Amors brennende Fackel?
Regt in der Schatten Gebiet noch ein Erbarmen die Brust?
Lange hören sie hart wie ein Fels des Jammernden Töne;
Und Euridice ziehn neidend sie wieder zurück.
Laßt uns lebend und liebend erfreun des menschlichen Herzens,
Ehe der Tod es höhlt, eh' es die Parze zerdrückt.

(10.) Pan.

Allenthalben, o Pan, antwortet die bräutliche Echo
Dir; Melodie und Braut ist dir die ganze Natur.
Reiche die Flöte mir. „Nur mit dem Stabe des Hirten
Tönt sie; der Unschuld singt bräutlich die ganze Natur.“

(11.) Bacchus und Ariadne.

Menschen erheitern war, o du Gott, dein fröhlicher Wahnsinn,
Und du erheiterst sie selbst nur durch fröhlichen Wahn.
Dafür gaben die Götter dir deiner Empfindungen Mitklang,
Eine Erretterin ward deine Gerettete froh.
Fahre dahin, beglückendes Paar! Und der Nüchterne, Kalte
Bebe dem Wagen zurück, eh' ihn der Tiger erfaßt.

(12.) Pandora.

„Alle Seligkeiten entflohn der Büchse Pandorens;
Armen Sterblichen uns blieb nur das Hoffen zurück.“
Reicher Gewinn! Der Genuß erschlafft und ermüdet; die Hoffnung
Stärkt und erhebt den Mut, bahnet zu Thaten den Weg.
Und die Getreue verläßt auch den Sterbenden nicht. O Geliebte!
Ewigkeiten hindurch fliege mir munter voran.

(54.) Die Liebe im Totenreiche.

Über den Grüften seh' ich so oft verschlungene Hände;
Amor und Psyche knüpft schweigend ein ewiger Kuß.

Nr. 9 Überschr. u. Z. 4 Euridice: so beidemale Adr. st. Eurydice. — Nr. 11. Vgl. S. 336 f. — Die Liebe im Totenreiche. G. u. R. Zerstr. Bl. VI, 52. Ged. I, 55 (50). — 1. „Mit dem Bild der treuen Hände, die sich auch für jene Welt zusammenschlingen“ und Verweisung auf entsprechende Darstellungen schließt Herder den 9. (1. Ausg. den 5.) Brief „Wie die Alten den Tod gebildet“ Zerstr. Bl. II, 364² (348¹). — 2. Vgl. zu 19 (S. 411).

Wohnet Lieb' in der Gruft? und birgt die Asche der Toten,
Wenn sie die Urne vereint, Funken vom ewigen Strahl?
„Wanderer, lies. Nur Eine Fackel erleuchtet den Orkus;
Mächtige Lieb' allein fand ein Elysium sich.
Drücke sterbend die Hand mit deiner Geliebten zusammen;
Alles trennet der Tod; Liebende ziehet er nach."

(55.) Huld und Liebe.

Als die Mutter der Liebe den schönen Amor geboren,
Sprach zu den Grazien sie: „Ziehet den Knaben mir auf
Ernst und sanft. Auch lehret ihn bald die ambrosischen Künste
Wohlzugefallen; sie sind allen Unsterblichen wert."
Gerne verrichteten sie ihr Amt; o Wunder, und lernten
Jede vom Amor mehr, als sie den Knaben gelehrt.
Seitdem stehen sie, Lieb' und Huld, auf Einem Altare;
Huld macht Liebe; sich selbst nennet die Liebe nur Huld.

(56.) Die Bürde des Lebens.

„Wäget das Schicksal Leben und Tod? Wie, oder ereilet
Jeden ein blindes Los, wie es die Urne gebeut?"
Also fragt' ich, und sah im Gesicht die goldene Wage
Unüberschaubar hoch sinken und steigen im Kampf.
Zitternd trat ich zur Urne. Da rief die Stimme des Schicksals:
„Ziehe das Los." Ich zog bebend — mein eigenes selbst.
Bürden lagen vor mir; ich prüfte die leichteste Bürde,
Und o Wunder, ich sah, daß es die meinige war.

Huld und Liebe. G. u. R. Zerstr. Bl. VI, 56. Ged. I, 58 (52). — Die Bürde des Lebens. G. u. R. Zerstr. Bl. VI, 58. Ged. I, 60 (52). — 7 f. Vgl. Chamisso, die Kreuzschau.

(57.) An seinen Landsmann Johann Winkelmann.

Wohin? Wohin
Reißest du, blutklauige Mörderin
Mit glühendem Aug', im Furienhaar,
Den Sohn der Schöne?
Selige Schar,
Die er besang! — besang
Die Blicke, die kühn,
Unfühlbarschön, über Welt hin ziehn —
Den fliegenden Gang,
Der ist und war — Erhört ihr nicht,
Ihr Götter! Ach! — Eu'r Morgenlicht,
Aurora raubt den Edlen nicht,
Kein Graziefreund. Mit Adlersklau'n
Kömmt die Unhold! rafft im Grau'n
Ihn hinweg dort —
Wer? Was hör' ich? Klang

An seinen Landsmann Johann Winkelmann. Ged. I, 230 (165) mit der in jedem Betracht falschen Jahreszahl 1770; denn sie kann sich nicht beziehen auf die ursprüngliche Fassung (A), die u. d. T. „Lobgesang auf meinen Landsmann Johann Winkelmann [so auch noch 1817; Winckelmann erst 1827] bei der Nachricht seiner Ermordung. Juni 1768" im Lebensbild I, 2, 327—332 gedruckt ist, aber auch die obenstehende in ihrer Grundidee auf Merck zurückzuführende Umarbeitung kann nicht vor den Februar 1771 fallen, wo Herder an jenen schreibt (Wagner, Briefe an J. H. Merck. Darmstadt 1835, S. 19 = Lebensbild III, 331 f.): „Ihre Idee von der Einholung Winckelmanns mit Himmelsaccenten [V. 14 ff.] ist glücklich; auch fiele die ziemlich unnütze Diane [zu V. 5 ff.] alsdann weg. Ich habe aber kaum Lust zu ändern: die Idee von Endymion lag mir dabei in der Seele, und die großen Wüsten des Chaos, durch die ihn die *Κηρ* schleppt, bis er anlangt. Mich dünkt auch nicht, daß die Musik so gut die Augen öffne, als ein Glas Wein [V. 55 ff.]; wie es Eva, Adam und alle Näscher wissen, und auf diese Intuition war's angesehen. Zudem war's mein Zweck, einigermaßen zu zeigen, daß Götterausschweifungen so notwendig manchmal zu einem Gesange gehören können, als es der Haufen unsrer Ausleger bei Pindar nicht begreifen kann. Hier steht wenigstens keine Figur vergebens, wenn es ein Hymnus individuell auf Winckelmann sein soll." Ich begnüge mich im folgenden mit einer Auswahl der Varianten von A, die zeigen wird, wie weit Herder später doch der Idee Mercks nachgab.

3. Die griechische *κηρ*! der frühe, plötzliche, gewaltsame, blutige Tod. H — 5—10. Göttinnen des Olymps! — Erscheint! Rettet, rettet euren Freund, Der euch lobpries! In fliegendem Gang, Der ist und war! im Jagdenklang, Mit Pfeilgefieder und Nymphenschaar, Diana, komm! der dich besang, Die Blicke besang, die Siege kühn Unfühlbar schön, über Welt hin fliehn — — Entnimm ihn! Nicht dein Bote, Morgenlicht! A. Vgl. das von A. Duncker (Kassel 1882) herausg. „Denkmal Joh. Winckelmanns" (1778) S. 57 u.: „Die sechs Stunden in Deinem Blute, da Du ächztest und kein Gott, keine Göttin, die Du einst besungen hattest, Dir zu Hülfe kam; Du fühltest Dich entrissen Deinem Reich von Ideen, blutig und auf immer entrissen" u. w. Zur Beschreibung der Diana in A vgl. W.s dort selbst citierte Gesch. d. Kunst 5. B., 2. Kap., § 9. (SW. Eiselein IV, 160). — 12. Aurora hinwegnehmend, das griechische Bild des frühen sanften Todes. Grazienfreund, der Bruder des Schlafs, der griechische ordentliche Tod. H — 13—21. Kam die Furie! [vgl. 3. 47] riß mit Graun Ihn hinweg. Dafür, wie Ganymed! Ihr großen Götter! zu eurem Sitz erhöht Schau Er Euch, die er sang. Ihn schaun Den Rose-Jüngling, Gott Apoll! Jüngling,

Des Himmels! Süßen Jubel! — Wer ist's? —
Apoll,
Apollo! Schönster Jüngling! voll
Von Thaten! o schön, im Gang
Des Himmelsjugendköniges! Er schwang
Auch er durch Trübsal sich hinüber! drang
Zum Himmel, und — wie allgenugsamselig! — Klang
Der Hymn' umtönt den Sieger! o Klang,
Höher, als ihn sein Freund dem Augenblicke
Des dunklen, dürftigen Marmors stahl
Hienieden, und schüchtern sang.
O Seliger! Wohin hinauf
Führst du den Erdesohn? den Lauf
Der großen Sonne! — Himmel thut sich auf!
Ich seh die Helden! — Aus Neid, aus Bosheit, Qual,
Nun ewiger Jugend Freudegemahl,
Gott Herkules! — Riesen hat er bezwungen,
Weltverwüster, Ungötter überrungen,
Mit sieben Kränzen hinaufgeschwungen,
Harter Flamme geläutert — ruht da! überdenkt,
Auf seinen Heldenstab gesenkt,
Den Traum des Erdelebens! nun Einmal
Errettet! Aus Neid, aus Bosheit, Qual
Ewiger Jugend Freudegemahl!

Die Dulderin! Im schönsten Mutterschmerz
Brach ihr Auge! brach ihr Herz!
Trinkt Götterlabsal nun! Aus Neid, aus Thränenweh
Errettet, atmet Niobe,
Ariadne, Ino, Semele,
Duft der Unsterblichkeit! Mit lichten Kränzen

großer Thaten voll! Allgnugsam, selig, in stolzem Gang Der Himmels=Jugend Führer. Er schwang Sich über Menschheit. Hymnenklang Umfließt den Drachensieger. Klang A. — 17. in Belvedere. H — 24. Winckelmanns Beschreibung. H [Gesch. d. K. 11. B, 3. Kap., § 11. SW. Eiselein VI, 221 ff.] — 25—28 (Helden! —) fehlen A: dafür gleich: „Gott Herkules! aus Neids= und Bosheits Qual" u w. mit mehreren Varianten. V. 28 (Aus Neid) —37 citiert Herder mit neuen Varianten im „Denkmal" S. 58 (vgl. Anzeiger f. deutsches Altertum und deutsche Lit. IX, 202). — 2?. 1817: Jugendfreudegemahl, woraus 1827 und bei Düntzer Jugendfreude Gemahl geworden, was V. 37 auch schon 1817 steht: hier beidemale gebessert nach A und „Denkmal". — Zu 32 M. s. [allen A] Kr.) in A die Anm.: „Griechische Spiele, alle von ihm!" — 33. Torso: Winkelm. Beschreibung. [T., s. Allegorie. A, d. i. Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst. Dresden 1766. S. 155 ff.] H — 38. Niobe. H — 41—43. Ob Duft d. U. wirklich, wie Düntzer thut, der die Interpunktion nach 42 streicht,

Umschlungen, prangt Laokoon,
Und alle seligen Götter glänzen
Um's Vaters aller Götter Thron!

Wo ist, wo ist die Furie?
O Erdenbruder! sieh nun deine Lieblinge,
Die Götter! staunest noch? entrückt
Noch starrend!

Da, der Jungfraujüngling! Schweben
Um seine Jünglings-Stirne Reben,
Als Keime, die zur ersten Blüte streben,
Nicht Wollustträume noch, und Duft und hundert Frühlingsleben
Der Phantasie? — Der Edlen Lohner drückt
Dem Fremdling Himmelstrank! Entrückt
Im ersten Trank der Erde Nebelhülle
Dem Sterblichen! — Entzückt,
Entzückt, was sieht dein Aug', o Himmelsfremdling? blickt,
Erblickt (der Erde Schattenhülle
Entnebelt) Himmel! Götterfülle! — — —
Huldreiz! Liebreiz! Schöne! Milde!
Und was der süßen Braut im schönsten Morgenbilde
Die Liebelehrerin, die Unschuldphantasie
(Mehr als Apelles, lehrte sie!),
Was ihr kein Himmelsraphael im Bilde
Des schönsten Farbenwahnes kann
Erschaffen!
O du, nun Götterliebling! wann,
Wann dich im hohen Schau'n
Mein Anruf stören kann,
Und aus Elysium dein Blick
Auf deine Erdenfreund' im Schattenthal zurück,
Auf Oeser, Wille, Heyne sinket,
Und Schönheit ihrem Auge winket —
Mein Geist, o Dämon, ruft dich an,
Wenn er, in Stille,

als Objekt zu atmet zu fassen ist, scheint mir mindestens nicht ausgemacht. In A steht nach 41 (.) und in 42 nach jedem der 3 Namen (!).

47 (vgl. zu 13) —50 fehlen A. — 51. Bacchus. H [Vgl. Gesch. d. K. 5. B., 1. Kap., § 21. SW. Eiselein IV, 113.] — 55. Ariadnens Erretter. H — 73. Oeser, der bekannte Leipziger Maler, Wille, Kupferstecher in Paris, Heyne, Philologe und Archäologe in Göttingen. Statt des letzteren nennt A noch den Maler Mengs. Vgl. auch „Denkmal" S. 5; Adrastea VI, 1, 50 und die „Nacherinnerung" zum Merkuraufsatz über W. (1781 III, 210).

Aus dunkler, schwerer Körperhülle,
Wo unter Notdurft Schön' erliegt,
Und Staub des Geistes Götterkraft und Ruh
Hienieden noch besiegt —
Wenn er, aus solcher Schattenhülle,
Traum der Vollkommenheit fernher zu tasten wagt.
O lisple mir alsdann in heiliger Stille,
Aus deiner Götterruh
Den Laut herab, den dir in Fülle
Der erste Blick gesagt!

Noch tast' ich schwere Träume! Du
Webst schon, ein Griechengott! in hoher Ruh
Der zweiten Himmelsjugend! War's im Thale,
Selbst Welschlands, denn gelebt?
Nun lebest du
Die lange Himmelsjugend!

Und hast du sie, im ewigen Geistesmahle
Die lange Jugend hinabgelebt!
Durch mehr, als Erdenschön', in mehr, als Erdentugend
Höher hinaufgestrebt,
O Sohn des Himmels! Sichtbarkeit,
Auch selbst der Götter, wird einmal
Dir Trug noch werden! Fließen
Die Farben alle nicht in Einen Sonnenstrahl?
Ergießen
Die Strahlen alle nicht sich in Ein Sonnenmeer?
Ein Urquell! Weit! allweit
Quell der Vollkommenheit!
Und wo? und was ist der!

Doch sinke, schwache Hand! vermag
In Sonnenglut zu tauchen

82. Ein System, an dem der Verf. damals arbeitete. (Die Plastik.) H — 90. von wo W. sein Leben rechnete. H — Vgl. (zu 87—92) Denkmal S. 58: „Er rechnete, dachte ich [sc. bei der Nachricht von seinem Tode], hier sein Leben nur seit er in Welschland gelebt hatte und hielt das Übrige für verlohren; jetzt fühlt er, auch in Welschland war's noch nicht gelebt und lebt die zweite schönere Himmelsjugend, wo was er in Stein liebte, Leben und Wahrheit ist" u. w. V. 89—92 citiert in der Fassung von A noch der Merkuraufsatz (S. 208). — 99 ff. Mit Bezug auf W.s Erörterung des Schönheitsbegriffes, Gesch. d. K. 4. B., 2. Kap., bes. § 22 (Eiselein IV, 60 f.): „Die höchste Schönheit ist in Gott! und der Begriff der menschlichen Schönheit wird vollkommen, je gemäßer und übereinstimmender derselbe mit dem höchsten Wesen kann gedacht werden, welches uns der Begriff der Einheit und der Unteilbarkeit von der Materie unterscheidet" u. s. w.

Sich dein Gesang, der schwer
Und ächzend ja gebrochnem Ton' erlag!
Noch mattem Strahl erlag!
Ich seh noch erst die Morgenröte rauchen!
Du ihren Schein! und wer den Strahlentag!

(58.) Ein Schöpfungslied.

Einst war im weiten Schöpfungsraum
Noch alles öd' und wüst' und leer!
Die Erd' ohn Hügel, Tier und Baum
Ein großes schwarzes wildes Meer,
Und Gottes Hauch schwebt drüber her:
Da sprach der Schöpfer aller Welt:
„Sei Licht!"
— da stand das Meer erhellt,
Das Licht war gülden, klar und schön;
Gott sah's und freut sich's anzusehn,
Und nannt's und gab es seiner Welt;
Das war der erste Tag!

Ein Schöpfungslied. Ged. II, 137—139 (99—101) u. d. T. „Die Schöpfung". Lebensb. I, 2, 398—401. Hier nach dem korrekteren Abdruck bei Suphan VI, 71—74 mit der Datierung „Riga: 1769". — Vgl. das 1. Kap. (Suphan VI, 1—70) der „Archäologie des Morgenlandes", welches die älteste Fassung von Herders Erklärung der mosaischen Schöpfungsgeschichte als eines „uralten morgenländischen Denkgedichts über die Anordnung der Wochentage und des Sabbaths aus der Schöpfung der Welt" enthält und die symmetrische Komposition des Ganzen darlegt nach dem Plane (S. 38—45):

	1. Licht!	
2. Fußboden Gottes (Himmel! Höhe!)		3. Erdboden der Menschen (Erde! Niedrigkeit!)
	4. Lichter!	
5. Geschöpf' in Wasser und Luft (Segen)		6. Geschöpfe der Erde (Segen)
	7. Sabbath!	

Darnach entsprechen sich 1. 4. 7. „als der mittlere Stamm des Werkes", die andern sind zwischen sie parallel geordnet: 2 : 3 aus 1 folgend, einander parallel; ebenso 5 : 6, mit denen 7 durch die Segnungen zusammenhängt, unter sich parallel, zugleich aber mit 2 und 3 symmetrisch. Man wird darnach Responsion und Antithese auch in unserm Gedichte (namentlich 2 : 3 = 5 : 6) nicht übersehen. — Vgl. das Fragment eines Liedes über denselben Gegenstand aus d. J. 1771 bei Suphan S. 159 f. (zu 160_1 vgl. 8_1) und den „Morgengesang": „Die Schöpfung". (1773) S. 188—192 (vgl. XXI_1, und 517 ff.), Ged. II, 140 (101), worin bereits die Auffassung der Schöpfungsgeschichte als „Bild" und „Gemälde des werdenden Tages" wie in den „Unterhaltungen und Briefen über die älteste Urkunde" (1771. 1772, S. 131 ff.) und in dieser selbst erscheint.

Drauf nahm Gott silberhelles Meer
Und hub's so weit und breit hinan!
Da floß es oben blau daher
Hoch über'm alten Ocean
Und zwischen ward hellweite Bahn,
Die nannt' der Schöpfer aller Welt
Den Himmel!
Und dies hohe Zelt
Stand blau und hell und klar und schön;
Gott sah's und freut sich's anzusehn:
Und nannt's und gab es seiner Welt.
Das war der andre Tag.

Drauf nahm Gott unten Erdenmeer
Und senkt es in die Tief' hinab!
Das Land stieg hoch darüber her:
Und unten fand das Meer sein Grab
Wo Gott ihm Thor und Riegel gab!
Da nannt' der Schöpfer aller Welt
Es Land!
So gleich war grünes Feld
Voll Kraut und Gras und Baum und Laub
Und drüber wehnder Samenstaub;
Gott sah voll Lust ins blühnde Feld.
Das war der dritte Tag.

Drauf schuf Gott hoch am Himmelszelt
Zwei große Lichter, glänzendklar,
Zu leuchten über alle Welt,
Zu herrschen über Zeit und Jahr;
Und um sie große Sternenschar:
Da nannt der Schöpfer mächtiglich
Die Sonn'! und Mond!
Königlich
Kam sie, die Sonn', in Tages Pracht,
Der Mond, als Königin der Nacht:
Gott sah sie an und freute sich.
Das war der vierte Tag.

40. Ged. u. Lebensb. zur Ausfüllung des Verses: Und königlich.

Drauf sah Gott auf die Tiefen her,
Da regt sich schwimmend große Schar,
Der Fisch und Walfisch in dem Meer,
Der Vogel in den Lüften klar,
Nach Ort und Art, wie jedes war:
Da sprach der Schöpfer väterlich
Sie segnend.
Da freut alles sich:
Der Fisch und Walfisch hüpft im Meer,
Der Vogel schwirrt in Lüften her;
Gott sah sie all' und freute sich:
Das war der fünfte Tag.

Drauf sah Gott hin ins grüne Feld,
Da regt sich stäubend große Schar
Von Wurm und Tier und was die Welt
Zum Kriechen oder Gehn gebar,
Nach Ort und Art, wie jedes war.
Da sann der Schöpfer feierlich,
Und sprach: Sei Mensch!
Da regte sich
Ein Götterbild, ging hoch einher
Und herrscht' auf Erd' und Luft und Meer;
Gott sah's und segnet's väterlich.
Das war der sechste Tag.

Nachdem nun alles war vollbracht,
Erd', Himmel und ihr großes Heer,
Und alles gut und froh bedacht
In Luft und Kluft und Land und Meer,
Und Gottes Bild herrscht drüber her:
Da sprach der Schöpfer aller Welt:
Sei Sabbath!
Und sein Himmelszelt
Ward Ruh: die weite Schöpfung lag
Und schwieg. Da heiligt er den Tag
Und nennt' und segnet' ihn der Welt.
Das war der siebnde Tag.

(59.) Die Dämmerung des Lebens.

O du, den nur die Lilienwange,
Den nur ein Rosenmund entzückt,
Der sehnend auf zur Morgenröte
In der Geliebten Auge blickt,
O Freund, die Morgenröte steigt
Und neiget sich zur Abendröte, und Lilie und Ros' erbleicht.

Was aber bleibt dir, das mit Wonne
Sich auch auf blasser Wange malt?
Was dir auch in des Lebens Dämm'rung
Mit schön'rem Himmelsglanze strahlt?
Du schweigest? Freund, ein gutes Herz!
Mitleidend wird es uns ein Engel, erscheint als Engel uns im Schmerz.

Die Rosen hat er Erdenblumen
Gelassen, hat ihn abgelegt,
Den Strahlenschmuck, die Sonnenblicke,
Den Kranz, den er dort oben trägt.
Er kommt im Thränenschmuck und spricht:
„Die Dämmerung wird Morgenröte, Freund, weine, doch verzage nicht.“

(60. „Deine Thräne zu entküssen.“)

Deine Thräne zu entküssen,
Holdes Mädchen, flieh' ich hin zu dir!
Bin durch Lüfte hergeflogen

Die Dämmerung des Lebens. Ged. I, 292 (213) mit der bereits von Düntzer und H. Kurz als unrichtig erkannten Jahreszahl 1772. Aber auch diese irren noch, wenn sie es 1771 ansetzen: denn bereits 1770 hat es Herder, wie er selbst Karolinen schreibt (Lebensbild III, 275), an Merck geschickt und zwar nicht etwa als ein erst damals neu entstandenes Gedicht. Auf die Frage Karolinens v. 16. Dez. 71 (Aus H.s Nachl. III, 164): „Sagen Sie mir, wann haben Sie die „Dämmerungen des Lebens“ gemacht? Gewiß mit einer Thräne!“ kenne ich keine Antwort. Die vorliegende Fassung ist schwerlich ganz die ursprüngliche, da es 1787 für die Zerstr. Bl. bestimmt war (Einl. S. 380). Knebel schien aber „durch den verschiedenen Gebrauch der Morgenröte eine Verworrenheit der Bilder“ zu entstehen und Herder zog das Gedicht zurück. — 6. 12. 18. Ich gebe die Schlußzeile der Strophe mit klingender Cäsur in der Mitte, wie ich sie im Abdruck der „Gedichte“ finde: Düntzer zerlegt sie in zwei Verse. — „Deine Thräne zu entküssen.“ Aus H.s Nachl. III, 22 f. am Schluß des Briefes an Karoline, Kassel (auf der Durchreise nach Bückeburg nach dem Wiedersehn in Darmstadt) 23. April 1771, der samt dem vorausgehenden den besten Kommentar bildet.

Dir zur Seite. Sieh, es zogen
Deine Seufzer mich zu dir.
Laß, o laß mit diesem Kusse
Deine bittre Thräne mir.

Deine bittre Thräne schmähet
Liebe, Tugend, Vorsicht, dich und Gott!
Sieht mit Murren in die Höhe,
Thut dem besten Herzen wehe
Und macht dieses Weh zu Spott.
Ach, ergieb mit zarter Thräne
Dich der Lieb' und deinem Gott!

Deine Lieb' und Herz und Seele
Ist ja unschuldschön, wie die Natur.
Mädchen, deine sanfte Wangen
Sind zur Thräne nicht: es hangen
Keine Wolken auf der Rosenflur
Deiner Lippen; deine Augenlider,
Holdes Mädchen, lächeln Freundschaft nur.

Und drohn nicht mit Düsternissen
Und sind nicht zur Nebelnacht
Hergeschaffen. Ach, o Blume
In der Unschuld Heiligtume,
Die, wohin sie blicket, Freude lacht,
Heb' dich aus den Düsternissen,
Wie die Lilie nach Regen lacht.

(61.) Klopstocks lyrische Poesie.

Stets die blühende, zarte Blume,
Wo sie blühe! die mächt'gen Schauer Gottes
Tragend, weckend im Hauch der Allerfüllung Gottes
Ihren lispelnden Goldklang,

Klopstocks lyrische Poesie. Ged. I, 234 (169) mit der Jahreszahl 1771. Ende Oktober oder Anfang November schreibt Herder an Karoline (Aus H.s Nachl. III, 141 f.): „Ich habe ein Exemplar von Klopstocks „Oden" [Hamburg 1771, die erste vom Dichter besorgte Sammlung] bekommen und nur 3 Tage behalten, um es gleich an Sie . . . zu schicken; es ist himmlisch, und ich bin noch ganz weg! Fangen Sie gleich das zweite Buch an. Das erste handelt vom lieben Gott, das zweite ist das schönste, und lauter Freundschaft

Oder wilder im Bardenhaine
Rauschend, Tochter der edlen Mutter Hertha,
Stolze Tochter, im Sturm des fernenVäterhochsangs
Rot und stolzer erzogen;

Lieblich immer, o aber Blume,
Du mir lieblicher, mir der Morgensonne
Strahlenharfe den Himmel tönend, wenn an deines
Mädchens Krone du blühest,

Ihr am Busen, o Engel, Engel,
Welche Seele! Die zartsten unbewegtsten
Saiten klingen! die Kelche duften! Hundert Farben
Kleiden schöner die Braut an,

Edens Wohnerin, Blumenseele —
Und sie starb, der du blühetest! da sankest
Du auch nieder, ertöntest Todeslaut, bis wieder
Dir — welch anderer Trost kam,

„Vaterland!" und das süße Wahnbild
Täuscht dich noch, und die Bardensprache tönt dir
Bardesang! und erfindest ihm Stimmen! Hermanns Barden,
Wie sie edel dir singen!

und Liebe und Himmel, das dritte ist Bardegesang. Der arme Mann hat sich ein Phantom von Vaterlande gemacht, da Cidli [Klopstocks Gattin Meta † 1758] ihm weg ist: das besingt er nun mit Klang und Harmonie [vgl. V. 21 ff.]. O wäre ich da, um nur etwas Ihnen daraus vorzulärmen und vorzulispeln! es hat nicht seines Gleichen. Ich habe . . alles nur mit Ihnen gelesen und Klopstock hat eine erstaunende Würkung auf mich gemacht . . ." Ähnlich an Boie (23. Nov. 71, Weinhold Boie 169) und in einem ungefähr gleichzeitigen bei Wagner, Briefe an J. H. Merck (Darmstadt 1835) irrig in den Juli gesetzten Brief an den letzteren (S. 26), woraus ich zur Vergleichung und Erklärung des obigen Gedichtes den Schluß aushebe: „Ueberall aber freilich eine liebliche Blume, seine Seele, die an jedem Blättchen süß tönt, sie möge die Luft Gottes, oder der Hain der Barden anwehen, oder noch lieblicher, vor und an der Brust des Mädchens blühen." Vgl. auch die Recension in der Allg. deutschen Bibl. XIX, 1, 109 (Z. sch. L. XX, 1830, 305) ff.: „Welche Natur! welches ganze volle Herz und ungeteilt sich hinopfernde schöne Seele erscheint nicht insonderheit in den Stücken des zweiten Buchs, in den menschlichen, und am meisten in den Jugendstücken des Dichters!" Aus den Briefen der seine Bewunderung teilenden Braut (a. a. O. 144 f. 154 f. Nov. u. 6. Dez. 71) setze ich zum Vergleich mit V. 27 f. eine Stelle her: „So hat die zweite Liebe [zu Meta] seine erste unglückliche [zu Fanny] belohnt! aber wo belohnt sein Vaterland den Tod der armen Cidli? . . . . Sein unglückliches Vaterland, das er so sinnig und schön und erhaben besingt, wird doch nie Cidli für ihn sein." — Ein als „Antwortsdank" für die Darmstädter Sammlung der Oden Klopstocks (Frühjahr 1771, vgl. Hamels Einl. zu K.s Werken III [D. National-Litt. 47], XXII ff.) bestimmtes Gedicht Herders Ged. I, 235 (170); vgl. Wagner, Briefe an J. H. Merck (Darmst. 1835) S. 20 ff. = Lebensb. III, 365 ff. — 23. erfindest (so 1817 und 1817) überfüllt den Vers; wahrscheinlich erfindst.

Singe, täusche dich lang, entschlummre
Nie dem zweiten geliebten Wahnesbilde,
„Hermanns Barden!“ und „Vaterland!“ denn ach! entschaden
Sie dir alle denn Eidli?

(62.) Antwort auf die Felsweihe an Psyche.

Nicht des verlebten Tages Zier,
O Psyche! keine welke Rose
Sei Traueropfer dir
Auf totem Moose!
Welch Opfer! welch Altar! und düster
Die Gegend! und ein irrer Götzenpriester,
Der diesen Fels erstieg und ungeweiht ihn sang,
Und frecher Hand ihm ein den Namen zwang,
Und traurig Opfer dir befahl!

O Psyche, sieh von Fels und Öd' einmal
Gen Himmel! Wie er weit
Und blau und schön sich wölbt, und ohne Maß und Zahl
Umher die Strahlen Gottes streut,
Und alle Welt umfaßt, und weit und breit

Antwort auf die Felsweihe an Psyche. Aus Herders Nachlaß III (1857), 265—268 als Beilage zu einem Briefe an seine Braut vom Ende Mai 1772. Goethes „Felsweihegesang an Psyche“ (Der junge Goethe II, 20. Werke, Loeper, II², 44. 311) hatte Karoline mit den Gedichten „Elysium“ und „Pilgers Morgenlied“ durch ihre Freundin, die Homburger Hofdame Luise von Ziegler (vgl. Haym, Herder I, 521), der sie Goethe „zum Austeilen“ von Wetzlar gesandt hatte, erhalten und Herder am 25. Mai 1772 mitgeteilt (a. a. O. 252). Dieser erwiderte darauf (a. a. O. 263): „Aber, mein liebstes Mädchen, die „Felsweihe an Psyche“ gefällt mir nicht, ich weiß nicht warum? Aber Sie machen auf mehr als eine Art eine zu traurige Figur in derselben! und hier haben Sie also mein Impromptu von Antwort. Erfüllen Sie darin meine Bitte, wie ich sie erfüllen werde, und grüßen Sie den Felsweiher bei Gelegenheit, daß er artiger Opfer austeilen soll, oder er soll von seinem Amte gesetzt werden.“ Die Erwiderung Goethes, der namentlich das „Götzenpriester“ in V. 6 und V. 8 übel nahm, a. a. O. I, 41 (= D. j. G. I, 309). Vgl. noch III, 269. 276 f. 299 f. 309 f. — Psyche ist der im Freundeskreise übliche poetische Name für Karoline wie Lila (V. 70) für Luise von Ziegler (vgl. Goethes Elysium und Morgenlied). — 1 ff. Felsweihegeſ. 62 ff. „Nimm des verlebten Tages Zier, Die bald welke Rose, von deinem Busen, Streu die freundlichen Blätter Übers düstre Moos, Ein Opfer der Zukunft.“ — 7 f. Karoline an H. (Ende April 72; a. a. O. 239): „Er [Goethe] hat sich einen großen prächtigen Fels zugeeignet, und geht heute hin, seinen Namen hinein zu hauen; es kann aber niemand darauf als er allein.“ Felsweiheg. 23 f. „Schrieb meinen Namen An deine Stirn; Du bist mir eigen, Mir Ruhesitz“. — 10 f. Vielleicht mit Bezug auf Felsweiheg. 57 f. „Hebst dann zum Himmel Dein bittend Aug“.

Hier eine Hütte, dort ein kleines Thal
Zu Elyseer Freuden weiht,
Und läßt den Felsen stehn!

Und, Psyche, siehe dort,
Wie Vögel hin zu fernen Himmeln ziehn,
Und finden — Trauerort
Und — wohnen ihn!
Und lassen aus den Winter toben,
Und lassen auf den Frühling blühn
Und erst ein Laubdach sich um diese Wilde ziehn;
Dann kommt mit Loben
Des Herrn die Nachtigall,
Und füllt mit tausend neuem Schall
Die schöne Wilde! Busch und Thal,
Und Busch und Thal und Mitternacht
Ist Lobgesang.
O du,
Dort an den Fels gelehnt, du seufzend Mädchen, blicke
Mit deinem schwimmenden, zerfloßnen Thränenblicke
Nicht in die Ferne! Sie ist Nacht!
Ist Nebel! Aber Himmelsnacht,
O Mädchen! ist dem trüben Menschenblicke
Nur Strahlennebel vorgewebet! Ruh
Des Auges, daß dort ungesehn
Die Palmen blühn.
Und wenn du nahst, und wenn die Nebel fliehn,
Und hier der Morgen schön,
O Psyche! schön erwacht,
Sieh, welch Elysium erwacht!

Dort an den Fels gelehnt, du seufzend Mädchen, höre
In deiner Öde ferne Chöre
Der Wehmutslieb' und Trauersangs
Wie süßer Saiten! — süßen Klangs
Der Thränen, wie, in Thränen

16. 42. Daß „das Hineintragen des Elysium in die irdische Welt" klopstockisch ist, bemerkt von Loeper zu Goethes „Elysium" (a. a O. 310 f.) — 31. 43. 57. Felsweihe*g*. 45 ff. trauernd Um den Abwesenden Lehnt sie sich über den Fels".

Gebadet, dort von fernher fließt
Die Lilie, und Sehnen
Umher ergießt.
Wer seid ihr Töne
Der Trauerlustharf'? „Sind die Söhne
Des edlen Nordens aus der Höhle
Gekommen Ossians, und sehnen
Uns, suchen edle Seele
Zu trösten!"

An den Fels gelehnt, mein Mädchen, geht
Und suchet, wo sie weinend steht,
Und tröstet ihre Seele!
Und singet ihr den Jüngling, der ihr fern'
Und öder noch, wie? mit ihr lebt,
Jetzt ansieht diesen Stern
Der Liebe, schwebt
Auf Mondstrahl hin — vom einzigen
Seeletzten Hügel — im sterbenden,
Schon matten Nachtigallensang.
Ach! er ermattet mir
Zum zweitenmale hier
Nun wieder! wird er's abermal?

54. Mit Ossian, über den er im Sommer 1771 den bekannten Aufsatz schrieb (Aus H.s Nachl. III, 81), ist H.s Phantasie noch immer beschäftigt: im September sendet er seiner Braut ein Gedicht, das „die schnelle Anwendung eines Traumes" ist, „da Sie mir in der Gestalt begegneten, wie Sie in Darmstadt neben meinem Bette von mir Abschied nahmen; Sie zeigten mir darauf eine Gegend, einen Ort und sprachen aus Fingal" (a. a. O. 95 ff.), nach einer unbequemen Visite entrinnt er zum Walde, „Ossian, Klopstock und Ihren Brief in der Tasche" (a. a. O. 125) und ein andermal (a. a. O. 128) lenkt er den Blick der Geliebten „auf die Zeiten, da Ossian Freuden seiner Jugend sang und das kommende Alter" zum Vergleiche mit ihrem Jahrhundert. — 64—69. 76. In der Bückeburger Einsamkeit erwacht die Naturempfindung Herders. Gleich im ersten Frühling, den er dort verlebt (Mai 1771) schreibt er an die Geliebte von seinem Garten und der schönen Umgebung, Wald und Blumen, wo er oft „bis in die Nacht" liege, „ein geliebtes Bild zur Seite", vom „schönsten Mondschein von der Welt" und dem Gesang der Nachtigall (a. a. O. 51. 59). Und so auch im folg. Jahr: „Der Frühling geht an, mein liebes Mädchen", beginnt stimmungsverwandt mit unsern Versen ein Brief von Anfang April 1772 (a. a. O. 221), „und ich habe ihn gestern und ehegestern wieder zum erstenmal auf meinem Hügel gefeiert — für mich eine traurige Feier! ein trauriger Gang, der mir bei jedem Gegenstande sagt: „So hast Du das vorige Jahr hier durchlebet! so abgerissen und einsam und Dich wie Nichts fühlend! so ist der Winter weg! und so bist Du hier!"" Und Anf. Mai S. 240): „Die Nachtigall ist ein schönes Wundergeschöpf Gottes; ich habe sie noch nie so gehöret, wie dieses Jahr. Sie schlägt mir vor dem Fenster bis ins Bett — und so tief aus der Brust, und so tief in die Brust hinein! meine liebe Karoline Flachsland ist alsdann immer bei mir, oder vielmehr nicht bei mir, und das letzte fühle ich alsdann so tief." Vgl. noch S. 256. — 65. Dies Land ist voraus Ufer der See, und mein Hügel ein Steinfels daran gewesen. Weiterhin bis Bremen und die Nordsee ist Boden des Meeres. H

Weissagerin, o Lila! (Rosenduft
Ist ihre Seel' und Mondesstrahl
Aus andrer Welt und Engelthräne!) ruft
Umsonst dich, himmlische Gestalt,
Mein Geist, und der dort um dich wallt,
Und Psyche klagend dir zur Seite?...

Ich irr' im matten Nachtigallenstreite
Wohin? in welche Welt?..... Und bald!....
O meine Psyche, nicht umarme
Den wüsten Fels! er hört dich nicht;
Nicht wende dein Gesicht
Zum Nebel, daß der Steinkloß nicht
Von einer Thrän' erwarme!
Nimm auf das Saitenspiel
Der Freud' und Hoffnungen! Wie sind der Saiten viel,
Und Töne viel auf ihm! und eine Welt Gefühl
Des Lebens in ihm. Komm'! Sei Gegenwart
Der Sängerin des Lebens mir
Durchs Leben! Weine nicht! und sieh,
Wie, wo noch nichts hier blüht, sich bald ein Knöspchen Rose
Voll Hoffnung offenbart!
Die sende mir, die send' ich dir,
Das Knöspchen Hoffnungsrose!
Dann opfr' ich sie! dann opfre sie
Auf schönstem, kühlstem Wäldchenmoose
Den Göttern — Psyche, dir!

(63.) St. Johannes Nacht.

Schönste Sommernacht!
Ich schwimm' in Rosen und blühenden Bohnen,
Und duftenden Hecken und Nachtviolen,

70. Ob diese Anrufung Lilas etwa in den Briefen der letztern an Karoline, die ihm von dieser mitgeteilt wurden (a. a. O. 207) einen Anhaltspunkt hat, weiß ich nicht. Vergleichen läßt sich auch folgende mit Bezug auf den „Traum" einer etwaigen Berufung nach Göttingen geschriebene Stelle aus einem Brief an Karoline (Mai 72, S. 257): „unsre alte Deutschen haben von jeher so was Göttliches, Weissagendes in Euch Weiblein erkannt: Sie wissen, ich stecke in diesem Aberglauben auch so tief, und laure auf solchen Wink von Ahndung des Herzens, wie König David auf den belebenden Atem seiner schönen jungen Abisai von Sunam. Weissage also zum Spaß ein bißchen!" — 74. und der, und nach älterem Sprachgebrauch den Relativsatz anknüpfend, so daß und der = der ist. — 84. Z. Cid 813. — St. Johannes Nacht. Ged. I, 160 (122) mit der Jahreszahl 1772. Karolinens „ganze Umarmung der Seele" für den „flammenden Sommerliebestraum" zugleich mit einer Probe der

In tausend Düften — o Natur,
Wo kenn' ich deine Kinder alle,
Die Bräute alle,
Die jetzt sich schmücken und lieben und paaren
Und feiren Brautnacht! —
Schöne Nacht!
Wie die Schöpfung flammet und wallt!
Als ob der allanflammende Sonnenvater,
Mit welcher Jugendinbrunst jetzt,
Die Erd' umarmt —
Und der Himmel brennt!
Dort Abendrot! Hier Morgenrot —
Wie kühler dämmernder Tautag! —
Und —
Und hundert Wesen schwirren empor
In Luft und Wasser und See und Sand,
Summen empor! Lieben!
Unendlich, ach
Unerschöpflich bist du schön,
Mutter Natur!
Und hundertartige deiner Kinder
In Leben und Lieben und Sein und Freuden!
Wer kann sie zählen! wer kann sie fühlen! —

Und du,
In hundert Arten und Sein und Wesen
Und Lieb' und Freuden, dich
Allfühlend, o Natur,
Wie nenn' ich dich?

Wer bin ich unter den Millionen,
Die jetzt genießen — und wer
Unter den unendlichen Millionen
Die ich genießen nicht seh'.

ursprünglichen Fassung in dem Briefe vom Anfang Juli Aus H.s Nachl. III, 298. Haym, Herder I, 525 f. — Vgl. zu 62, 64 ff. — Der Einfluß Klopstocks macht sich namentlich in dem Abschnitt V. 28 ff. geltend: vgl. bes. 28 ff. und Frühlingsfeier 17 f. 39—60 und Frühlingsf. 21—36 (bes. d. Schluß beider Stellen) und etwa noch zu 47 f. Dem Erlöser 5 f.

12. Nach brennt fehlt sowohl in der Ausgabe von 1817 als 1827 jede Interpunktion; Düntzer setzt (:).

In Blum'! in Blüt'! im wehenden Duft
Der Nachtviole.
Wie Tausende sind vielleicht,
Die die Blüte knospen! die Ros' errötend
Spinnen und färben und dufther schwimmen,
Schwimmen um mich — fühlen mich,
Und ich seh sie nicht.
Da fliegt der leuchtende Funke Gottes,
Der Sommerwurm!
Kleiner Wurm, leuchtender Funke! komm,
Glänze mir!
Wer warst du, daß die schaffende Hand
Dich also angeglüht?
Mit Sonnenglanz! mit Sonnenglut!
Wer bist du?
Etwa der Seligen einer? Ein
Verbanneter Unsterblicher,
Aus Raupenstand' und Grabegespinst
Den Wurm zu erlösen.
Und trägst noch Siegel der Unsterblichkeit,
Und glühst noch lang im Tode noch fort —
Ziehst Blitzesfunken und duftest Feu'r,
Nicht Strömen erlöschbar, die Gold,
Die Felsen zernagen — Wunderwurm
Und kriechst im Staub.
Fleuch! ich kenne dich nicht! Wunderwurm!
Lebe dein Sommerleben im Flug',
Im Staube! wie's der will,
Der dich gemacht.
Kenn' ich mich?
Eben so klein, fliegend und wallend
Und Sonn' entsprungen — kenn' ich mich?
Wer war's, der Funken dem Staube gab,
Daß er ihm vom Auge leucht',
Erflamme vom Herzen,
Oft so matt! und wie lang?
Und lodert er fort dann?

Fleuchst

40. Johannswurm. H

Funke du fort?
Aus Raupenstand, aus Grabesnacht,
Wenn dein Wurmkörper hier hin ist, noch
Ein Würmchen zum Engel zu lösen? — — —
All' meine Sinnen sind
Verschlossen! — Um meine Sinn'
Ist Sommernacht!
Bin nicht zu denken hier! — zu sein! zu hoffen!
Leben und mich zu freun!
Leben — allein?
Nicht ist der leuchtende Wurm,
Wird nicht allein sein!

Und allein mich freun?
Niemand zu sagen, wie schön
Im Sommerliebesbrande
Mutter-Natur, du sei'st!
Mutter-Natur!
Niemand zu haben, der mit
Schwirren die Schöpfung höre! mit
Höre die leisen Räder geh'n,
Und seh'n
Den leuchtenden Engel fliegen
Und denken Unsterblichkeit.
Vereint sie denken! vereint,
Schöne Mutter Natur,
Fühlen an deiner Brust, uns drücken
An warmes Herz!
Freundschaft, holdester Funke
Der holden Natur!
In heiliger Nacht! in Zaubernacht,
Mutter Natur, bet' ich dich an!
Sei ich's wert des edelsten Funken,
All deiner Flammennatur!
Komme mein leuchtender Engel
Den Wurm zu beleben.
Zauberlaube,
Wo seh ich dich?
Und um mich gegossen

Mein sanftes Weib.
Zauberlaube,
Wo seh ich dich?
Rosen und Mondstrahl um dich schwimmend,
Und liebender Wachtelschlag,
Zauberlaub' und der Knabe hängt
An Mutterarm! An Mutterbrust
Ihr gleich das sanftere Mädchen!
Und der wilde trotzige Knabe lernt
Staunen der Sommernacht! hören Gott!
Hören schwirren und liebegirren
Der Schöpfung!
Sanfter bebet alsdann die Mutterbrust,
Sanfter schmieget der Säugling, trinkt
Wollust Gottes, und ich — und ich —
Zauberlaube, wie bin ich allein!

(64.) Liebe.

Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternen-, wie des Himmels Sang:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich sind meine Lieder toter Schellenklang!

Hätt' ich Prophezeiung, alle Tiefen
Der Geheimnisse, Erkenntnistiefen,
Berge zu versetzen hätt' ich Macht:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich wär' all mein Glaube, all mein Wissen Nacht!

118. Der Sch., so 1817 und 1827. H. Kurz faßt daher „Schwirren und Liebegirren" (117) substantivisch: V. 87 aber scheint Düntzer Recht zu geben, wenn er Der als Druckfehler faßt und in Die bessert. In der ältern Fassung heißt es „lernt Im Staunen der Sommernacht Hören Gott! fühlen sanft Die Schöpfung". — Liebe. Ged. II, 201 (153) f — Nach 1 Korinth. 13. H

Gäb' ich Armen alle meine Habe,
Gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachete der Glut:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich ist Thun und Leiden leere, blinde Wut! —

Liebe, du bist gütig, freundlich, milde,
Neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
Nimmer stolz und ungebärdig nie,
Nicht argwöhnisch, suchst das Meine,
Nicht das Deine;
Nur die Wahrheit, nicht die Lüge, Gutes freuet sie! —

Alles deckt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,
Duldet alles, was sie nie verschuldet,
Liebe, du wirst bleiben, du allein!
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntnis; Liebe nur wird sein.

Stückwerk ist mein Wissen, mein Vergleichen;
Kommt das Ganze, muß das Stückwerk weichen;
Kind ist Kind, und klügelt, wie ein Kind.
Wird ein Mann an Kindereien
Sich erfreuen?
Er, ein Mann, ist männlicher gesinnt.

Jetzt im Rätsel, jetzt im dunkeln Spiegel:
Einst erscheinet uns der Wahrheit Siegel
Wirklich: Angesicht zu Angesicht;
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe,
Doch die Liebe
Ist die größte aller, Liebe nur weicht nicht.

(65.) Angedenken an Neapel.

Ja verschwunden sind sie, sind verschwunden,
Jene kurzen, jene schönen Stunden,
Die auch ich am Pausilipp erlebt.
Holder Traum von Grotten, Felsen, Hügeln,
Inseln und der Sonne schönen Spiegeln,
Seen, Meer — du bist mir fortgeschwebt!

Fortgeschwebt die zaubernde Sirene,
Die mich ohne süßer Flöten Töne
Schwesterlich in ihre Arme nahm;
Und mein Herz schlug voller und geschwinder,
Und mein Blut floß reiner und gelinder,
Da ihr Atem mir entgegen kam.

Sehnend sah ich ihres Busens Wellen
Sanfter sich und reger zu mir schwellen,
Schwamm dann mit der Fläche sanft dahin;
Sah den schönen Kranz von Fels und Hügeln,
Sah die Sterne, sah den Mond sich spiegeln
In der süßen Freudegeberin.

Sah die Inseln in den Wellen schweben,
Träumt' auf ihnen ein beglücktes Leben,
Unbekannt und aller Welt entflohn;
Sammelt nur um mich den Kreis der Meinen —
Ach ihr Wellen, oft saht ihr mich weinen
Um sie, für sie, zu der Göttin Thron!

Wenn die Abendröt' im stillen Meere
Sanft verschwebte, und mit seinem Heere
Glänzender der Mond zum Himmel stieg,
Ach! da flossen mit so neuem Sehnen
Unschuldvolle, jugendliche Thränen,
Nur ein Seufzer sprach und alles schwieg.

Angedenken an Neapel. Ged. II, 26 (20)f. mit der Jahreszahl 1789. Vgl. 21 u. Anm. — 22 ff. Der sehnsuchtsvolle Wunsch die Seinen bei sich in Neapel zu haben kehrt oft auch in den Briefen wieder (Reise, S. 214. 215 u. ö.).

Nimmer, nimmer sollt ihr mir entschwinden,
Immer wird mein Herz euch wiederfinden,
Süße Träume, rein und zart und schön.
Nie wird euch mein Auge wiedersehen,
Doch ein Hauch wird lispelnd zu euch wehen:
„Ich, auch ich war in Arkadien.“

(66.) Germanien.

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
Was dir selber geschah. Fühl' es, ermuntre dich,
Eh die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!

Deine Nachbarin sieh, Polen, wie mächtig einst,
Und wie stolz! o sie kniet, ehren= und schmuckberaubt
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen, und verstummt.

Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
Ihre Edeln, es half keiner der Namen ihr,
Die aus tapferer Vorzeit
Ewig glänzen am Sterngezelt.

36. Über den namentlich durch ein Gemälde Poussins und dessen Nachbildungen im vorigen Jahrhundert weitverbreiteten von Herder mit deutlicher Beziehung darauf auch in dem Gedichte „Die Erinnerung. Nach dem Spanischen“ (Zerstr Bl. III, 10 f. Ged. I, 9 (16 f.)) benutzten Spruch Et in Arcadia ego, bekannt auch als Motto zu Goethes Italiänischer Reise vgl. G. Büchmann Geflügelte Worte, 11. Aufl., S. 93 f. — Germanien. Adrastea VI, 2 (1803), 152—155, Ged. I, 278 (204); hier nach dem genauern, nach dem erhaltenen Druckmanuskript, einer Abschrift Karolinens, besorgten Abdruck bei Suphan, Zwei Kaiserreden (Berlin 1879) S. 41 f., der auch für die Erklärung das Beste gethan hat. Darnach ist die Ode wohl ins Jahr 1798 zu setzen. — 4. Vgl. 24. Werke, Suphan, 18, 346: „Käme der Feind, dessen Sprache sie (die Nation) verderbet, dessen Mode sie nachahmt, dessen Sitten sie affektiert, mit der Schere in der Hand, ihr wie ein Sohn des Orkus (zu Admet 407 ff.) die Locke abzuschneiden, [oder sie schimpflich zu scheren], was wollte sie sagen?“ An Gleim 29. Juni 98 (Von und an H. I, 244): „„Wo sind wir, welchen Zeiten sehen wir entgegen?“ Verachtet! Verachtet! — es fehlt wenig, daß man den Rheinanwohnern nicht die Haare abschneidet“. — 5. Polen, dessen dritte Teilung zwischen Rußland, Preußen und Österreich (V. 8) 1795 stattfand. Suphan vergleicht (S. 44) aus dem für den 121. Humanitätsbrief bestimmten Gedichte „Koalition“ (Ged. I, 267 (195), vgl. Suphans Ausg. 18, 348 ff. 346.) folgende Verse:

Das arme Polen,
Warum dann ward's zerteilt? Es war mit sich
Nicht koaliert; drum schnitt man es entzwei;
Nun wachsen seine Stücke neu und frisch
Zusammen durch die Kur der Sympathie.
Das große Deutschland (warum liegt es doch
So nah an Polen?).

Und nun, wende den Blick! Schau die zerfallenen
Trümmer, welche man sonst Burge der Freiheit hieß,
Unzerstörbare Nester;
Ein Wurf stürzte die Sichern hin.

Weiter schaue. Du siehst, ferne in Osten steht
Dir ein Riese; du selbst lehretest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen.
Zorndorf probte sie auch an dir.

Schau gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.

Und du säumetest noch dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Soll dein Name verwehn? Willt du zerteilet auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht alles wert?

13 ff. „In der vierten Strophe wird — jede andere Erklärung scheint mir unmöglich — auf die Gewaltakte hingedeutet, welche das Direktorium zu Paris gegen die Schweiz anordnete [Umwandlung in die helvetische Republik]. Die republikanischen Heere rückten Anfang Februar 1798 in die westlichen Kantone ein" Suphan S. 43, wo auch H.s Anteil an den Ereignissen aus dem Briefwechsel mit G. Müller und Gleim nachgewiesen wird. Zu 14 f. vergleicht Suphan (S. 44, wo auch die alte starke Pluralform Burge aus der spätesten Prosa H.s, Adrastea VI, 2, 211, belegt ist) Schillers „die Berge — das Haus der Freiheit" (Tell I, 3) und weist auf dieselben Quellen, Johannes Müller oder Scheuchzer, hin. — 24. Die linksrheinischen Territorien, welche durch den (Von und an H. I, 244 beklagten) preußischen Separatfrieden zu Basel (1795) und den Frieden zu Campo Formio (1797) an Frankreich kamen. Vgl. zu 4. Suphan vergleicht aus dem Gedichte „Koalition" die Stelle:

Vor wenig Jahren waren Hennegau
Und Flandern flämisch, Lothringen war deutsch;
Und jetzt ist bis zur letzten Station
Alles französisch, um- und umgewandt,
Bekleibet, neugeschaffen, koaliert. —

32 ff. Vgl aus dem zurückgelegten 116. Humanitätsbriefe (Werke, Suphan, 18, 345 ff.) den Satz 2: „Eine Nation, die ihre eigne Sprache weder kennet noch liebt und ehret, habe sich ihrer Zunge und ihres Gehirns, d. i. ihres Organs zur eignen Ausbildung und zur edelsten Nationalehre selbst beraubet" (folgt der zu 4 ausgehobne Satz).

Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrtest du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Gallier,
Des Kosaken, Kalmucken
Pulsschlag frönen? Ermuntre dich.

Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit wert?
Der gemaleten, die nur ihm gegönnet ward.
Ach die Pfeile des Bündels!
Einzeln bricht sie der Knabe leicht.

Höfe schützen dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.
Wirf die lähmende Deutschheit
Weg, und sei ein Germanien!

*
* *

Träum' ich, oder ich seh welch einen Genius
Niederschweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preußen und Österreich.

---

37 ff. Vgl. a. a. O. „Selbstvertheidung ist die Wurzel alles menschlichen und National-Wertes .... Eine Nation, die sich selbst nicht verteidigen mag, wird .... ein Spott und Spiel aller Nationen" und Resultat 1: „Daß nur eine Nation, die sich selbst achte, Achtung verdiene, daß nur eine Nation, die sich selbst zu schützen Willen, Kraft und eine dauernde, den Zeiten angemessene Verfassung habe, eine Nation sei". — 41 f. „Die schmachvolle Flucht der Fürsten, der geistlichen zumal, aus der Pfaffengasse am Rhein beim ersten Einbrechen der Franzosen war noch in frischem Gedächtnisse." Suphan S. 44. An „die Fürstenflucht im Hochsommer 1796" (Von und an Herder I, 211) erinnert er Werke 18, 584,. — 43 f. Deutschheit, nach der von Suphan (H.s Werke I, 540 und a. a. O. 56, 12) gegebenen Geschichte des Begriffes mit dem bis über das Ende des 18. Jahrhunderts hinaus dauernden Nebensinn des Plumpen und Unbeholfenen, Schläfrigen und Träumerischen, aber auch Groben und Unverträglichen. Den Zuruf „sei ein Germanien" deutet Suphan S. 44 f. aus H.s tief in seiner Natur liegenden „Neigung zu etymologischem Grübeln" als „ein altes Spiel mit den Worten germanus [Bruder], Germanus". „'Sei was dein Name besagt!' soll der Zuruf sagen." Vgl. Humanitätsbr. 116 (a. a. O. 347): „Alle waren [wir] der Meinung, daß in Deutschland, wenn wir nicht ein zweites Polen sein wollten, keine Mühe edler angewandt werde, als diese Dissension [die sich auf alles in der Nation verbreitende Zerstückelung, die kleinlichen „Anmaßungen und Streitigkeiten über Rang und Gerechtsame (querelles Allemandes)"] zu zerstören. Alle Waffen der Überzeugung und Ironie, des guten Herzens und des gesunden Verstandes sollte man gebrauchen, um jene Provinzialgötzen zu Dan und Bethel [1. Kön. 12, 28 f.], den Wahn und [Selbst-]Dünkel abzuthun, und in allem das große Gefühl emporzubringen, daß wir Ein Volk sein, Eines Vaterlandes, Einer Sprache."

(67.) Gedankenfreiheit.

(Nach Horaz, Od. I, 8.)

Sagt, Gebieter der Erde,
Warum eilet ihr so, mit unsrer kleinen
Gabe, Gedankenfreiheit,
Euren eigenen Schatz, die Macht der Völker,
Schmählicher hinzurichten?
Der sein inneres Herz, der Wahrheit Tempel,
Sonst mit Freude des Jünglings
Aufschloß, murmelt anjetzt geheimnisbrütend,
Scheut die Sonne zu nennen,
Und verschmachtet im Gram, wenn ihr am hellen
Morgen tief in der Nacht seid.
Ist's im Dunkel zu wandeln Götterfreude?
Oder spaltet ein Lichtmeer
Nicht das Seide-Gespinst? In Lykomedes
Kammer verriet Achilles
Sich dem Forschenden doch, und ging vor Troja.

(68.) Die Nacht.

Kommst du wieder, heil'ge, stille Mutter
Der Gestirn' und himmlischer Gedanken,
Kommst du zu uns wieder? Dich erwartet
Lechzend schon die Erd', und ihre Blumen
Beugen matt ihr Haupt, aus deinem Kelche
Nur zwei Tropfen Himmelstau zu kosten:
Und mit ihnen neiget sich ermattet
Meine Bilder- überfüllte Seele,

Gedankenfreiheit. Ged. I, 266 (194) mit der Jahreszahl 1793; im selben Jahr wurden H.s Humanitätsbriefe gleich nach dem Erscheinen des ersten Teils in Wien verboten, indes auch ohne das gab es für einen Mann von H.s Gesinnung Anlaß zu solcher Klage (vgl. Suphan, H.s S. W. XVIII, 523 ff. 552 ff.). — Das Versmaß der Horazischen Ode (Sapph. 11.) hat sich H. zu verändern gestattet: er setzt im Aristophanicus 5mal (1. 7. 9. 11. 13.) den Daktylus an zweite Stelle und durchweg statt des Sapph. maior den S. minor mit der ihm geläufigen Versetzung des Daktylus vom dritten in den zweiten Fuß, eigentlich also Hendekasyllabus (vgl. die ähnlich Horazische Oden parodierenden Gedichte „Deutschlands Ehre", „Um den Frieden" Ged. I, 261 [190], 264 [192] und die Übersetzungen aus Horaz, Balde und Sarbievius). — Die Nacht. Adrastea VI, 2 (1803), 277—282. Ged. II, 128 (92) mit der Jahreszahl 1801.

Harrend, daß dein sanfter Schwamm sie lösche,
Sie mit Bildern andrer Welten tränke,
Und mein lechzend Herz mit Ruhe labe.

Sternenreiche, goldgekrönte Göttin,
Du, auf deren schwarzen weitem Mantel
Tausend Welten funkeln, die du alle
Sanft gebarest und ihr rastlos Wesen,
Ihren Feuerschwung, ihr reges Kreisen
Mit dem Arm der ew'gen Ruhe festhältst. —
Welch ein Lobgesang ertönt in allen
Welten dir, du aller Sternenchöre
Leise Führerin! — Ein hohes Loblied,
Dem der Sturm verstummet, dem die Sprache,
Dem des Herzens Laut, dem alle Töne
Sanft entschlummern in ein heilig Schweigen.

Heilig Schweigen, das die Welt jetzt füllet,
Sanfter Strom, der in den ew'gen Ufern
Endeloser Schöpfung feiernd hinrollt! —
Und du herrlicher Gesang der Sterne,
Licht aus Licht, des Himmels sanfte Sprache! —

Weite Nacht umfasset meine Seele!
Meere der Unendlichkeit umfangen
Meinen Geist, die Himmel aller Himmel!
Nächtlich still, ein Meer voll lichter Scenen,
Wie das Weltmeer voll von Feuerfunken.

Hohe Nacht, ich knie vor deinem Altar!
Alle Funken des allweiten Äthers
Sind das Stirnband deiner heiligen Schläfe,
Voll von Gottesschrift. Wer kann sie lesen,
Diese Flammenschrift des Unerschaffnen
Auf der Stirn der Nacht? Sie spricht: Jehovah
Ist nur Einer und sein Nam' unendlich
Und sein Kind die Nacht. Ihr hoher Name
Heißt Geheimnis: ihren heil'gen Schleier
Deckte niemand auf. Sie hat geboren

Welten, Räume, Zeiten. Ihren Kindern
Stehen ewig vor Gesetz und Ordnung,
Lieb' und strenges Schicksal, alle leitend,
Alle leitend zum lebend'gen Vater.

Laß den Schleier sinken, heil'ge Mutter,
Schlage zu dein Buch voll Gottesschriften;
Denn ich kann nicht weiter, kann nicht höher
Klimmen in Gedanken. Neige lieber
Her das Füllhorn deiner Ruh und träufle,
Träufle sanft mir zu, o du des Schlafes
Und der Träume Mutter, träufle sanft mir
Zu Vergessenheit von meinen Sorgen.

Fühl' ich nicht wie ihre Schlummerbinde
Mich umhüllet, wie mit Mutterhänden
Sie mein fallend Augenlid mir zuschließt?
Welche Geister, die schon vor mir gaukeln! —
Angesichte, treffliche Gestalten
Andrer Welt. Ein süßes Licht umstrahlt mich,
Das mein wachend Auge nie gesehen.
Welch ein Mond! o welche schöne Sterne:
Schweb' ich? schwimm' ich? steig' ich? sink ich nieder
Vor dem Thron des Unerschaffnen? Engel,
Genien sind um mich, die Gespielen
Meines Lebens und auch du mein Bruder,
Du mein Schutzgeist, den ich nimmer kannte —
Reichst du mir die Hand? bist hold und freundlich?
Ziehst mich mit in diese Lobgesänge,
Ach! in die mein Geist verhallte.

Schlummre wohl indes, du träge Bürde
Meines Erdenganges. Ihren Mantel
Deckt auf dich die Nacht und ihre Lampen
Brennen über dir im heil'gen Zelte.
Gottes Wächter steigen auf und nieder
Von den Sternen und des Himmels Pforte
Steht dir offen in verborgnen Träumen.
Aller Engel, aller Sel'gen Seelen

Göttliches Konzert; sie blicken alle,
Monde, Sonnen, auf, zu welcher Sonne?
Welchem Mittelpunkt in allen Kreisen! —
Welchem Allumfasser, Allerfüller —
Mir auf meinem Wandelstern unsichtbar,
Nicht unsichtbar einst dem Sonnenbürger! —

Sieh! und alle blicken so vertraulich
Auf mich nieder! — Seht ihr mich, ihr Sterne,
Mich des Staubes Staub, der ich euch denke,
Meine Freund' euch nenne, die Gespielen
Meiner süßesten, erhabnen Wollust,
Meiner besten Ruhe stille Zeugen.

Jünglinge des Himmels, süße Kinder
Der verklärten Nacht, du hold Geschwister
Meiner Andacht, meiner Ruh und Hoffnung.
Ach wie glänzet ihr so lange, lange
Schon in euren schönen Feierkleidern;
Eh' ich war und eh' die Erde da war,
Und wenn ich nicht mehr, wenn lange, lange
Sie nicht mehr ist: wenn der dumpfe, ferne
Erdenton, das Seufzen seiner Pole
Euer Lichtkonzert nicht mehr wird stören,
Nicht in eure Hymnen mehr wird jammern.

Werd' ich denn, Holdsel'ge, mit euch ziehen?
Blüht in euren amarantnen Lauben
Auch für mich ein Kranz der Lieb' und Unschuld? —
Daß ich stimmend ein in euren reinen
Jubel, auch vertraulich niederwinke,
Einem Irrenden ein Strahl der Leitung,
Einem Traurenden ein Stern der Hoffnung.

Verzeichnis
der Anfänge der Legenden und Gedichte.

Inhalt.

Der Cid.

Paramythien.

Blätter der Vorzeit und Jüdische Parabeln.

Legenden.

Admetus Haus.

Gedichte.

Herders Werke

Bd.: 2

[1885]